



Rudolf Vrba
**Ich kann nicht
vergeben**

Meine Flucht aus Auschwitz
Vorwort von Beate Klarsfeld

Schöffling & Co.

**»Irgendwie fanden wir es nicht richtig,
dass die Welt sich weitergedreht
hatte, während es **Auschwitz** gab,
dass die Leute gelacht und gescherzt,
getrunken und sich geliebt hatten,
während Millionen starben und wir
um unser **Leben** kämpften.«**



Ich kann nicht vergeben. Meine Flucht aus Auschwitz ist ein einmaliges Erinnerungsdokument. Es erzählt, wie ein erst siebzehnjähriger Slowake in Auschwitz überlebte. Wie er sich vor der Willkür der SS und der Kapos schützte, wie er Strafen und Krankheiten überstand, sich bei den Widerstandskämpfern im Lager Respekt verschaffte und sogar einen seltenen Augenblick der Liebe erlebte. Mehr noch: wie er es als einer der wenigen schaffte, zusammen mit seinem Freund Alfréd Wetzler dieser hermetisch abriegelten Hölle zu entfliehen. Und doch war dieser junge Mann nicht allein auf seine individuelle Freiheit bedacht, sondern davon getrieben, die letzte große Massenmordaktion der Nationalsozialisten, die Vernichtung der ungarischen Juden, zu verhindern. Tatsächlich rettete der Bericht der beiden Geflüchteten hunderttausend Menschenleben.

Rudolf Vrbas Memoiren beeindrucken durch die spannende Schilderung dieser dramatischen Ereignisse. Sie sind ein Zeugnis der Widerstandskraft der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, die dessen Terror nicht wehrlos hinnahmen. Rudolf Vrba, der auch im Frankfurter Auschwitz-Prozess aussagte, hält die Erinnerung an das Unrechtsregime auf packende Weise lebendig.

Das Buch, das der Autor zusammen mit dem Journalisten Alan Bestic unter dem Titel *I Cannot Forgive* 1963 in England erstmals veröffentlichte, erschien in zahlreichen Sprachen.

Rudolf Vrba wurde 1924 als Walter Rosenberg im slowakischen Topol'čany geboren. Mit fünfzehn Jahren wurde er aufgrund der anti-jüdischen Gesetze des Tiso-Regimes vom Gymnasium in Bratislava ausgeschlossen, mit siebzehn versuchte er, nach England zu entkommen, um sich den tschechischen Exilkämpfern anzuschließen, wurde aber verhaftet.

Nach einem Ausbruchversuch aus dem von der slowakischen Staatsführung errichteten Lager Nováky im März 1942 wurde er erneut festgenommen und in das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek deportiert. Von dort überstellte ihn die SS nach Auschwitz. Als Häftling Nr. 44070 war er dort fast zwei Jahre inhaftiert. Am 7. April 1944 gelang ihm zusammen mit Alfréd Wetzler die Flucht aus Auschwitz-Birkenau.

Im Spätsommer 1944 schloss sich Vrba den Partisanen an. Für seine Verdienste im slowakischen Nationalaufstand wurde er mehrfach ausgezeichnet. Nach dem Krieg studierte er Chemie und Biochemie in Prag und gelangte über England nach Kanada, wo er als Professor für Pharmakologie in Vancouver lehrte. 1998 verlieh ihm die Universität Haifa ein Ehrendoktorat in Anerkennung seiner heroischen Flucht und seines Beitrags zur Holocaust-Erziehung. 2006 starb Rudolf Vrba in Kanada.

Beate Klarsfeld, geboren 1939 in Berlin, lebt in Paris und betreibt dort die *Klarsfeld Foundation*. Sie ist Journalistin und kämpft für die Aufklärung und Verfolgung von NS-Verbrechen.

Dagi Knellessen, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fritz Bauer Institut bis 2005, seitdem freie Erziehungswissenschaftlerin und Publizistin.

Werner Renz, seit 1995 wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Fritz Bauer Institut, zahlreiche Publikationen zur Geschichte von Auschwitz und den Frankfurter Auschwitz-Prozessen.

Umschlagfoto: Robert Harding
© mauritius images
www.schoeffling.de

Rudolf Vrba
Ich kann nicht vergeben

Meine Flucht aus Auschwitz

*Aus dem Englischen
von Sigrid Ruschmeier
und Brigitte Walitzek*

Mit einem Vorwort von Beate Klarsfeld

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Dagi Knellessen und Werner Renz

Mit zahlreichen Abbildungen

Schöffling & Co.

Die Kapitel 1 bis 7 übersetzte Brigitte Walitzek; das Vorwort des Autors,
die Kapitel 8 bis 17 und den Epilog übersetzte Sigrid Ruschmeier.

Erste Auflage 2010

© der deutschen Ausgabe:

Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 2010

Copyright © 1964, 1999 by Rudolf Vrba Archives, LLC

Die zusammen mit Alan Bestic verfasste Originalausgabe

I Cannot Forgive erschien

bei Sidgwick and Jackson, London 1963.

Für die Neuübersetzung wurde die durchgesehene
und um ein Vorwort des Autors erweiterte Ausgabe

I Escaped from Auschwitz verwendet,

erschienen bei Robson Books, London 2002.

Die erste deutsche Übersetzung von Werner von Grünau
erschien bei Rütten + Loening Verlag, München 1964

Alle Rechte vorbehalten

Satz & Lithografie: Reinhard Amann, Aichstetten

Druck & Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-89561-416-3

www.schoeffling.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort von Beate Klarsfeld	7
Vorwort des Autors	11
ERSTES KAPITEL Als die Musik verstummte	23
ZWEITES KAPITEL Ein Sohn wie ich	41
DRITTES KAPITEL Gesucht	64
VIERTES KAPITEL Die SS in Aktion.....	86
FÜNFTES KAPITEL Die Theorie der Lager	107
SECHSTES KAPITEL Neuzugänge.....	132
SIEBTES KAPITEL Nähere Bekanntschaft mit Auschwitz	156
ACHTES KAPITEL Eine nackte Welt	184
NEUNTES KAPITEL Die Nacht des 29. August.....	212

ZEHNTES KAPITEL «Hier ist keine Synagoge!»	241
ELFTES KAPITEL Mein Status verbessert sich.....	262
ZWÖLFTES KAPITEL Iwan der Schreckliche.....	282
DREIZEHNTES KAPITEL Menschen vergasen ist gar nicht so einfach	304
VIERZEHNTE KAPITEL «Traue nie einem Deutschen».....	331
FÜNFZEHNTE KAPITEL Entkommen	361
SECHSZEHNTE KAPITEL Auf der Flucht	394
SIEBENZEHNTE KAPITEL Wir sagen es allen.....	417
Epilog	437
Editorische Notiz.....	451
Nachwort der Herausgeber	452
Dank	479
Zeittafel	480
Bibliografie.....	490
Bildnachweise	494

Vorwort von Beate Klarsfeld

Mehr als eine Million Menschen sind in Auschwitz-Birkenau ums Leben gekommen, neun Zehntel wurden ermordet, weil sie Juden waren. Gelungene Fluchten aus dem deutschen Todeslager gab es nicht viele. Die Flucht von Rudolf Vrba und Alfréd Wetzler aus Auschwitz-Birkenau ist die zweifellos berühmteste. Getrieben von dem Ziel, die ungarischen Juden vor den bevorstehenden Deportationen in den Tod zu warnen und die Welt über die Todesfabrik Auschwitz-Birkenau zu informieren, flohen die beiden Häftlinge aus dem Lager und erstatteten Ende April 1944 dem slowakischen Judenrat ausführlich Bericht.

Der Vrba-Wetzler-Bericht fand seinen Weg nach London und Washington und in den Vatikan, wo er als authentisch anerkannt wurde. Die Alliierten wurden über die «Endlösung der Judenfrage» in Kenntnis gesetzt, sie bekamen eine Vorstellung davon und mussten nun ihr Gewissen sprechen lassen.

Es ist ganz aussergewöhnlich, dass dieser detailgenaue Bericht über die Vernichtung der europäischen Juden von zwei jungen slowakischen Juden erstattet wurde, die eine zweijährige Erfahrung im Vernichtungslager Auschwitz gemacht hatten. Ebenso aussergewöhnlich sind Vrbas 1963 nach dem Jerusalemer Eichmann-Prozess niedergeschriebene Erinnerungen, die hier in einer gründlich annotierten Neuübersetzung endlich wieder erscheinen.

Rudolf Vrba kam mit einem der ersten Transporte in diesem unermesslichen Schlachthof für Juden an. Es war am 30. Juni 1942. Die Gaskammern, die zur Ausmerzungen der Juden errichtet

wurden, liefen noch nicht auf Hochtouren, und bis zum Datum seiner aussergewöhnlichen Flucht durchlief er alle wichtigen Stationen auf diesem neuen teuflischen Planeten. Dieser Planet war das Werk einer totalitären Ideologie, getragen vom Hitlerschen Antisemitismus. Als ihm die Häftlingsnummer 44070 tätowiert wurde, hatte er schon die Kunst des Überlebens erlernt. Es gelang ihm, sämtliche Hürden zu überwinden, die sich vor ihm aufbauten: die Lagerhäuser der SS, das Schleppen der schweren Zementsäcke auf der Baustelle der I.G. Farbenindustrie AG, die Selektionen, Krankheiten wie Typhus, den Handel in «Kanada», die Knüppelschläge, die oft den Tod bedeuteten, die zermürbende Arbeit auf der Judenrampe, auf der die deportierten Juden in Empfang genommen wurden. Bei ihrer Ankunft wurde ein Fünftel zum Arbeitseinsatz abkommandiert, die anderen kamen sofort in die Gaskammern. Vrba musste auch das Raubgut in die Waggons verfrachten. Er wurde Zeuge der Vernichtung der Juden, die aus dem Ghetto Theresienstadt kamen. Zu ihnen zählte ein junges hübsches Mädchen, Alice, mit der er seine erste Liebesnacht verbrachte, bevor sie am nächsten Tag vergast wurde.

Mich erinnert Rudolf Vrbas Schicksal an das seines Leidensgenossen Primo Levi, der elf Monate in der letzten Phase in Auschwitz verbrachte, während Vrba dort fast zwei Jahre lang Grauenhaftes erdulden musste. Die «Evakuierung» von Auschwitz mit den Todesmärschen in Eiseskälte und Schnee und die Befreiung des Lagers erlebte Rudolf Vrba nicht mehr. Zu dieser Zeit kämpfte der Auschwitz-Überlebende mit der Waffe in der Hand gegen die deutschen Besatzer in der Slowakei. Die beiden Berichte von Primo Levi und Rudolf Vrba ergänzen sich, doch führt uns Vrba literarisch tiefer in die menschliche Natur der Täter ein als Levi, denn er selbst war in engerem und alltäglichem Kontakt mit der SS-Hierarchie.

Auch diese Erkenntnisse haben Vrba erlaubt, so lange zu überleben, und er ist eines der wenigen Opfer, die im Sommer 1942 im Lager ankamen und bis zum Augenblick seiner Flucht im April 1944 noch überlebten.

Er war in enger Berührung mit den unbarmherzigsten der SS-Männer und lernte sie kennen. Er hatte eine grosse Verachtung für die Kapos, die sich willfährig zu Handlangern der SS machen liessen. Aber er begegnete auch Häftlingen, die sich ihre Menschlichkeit bewahrt hatten. Er hatte sich am Schwarzmarkt beteiligt, der die Raffgierigen befriedigte, aber auch Solidarität mit den anderen ermöglichte. Er musste mit ansehen, wie die Arbeitsunfähigen im Lager am 29. August 1942 liquidiert wurden, und in acht Monaten verfolgte er die Ankunft von über 200 Transporten auf der Judenrampe. Er war bei der Öffnung der Massengräber zugegen, wo die Leichen verbrannt wurden, und er sah die noch glühenden Knochen der Tausenden von Kindern, die lebendig ins Feuer gestossen wurden. Rudolf Vrba nahm auch am Widerstand im Lager teil und konnte beobachten, wie die Kämpfer den Mut aufbrachten, lieber Selbstmord zu begehen, als unter der Folter die Kameraden zu verraten.

Tag für Tag, vom Hunger aufgezehrt, liess er dennoch nie in seiner Wachsamkeit nach, um nicht seiner körperlichen Schwäche zu erliegen. Rudolf Vrba verlor nie die Hoffnung und auch nicht den Willen zur Flucht. Er korrigierte ständig seine Fluchtpläne, und endlich gelang ihm der Ausbruch aus dieser Hölle mit seinem Freund Fred.

Ihr Bericht hat es ermöglicht, dass Zehntausende von Juden der Deportation entkommen konnten, dank der zahlreichen Interventionen beim ungarischen Reichsverweser Horthy. Rudolf Vrba beendete den Krieg in den Reihen des slowakischen Widerstands mit der Waffe in der Hand, wie er es sich immer gewünscht hatte.

Seine Erinnerungen dokumentieren auch sein Bestreben, gegen die in der späteren BRD straffrei lebenden NS-Verbrecher auszusagen. Vrbas Brief an den Frankfurter Staatsanwalt, dem er sich als Zeuge im Auschwitz-Prozess anbot, und Fotos, unter anderem von seinem Aufenthalt in Deutschland aus dieser Zeit, werden hier erstmals veröffentlicht.

Es hatte lange gedauert, und viele spektakuläre, teils illegale Aktionen waren nötig, um die deutsche Öffentlichkeit aufzurütteln und die Staatsanwaltschaften zu veranlassen, sie überhaupt vor Gericht zu stellen, Verfahren gegen sie zu eröffnen und sie zu Gefängnisstrafen zu verurteilen. Unsere Organisation, die *Söhne und Töchter der deportierten Juden aus Frankreich*, darunter Auschwitz-Überlebende wie Rudolf Vrba, hat sich all dies zum Ziel gesetzt: Die Verurteilungen gegen die in Frankreich tätigen NS-Verbrecher wie Kurt Lischka, Herbert Hagen und Ernst Heinrichsohn sind nur ihrem endlosen Einsatz für Gerechtigkeit zu verdanken.

Rudolf Vrba war ein aussergewöhnlicher junger Mann, der einen aussergewöhnlichen Weg eingeschlagen hatte in einer aussergewöhnlichen, kriminellen Welt. Seinem starken Willen ist es zu verdanken, dass die zivilisierte Welt über die Shoah aufgeklärt und auch aufgeschreckt wurde. Wir verdanken ihm sehr viel, und es ist notwendig, seinen Bericht und dieses Buch zu lesen. Er ist der beste Wegweiser durch diesen verteufelten Ort, verteufelt durch seine Henker, aber heilig geworden durch das Leiden der Opfer.

Paris, 2010

Vorwort des Autors

Die Ereignisse, um die es in diesem Buch geht, liegen heute mehr als fünfzig Jahre zurück. Aus der Erinnerung heraus habe ich 1963 zu beschreiben versucht, wie die Deutschen es schafften, mich gegen meinen Willen aus meinem Heimatland, der Tschechoslowakei, in die Todeslager von Majdanek und Auschwitz zu verschleppen, was ich von Juni 1942 bis April 1944 als Häftling in diesen Todeslagern erlebte, wie ich am 7. April 1944 mit meinem Mithäftling Alfréd Wetzler¹ aus Auschwitz floh und was nach unserer Flucht geschah.

Zunächst aber ein paar Bemerkungen dazu, wie und warum es zum Aufschreiben dieser Erinnerungen kam. Nach Ende des Krieges 1945 zog ich nach Prag, in die Stadt, die mir zu einem wahren Zuhause wurde, bis ich 1958 das Land verließ. Dort studierte ich Chemie und Biochemie und begann meine wissenschaftliche Karriere auf dem Gebiet, auf dem ich bis heute beruflich tätig bin.

Ich kann mich nicht entsinnen, dass mich in all den Jahren, die ich in Prag lebte, irgendwann einmal irgendjemand gefragt hat, was eigentlich in Auschwitz war. Ich weiss nicht, ob das an manchem Interesse lag oder daran, dass das Thema tabu war. Auschwitz spielt ja in der Geschichte der tschechischen und slowakischen Länder keine geringe Rolle: Nie zuvor wurden so viele

¹ Alfréd Wetzler (1918-1988) war im April 1942 aus der Slowakei nach Auschwitz deportiert worden. Ihm wurde die Nummer 29 162 in den linken Unterarm tätowiert. Unter anderem war Wetzler im «Leichenträgerkommando» und als Blockschreiber in Auschwitz-Birkenau eingesetzt. Zu Wetzlers Veröffentlichungen siehe das Nachwort der Herausgeber.

Bürger, die auf tschechischem Territorium ansässig waren, auf einmal ermordet, doch dieses Geschehen, das gleichzeitig Teil meines eigenen Lebens ist, wird vielleicht zum ersten Mal in meinem Buch beschrieben.²

Sicher, schon in den fünfziger Jahren organisierte der Bund Antifaschistischer Kämpfer³ in Prag einen jährlichen Auschwitz-Gedenkabend, und als ich einmal sogar dorthin gegangen bin, habe ich viel über die heldenhaften tschechischen Kommunisten gehört. Dutzende von ihnen starben – wie Hunderte anderer tschechischer Bürger eben auch (Ehre ihrem Andenken!) – in Auschwitz, weil sie Widerstand gegen die Nazis geleistet hatten. Bei der erwähnten Gedenkveranstaltung sprach allerdings niemand von dem Mord an vielen Tausenden Tschechisch sprechender jüdischer Kinder, die kaltblütig in Auschwitz umgebracht und, ob sie wollten oder nicht, nationale Märtyrer wurden. Niemand sprach überhaupt vom Schicksal der Juden. Allerdings erkannte ich auf dem Podium ein paar jüdische Ex-Häftlinge aus Auschwitz. Doch als nach der Veranstaltung ein verdächtig gut gekleideter Herr auf mich zukam und mich fragte, ob mir aufgefallen sei, dass auf dem Podium lauter Juden gesessen hätten,

2 Die nach der Abtrennung des Sudetenlandes in der so genannten Rest-Tschechei (im März 1939 von der deutschen Wehrmacht besetzt und als «Protektorat Böhmen und Mähren» ausgerufen) lebenden Juden wurden in ihrer überwiegenden Mehrheit seit Herbst 1941 ins Ghetto Theresienstadt verbracht. Tausende starben dort an Hunger und Krankheiten, Zehntausende wurden «nach dem Osten» in die Vernichtungslager deportiert und ermordet. Über 77'000 tschechische Juden fielen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer.

3 Der 1951 gegründete Verband Svaz Protifasistických Bojovníků (SPB) war eine Vereinigung von ehemaligen tschechischen und slowakischen Widerstandskämpfern gegen das NS-Regime.

schwieg ich. Es war die Zeit der antisemitischen Slánsky-Prozesse⁴ im Jahr 1952, und ich wollte mein Schicksal nicht herausfordern.

Von 1958 bis 1960 arbeitete ich in Israel und verbrachte viele Stunden in Rechovot in der Bibliothek des nach Chaim Weizmann benannten berühmten Weizmann-Instituts. Jahrzehnte vor und während des Zweiten Weltkrieges war er einer der führenden Zionisten. Vielleicht war er ja sogar, wie bisweilen behauptet wurde, der Führer aller Juden und wurde deshalb bei Gründung des jüdischen Staates 1948 dessen erster Ministerpräsident. Mit Interesse las ich seinen Bericht über sein Leben und seine herausragenden Aktivitäten. Seine Autobiografie trägt den bescheidenen Titel *Trial and Error*; in ihrem Index ist Rechovot mehr als ein Dutzend Mal aufgeführt.⁵

Ich freilich war neugierig, wie oft wohl Auschwitz vorkam, schliesslich starben dort hunderte Male mehr Juden, als je in Rechovot lebten. Zu meiner Überraschung musste ich feststellen, dass das Wort «Auschwitz» in den Lebenserinnerungen dieses modernen jüdischen Führers nicht einer einzigen Erwähnung für wert befunden wurde. Ich weiss nicht, ob das die Interesslosigkeit Weizmanns und seines Kreises widerspiegelt oder ob das Wort Auschwitz zur Zeit der Niederschrift vielleicht auch in Israel ein Tabu war – wenn auch aus ganz anderen, nicht genannten Gründen.

1960 wurde mir in England eine Stelle als Forschungsmitarbeiter im British Medical Research Council angeboten. Der

4 Rudolf Slánsky (1901-1952), von 1945 bis 1951 Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSC), wurde in einem antisemitisch motivierten Schauprozess wegen angeblichen Hochverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet.

5 Die Erinnerungen von Weizmann (1874-1952) erschienen 1949. Unter dem Titel *Memoiren. Das Werden des Staates Israel* (aus dem Engl., von Thea-Maria Lenz, Zürich: Phaidon-Verlag) wurden sie 1953 in deutscher Übersetzung publiziert.

Council war ein Mekka für Wissenschaftler, mit Freuden zog ich nach England und nahm schon bald englische Angewohnheiten an: Ich wurde zum leidenschaftlichen Teetrinker und Zeitungsläser.

Im Jahre 1960 wurde auch Adolf Eichmann verhaftet und plötzlich in fast allen Sonntagszeitungen die Vernichtung der europäischen Juden diskutiert. Das Wort Auschwitz tauchte ständig auf und war bald in aller Munde. Einer meiner neuen Freunde, Alan Perry, ein BBC-Journalist, redete gern mit mir über das Thema, allzumal, als er merkte, dass ich mehr darüber wusste, als er je in den Zeitungen lesen würde. Und als eines der damals wichtigsten, heute nicht mehr existierenden Blätter, der vom Dachverband der Gewerkschaften herausgegebene *Daily Herald*, immer noch keinen ausführlichen Bericht über Eichmanns Taten gebracht hatte, meinte Alan, angesichts meiner persönlichen Kenntnisse sei man dort wahrscheinlich bereit, einen Artikel von mir zu bringen.

«Rede doch mal mit ihnen darüber», sagte er.

Ich hörte auf seinen Rat und stattete schon bald dem *Daily Herald* einen vormittäglichen Besuch ab. Dort merkte ich allerdings schnell, dass man nicht mal einfach so mit einem Redakteur sprechen konnte. Die Fleet Street, Zentrum des britischen Zeitungswesens, hatte ihre eigenen Regeln. Weil ich keine genaue Wegbeschreibung hatte, landete ich schliesslich in einem Raum voller Journalisten, die an einem riesigen, mit Papieren, Teetasen, Aschenbechern und Milchflaschen überhäuftem Holztisch Tee tranken. Unaufhörlich klingelten Telefone; dichter Zigarettenquahl erfüllte den Raum. Teetasse in der einen, Zigarette in der anderen Hand, kam ein etwa vierzigjähriger Journalist auf mich zu und betrachtete mich, den Eindringling, höchst interessiert. Musterte meine randlose Trotzki-Brille, die ich mir Vorjahren während einer Vorlesungsreise in Moskau hatte machen las-

VORWORT DES AUTORS

sen, nahm meinen italienischen Regenmantel zur Kenntnis, den ich auf dem Weg von Israel nach London gekauft hatte, und warf einen Blick auf meine guten alten Schuhe aus Prag mit ihren fünf Zentimeter hohen Sohlen, die in den Fünfigern in der CSSR, aber sicher nicht mehr in London Mode waren. Er fragte mich, wo ich herkäme, und staunte nicht schlecht, als ich «aus der Tschechoslowakei» sagte. Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges verirren sich nicht viele Leute aus diesem Land in ein Redaktionszimmer in der Fleet Street. Noch einmal musterte er meine Garderobe und erkundigte sich dann ganz direkt, ob ich ein Spion sei. Ich sagte ja, bat ihn aber nachdrücklich, es nicht weiterzuerzählen, weil es vertraulich sei. Er versicherte mich seiner Diskretion und stellte sich als Alan Bestic vor, freiberuflicher irischer Journalist, der seit seinem dritten Lebensjahr in London lebte.

Als ich ihm vom Zweck meines Besuchs und von dem Thema erzählte, über das ich für den *Daily Herald* schreiben wollte, fand er es wenig aussichtsreich, den zuständigen Redakteur so unkonventionell anzusprechen, und schlug vor, dass wir stattdessen den Artikel in der üblichen Form zusammen schrieben und ihn dann dem Redakteur anböten. Dann gingen wir in den nächsten Pub etwas trinken. (Damals gab es viele Pubs in der Fleet Street.) Zum Schluss lud mich mein neuer Freund übers Wochenende in sein Haus in Surrey ein, wo wir den Artikel verfassten.

An dem Wochenende tranken wir viele Tassen Tee und diskutierten stundenlang, was ich in den einundzwanzig Monaten und sieben Tagen als Häftling in Auschwitz erlebte hatte. Wir redeten über meinen Ausbruch (zusammen mit meinem Freund Alfréd Wetzler), darüber, wie wir unseren Bericht über das Vernichtungslager zu Protokoll gegeben hatten und was unmittelbar danach geschehen war. Hoherfret sah ich, dass Bestic schneller stenografierte, als ich sprach. Als er das Ganze auf seiner klappri-

gen alten Schreibmaschine abtippete, klang es wie Maschinengewehrfeuer, und eine Seite nach der anderen wurde, fast ohne jeden Tippfehler, voll.

Doch dann meinte Bestic, wir bräuchten mehr als einen Artikel, damit die Geschichte lebendig und verständlich würde. Stirnrunzelnd fügte er allerdings hinzu, dass es beim *Daily Herald* nicht üblich sei, Artikel zu einem Thema in mehr als zwei Folgen zu bringen. Aber er tippte drei Texte von jeweils eintausend Wörtern und hoffte, dass er sich mit dem Redakteur auf zwei einigen würde. Eine Woche später rief er mich an und bat mich erneut zu einem Wochenende in Surrey. Der Redakteur hatte den vorgeschlagenen Artikel gelesen und wollte zu Bestics Überraschung nun fünf Teile von mir, die im Laufe einer Woche, von Montag bis Freitag, erscheinen sollten. Und so schilderten wir meine Geschichte in fünf Folgen, jede etwa eintausend Wörter lang.

Eine Woche danach lud mich Bestic wieder zu sich nach Hause ein, diesmal, um zu feiern, dass sein Redakteur unseren fünfteiligen Artikel von fünftausend Wörtern angenommen hatte. Ich unterzeichnete einen Vertrag, der dem *Daily Herald* das Recht einräumte, meinen Text zu veröffentlichen, und Alan gab mir einen Scheck, als Vergütung für «die Zeit, die ich für den *Daily Herald* aufgewendet hatte». Ein Blick auf den Scheck, und ich sah, dass die Summe, die darauf stand, meinem (und nicht nur meinem) Jahresgehalt als Mitarbeiter des Medical Research Council entsprach. Später hörte ich gerüchteweise, dass der Redakteur bei einer Party mit Journalistenkollegen nicht nur stolz die Geschichte einer schon betagteren Dame zum Besten gab, die mit dem Gemälde eines alten Meisters ihre Küchentür aufzuhalten pflegte und das Kunstwerk für fast nichts an den ersten Bieter verkaufte, der dessen wahren Wert erkannte, sondern sich auch damit brüstete, dass er sogar noch ein besseres Geschäft mit ei-

nem verrückten Doktor aus der Tschechoslowakei gemacht habe, der sicherlich viel über den Holocaust wisse, aber nichts über die Geschäftsgepflogenheiten in der englischen Presse. Die Auflage des *Daily Herald* stieg in der Märzwoche 1961, als meine fünf Artikel vor Beginn des Eichmann-Prozesses erschienen, um vierzig Prozent!⁶

Mein Leben und meine Arbeit in London verliefen unterdes weiterhin angenehm. Jeden Morgen, bevor ich zur Arbeit ging, stellte ich eine leere Milchflasche mit einem Zettel vor die Haustür, auf dem vermerkt war, wie viel Eier, Butter, Milch und Sahne ich an dem Tag brauchte. Das war die dritte meiner neu erworbenen englischen Angewohnheiten. Abends stand das Gewünschte auf meiner Schwelle. Samstagmorgens, wenn die meisten Leute zu Hause waren, klopfte der Milchmann, eine dicke Kladde in der Hand, an meine Tür, las vor, was er mir in der vergangenen Woche geliefert hatte, und nannte mir die Summe, die ich ihm schuldete. Dann gab ich ihm einen Scheck, und er ging zu seinem kleinen dreirädrigen Lieferwagen zurück. Er war klein, hinkte stark, war aber sehr beweglich. Als ich ihm kurz nach Erscheinen meiner Artikel im *Daily Herald* bei seinem üblichen Samstagmorgenbesuch meinen Scheck gab, zögerte er ein paar Sekunden, obwohl er sonst stets kurz angebunden, aber höflich war, und sagte fast entschuldigend: «Verzeihung, Sir, haben Sie wohl ein paar Minuten Zeit? Ich würde gern über etwas Privates mit Ihnen sprechen.»

«Natürlich, bitte, kommen Sie herein», erwiderte ich.

Wir setzten uns in mein Esszimmer, und er kam umgehend zur

6 Der Prozess gegen Adolf Eichmann (1906-1962) vor dem Bezirksgericht in Jerusalem begann am 11. April 1961 und endete am 15. Dezember 1961 mit der Verkündung des Strafmasses. Eichmann wurde zum Tode verurteilt und nach der Bestätigung des Urteils durch den Obersten Gerichtshof Israels Mitte 1962 gehängt.

Sache. «Es geht um Ihre Artikel im *Daily Herald* von dieser Woche. Also, ich bin seit über dreissig Jahren Mitglied der Gewerkschaft und immer Abonnent des *Daily Herald* gewesen und glaube deshalb, ich habe das Recht, zu sagen, dass mir Ihre Artikel überhaupt nicht gefallen haben. Sie sollen Hass auf die Deutschen hier unter uns in England schüren. Ja, um ehrlich zu sein, glaube ich, dass Sie aus der Tschechoslowakei in dieses Land gekommen sind, um mit der Verbreitung von unglaublichen Lügen über die Deutschen unsere guten Nachkriegsbeziehungen zu Deutschland zu stören.»

Ich war überrascht, wie vorwurfsvoll und unverblümt er mir das alles sagte, doch er hatte natürlich nur wenig Zeit; er musste seine Waren ausliefern und die Schecks einkassieren. «Warum glauben Sie, dass ich lüge?», fragte ich.

Meine sachliche, ruhige Frage entwaffnete ihn. Wieder sagte er beinahe entschuldigend: «Bitte, glauben Sie nicht, dass ich auch so ein Faschist bin. Im Gegenteil, ich bin Mitglied der Labour Party und habe gegen die Deutschen gekämpft, als es nötig war.» Bei diesen Worten klopfte er sich auf sein rechtes Bein, den Grund seines schweren Humpelns. Es klang nach Holz. Nach kurzer Pause fuhr er fort: «Ich habe bei unserer Landung in Frankreich 1944 als britischer Soldat mein Bein verloren. Dass ich besonders deutschenfreundlich bin, kann man mir sicherlich nicht vorwerfen. Aber jetzt haben wir Frieden, und die Deutschen sind unsere Verbündeten. Heutzutage besteht für antideutsche Propaganda kein Grund mehr. Sie können mir glauben, dass ich in der Hitlerzeit keine Illusionen über die Deutschen hatte. Doch was Sie heute in Ihren Artikeln sagen, ist nur bösartig und unglaubwürdig.»

«Warum halten Sie es für unglaubwürdig?», fragte ich.

Einen Moment lang schwieg er, dann sagte er: «Ich will Ihnen etwas über mich erzählen. Ich bin verheiratet und habe drei Kin-

der.» Ich hörte zu. Er beugte sich ein wenig zu mir vor und redete jetzt in leiserem, vertraulicherem Ton. «Und von Mann zu Mann möchte ich Ihnen sagen, dass meine Frau zwar sehr nett, aber sehr einfach ist – ein bisschen schlicht gestrickt. Ich würde sogar sagen, sie ist ziemlich dumm.» Wieder schieg er kurz.

Was wollte er mir damit sagen? Als er meine fragende Miene sah, hob er die Stimme und rief zunehmend aufgeregt: «Aber erzählen Sie meiner Frau, jemand wolle unseren Kindern ein Leid antun! Dann würde sie sofort zur Axt oder zum Küchenmesser greifen, und an unsere Kinder käme man nur über ihre Leiche. Dumm oder nicht, ist völlig unerheblich! Sie jedoch wollen mir erzählen, dass all die schlauen Juden überall in Europa ihre Kinder an die Hand genommen und sie, hunderte Meilen entfernt, in irgendwelche gruseligen Gaskammern in Oberschlesien gebracht haben! Nein, das kann ich nicht glauben!»

Ich begriff sofort, dass ich in meinen Artikeln im *Daily Herald* recht gut erklärt hatte, was den Juden in Auschwitz letztendlich widerfahren war. Doch ich hatte nicht gut genug erklärt, wie umsichtig das alles von der perfiden deutschen Regierung organisiert worden war.

Und ich begriff, dass ich ein Buch schreiben musste, um einem denkenden Menschen zu vermitteln, was ich in Auschwitz erlebt hatte. Ich musste den raffinierten Betrug der Deutschen detailliert beschreiben; manche Leute nennen ihn ja aus Mangel an besseren Worten «den verschlungenen Weg nach Auschwitz».⁷ Doch diese elegante Wendung gibt die ausgebufften, tückischen, niederträch-

⁷ Vrba spielt an auf das Werk von Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy towards German Jews 1933-1939* – Urbana, Ill.: University of Illinois Press, 1970.

tigen Methoden, mit denen die Deutschen nicht nur die Juden, sondern die gesamte zivilisierte Welt täuschten, nicht im Entferntesten wieder. Ausser in ihrem erbarmungslosen Kampf gegen die Juden wandten die Nazis rasch, aber hemmungslos gegen alle Menschen Gewalt an, die *ihren* Gesetzen und *ihrer* Ordnung nicht gehorchten. Und für die Drecksarbeit hielten sie sich immer eine ausreichende Zahl von Helfershelfern, die sich hinterhältig, aber allzeit bereit, gnadenlos und mit erstaunlicher Grausamkeit auf ausgewählte Opfer stürzten. Das war ein wichtiger Teil der Maschinerie des Massenmordes, der die Erfahrung und Vorstellungskraft meines Milchmannes ganz offensichtlich bei Weitem überstieg.

Ein Jahr später bekam ich einen Brief aus Deutschland, unterzeichnet von einem Dr. Düx, Untersuchungsrichter am Landgericht Frankfurt/Main.⁸ Man bat mich, nach Deutschland zu kommen, um bei der Vorbereitung des Prozesses gegen etwa ein Dutzend SS-Offiziere mitzuwirken, die man in Auschwitz begangener Verbrechen anklagen wollte. Dr. Düx hatte mich lange gesucht, weil er von den tschechoslowakischen Behörden meine Adresse nicht bekommen hatte. Doch als meine Artikel im *Daily Herald* erschienen waren, fand die deutsche Staatsanwaltschaft heraus, dass ich in England lebte, und setzte sich mit mir in Ver-

8 Landgerichtsdirektor Heinz Düx (*1924) führte seit August 1961 die gerichtliche Voruntersuchung im ersten Frankfurter Auschwitz-Verfahren. In den Akten des zweiten Auschwitz-Prozesses (1965-1966) findet sich ein Schreiben Vrba vom 1. Januar 1963 an die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt am Main. In dem Brief verwies Vrba auf seine Artikelserie von 1961 und bot sich der Ermittlungsbehörde als Zeuge an. Düx nahm das Angebot im Rahmen der von ihm geführten gerichtlichen Voruntersuchung zum zweiten Frankfurter Auschwitz-Prozess (LG Frankfurt am Main, 4 Ks 3/63) an. Am 11. und 12. März 1963 wurde Vrba in Frankfurt am Main von Düx richterlich vernommen. Siehe das Vernehmungsprotokoll, in: Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main, 4 Ks 3/63, Hauptakten, Bd. 78, Bl. 14724-14735. Auf Grund seiner Vernehmung wurde Vrba zum ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess geladen und am 30. November 1964 gehört.

bindung. Es war der Beginn meiner mehr als dreissig Jahre währenden Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden bei der Verfolgung einiger deutscher Verbrecher, die direkt am Holocaust mitgewirkt hatten. Doch selbst während ich diese Zeilen schreibe, laufen immer noch etliche von ihnen frei herum. Bei meinem ersten Besuch in Deutschland nach dem Krieg, im Jahr 1963, zeigte mir Dr. Düx in seinem Büro eine grosse Sammlung dicker brauner Aktenbände auf einem riesigen Regal. «Hier habe ich achtzig volle Bände mit schriftlichen Zeugenaussagen und weiss immer noch nicht alles über Auschwitz», sagte er.

Kurz nach meiner Rückkehr von meiner ersten Deutschlandreise meinte Alan Bestic, dass die britische Öffentlichkeit während des bevorstehenden Auschwitz-Prozesses vielleicht daran interessiert sei, mehr von meinen Erfahrungen zu lesen. Denn nach Erscheinen meiner Artikel im *Daily Herald* wurde ich häufig in Fernsehen und Radio über Probleme der Verfolgung der SS-Verbrecher aus Auschwitz interviewt und mein Name über meine beruflichen Kreise hinaus in London bekannt. Alan fand schon bald einen Verleger, der bereit war, ein Buch über meine persönlichen Erfahrungen zu veröffentlichen, wenn es nicht länger als zweihundert Seiten lang würde. Als ich dann während meines Sommerurlaubs im August 1963 Zeit hatte, mich von der Arbeit freizumachen, fing ich damit an. Alan besuchte mich jeden Tag. Jeden Tag schrieb er nach meinem Diktat in Kurzschrift ein Kapitel, tippte es über Nacht, korrigierte sprachliche Mängel und lektorierte es nach bestem Wissen und Gewissen.

Doch schon bald war uns klar, dass wir all die Informationen, die wir bringen wollten, nicht auf zweihundert Seiten packen konnten; und nach längeren Verhandlungen bekamen wir grünes Licht für maximal dreihundert Seiten.

Noch vor Ende meines dreiwöchigen Urlaubs gaben wir das

Manuskript dem Verleger. Das Buch erschien noch im selben Jahr und wurde extrem gut aufgenommen. Es war wahrscheinlich das erste Buch zum Thema, das sich an ein allgemeines Publikum und nicht an Experten richtete. Es richtete sich auch an meinen netten Milchmann. Er sollte wissen, dass er sein Bein im Kampf gegen das Naziregime nicht umsonst verloren hatte. Wie wir alle wissen, hat es harte Arbeit, Blut, Schweiss und Tränen gekostet, den schlimmsten Feind der Menschheit zu besiegen – den Nationalsozialismus.

Obwohl das Buch seit seinem Erscheinen in vielen Sprachen durchgängig lieferbar war, ist es in Grossbritannien seit vielen Jahren vergriffen. Deshalb freue ich mich ganz besonders, dass nun eine Ausgabe für eine neue Generation erscheint. Ich habe das Buch voller Dankbarkeit für all jene geschrieben, die zur Niederschlagung des Nationalsozialismus beigetragen haben. Ich hoffe nur, dass auch ich nach bestem Wissen und Gewissen diesem Ziel gedient habe und dass es hilft, möglichst vielen die Augen zu öffnen und zu verhindern, dass sich die bestialischen Kräfte, die wir für endgültig besiegt halten, je wieder regen.

Rudolf Vrba
Vancouver, Kanada
Mai 2002

ERSTES KAPITEL

Als die Musik verstummte

Am 17. Juli 1942, dem Tag, an dem Heinrich Himmler nach Auschwitz kam, starb Jankel Meisel, weil drei Knöpfe an der Jacke seiner gestreiften Häftlingsuniform fehlten – wahrscheinlich die erste, auf jeden Fall aber die letzte Nachlässigkeit, die er sich je im Leben zuschulden kommen liess.

Die meisten von uns mochten den kleinen alten Jankel, obwohl wir ihn nicht besonders gut kannten. Die schwarzen Knopfaugen stets gesenkt, erledigte er lautlos alles, was ihm aufgetragen wurde, befolgte gehorsam alle Befehle und fügte sich so nahtlos wie nur irgend möglich in das dumpfgraue Gewebe des Lagerlebens ein.

Falls er überhaupt einen Wunsch hatte, dann wahrscheinlich den, unsichtbar zu sein. Letztendlich gelang es ihm nicht, dieses verständliche Ziel zu erreichen, und ich bin noch heute fest davon überzeugt, dass die Folgen seines Versagens ihn weniger schmerzten als die aufsehenerregende, theatrale Art, auf die dieses Versagen ans Licht gezerrt wurde. Er, der es hasste, aufzufallen, zog am Schluss alle Aufmerksamkeit auf sich.

Als sich Himmlers Entourage dem Tor von Auschwitz näherte, wurde Jankel Meisel aufgrund seiner Nachlässigkeit ins Scheinwerferlicht trauriger Berühmtheit gezerrt. Sein Blockältester erspähte den klaffenden Kragen seiner Jacke, woraufhin Jankel in aller Hast zu Tode geprügelt und nur Minuten, bevor der hohe Herr zur Inspektion des Hauses eintraf, sozusagen unter den Teppich gekehrt wurde.

Jankel konnte nicht wissen, dass er an eben dem Tag starb, an dem über die Zukunft von Auschwitz entschieden wurde. Wir anderen, die wir sorgfältiger auf unsere Kleidung geachtet hatten, erfuhren erst nach und nach, was diese Zukunft bereithielt.

Ich selbst wusste zu diesem Zeitpunkt kaum, was um mich herum vorging, geschweige denn, was kommen würde, denn ich war erst seit siebzehn Tagen als Häftling im Lager. Überhaupt war mein ganzes Denken einzig und allein von Himmlers Besuch beherrscht, weil wir seit Tagen kaum über etwas anderes gesprochen hatten.

Ungefähr eine Woche vorher, als wir uns gerade schlafen legen wollten, war unser Blockältester in die Stube gepoltet gekommen, und alle waren vorschriftsmässig sofort verstummt, denn der Blockälteste war ein mächtiger Mann, der unser Schicksal unmittelbar in Händen hielt. Zwar war auch er nur ein Häftling, genau wie wir, aber er war ein Berufsverbrecher, genauer gesagt ein Mörder, und damit befand er sich eine Stufe über uns, deren Verbrechen darin bestand, Jude zu sein. Und die Tatsache, dass er Deutscher war, erhöhte seinen Status noch mehr.

«In einer Woche», sagte er, «wird im Lager ein sehr grosses Ereignis stattfinden. Der Reichsführer ss, Heinrich Himmler, wird uns einen Besuch abstatten. Die Anweisungen für das Verhalten der Häftlinge lauten wie folgt: Wann immer möglich antworten sie nur mit ‚ja‘ oder ‚nein‘, allerdings mit grösstmöglichem Respekt. Das heisst, sie antworten mit: *yjawohl, melde gehorsamst* oder *,Nein, melde gehorsamst*. Sollte das nicht ausreichen, hat die Antwort so kurz und bündig wie möglich auszufallen. Sollte jemand nach den Bedingungen im Lager gefragt werden, sagt er: ‚Danke der Nachfrage, ich fühle mich hier sehr wohl.‘ Alles im Lager, einschliesslich der Häftlinge, hat pieksau-

ber zu sein – wie aus dem Ei gepellt. Es muss absolute Ordnung herrschen. Jeder, der sich nicht peinlichst genau an diese Anweisungen hält, wird mit äusserster Härte bestraft.»

Als ich an diesem Abend auf meiner Pritsche lag, war ich noch nervöser als sonst. Den anderen ging es genauso, denn wir wussten, dass ein einziger Patzer in Anwesenheit des Reichsführers Prügel oder sogar Erhängen nach sich ziehen würde, oder beides. Unser Blockältester muss jedoch noch nervöser gewesen sein als wir, denn gleich am nächsten Tag fing er an, uns mit der Verbissenheit eines Feldwebels in einer preussischen Kadettenanstalt für den hohen Besuch zu drillen.

Er liess uns antreten und brüllte: «Ich bin der Reichsführer ss. Wollen wir doch mal sehen, ob ihr euch entsprechend benehmen könnt.»

Langsam schritt er unsere Reihen ab und musterte jeden von uns mit grimmigem Blick, ein kleiner Mörder, der einen grossen nachäffte. Entdeckte er schmutzige Fingernägel oder Holzpantinen, die nicht ordentlich geschwärzt waren, überschüttete er den Missetäter mit den übelsten Beschimpfungen und drosch mit seinem Knüppel auf ihn ein. Als wären wir kleine Kinder, guckte er uns sogar hinter die Ohren. Anschliessend machte er sich im Block auf die Suche nach Decken, die nicht akkurat genug gefaltet waren.

Je mehr Tage vergingen, desto mehr wuchs die Spannung. Sie durchdrang das ganze Lager und ergriff nicht nur uns Häftlinge, sondern auch unsere Bewacher. Die SS-Männer, die sich schon normalerweise nicht gerade durch Geduld auszeichneten, fingen an, sich gegenseitig anzublaffen. Die Kranken wurden besonders genau in Augenschein genommen und schleunigst liquidiert, wenn sie keinen präsentablen Eindruck machten. Saubere Uniformen wurden ausgegeben, und alle Häftlinge durften sich jeden Tag gründlich waschen.

Doch die vielen Proben vor dem grossen Ereignis machten weder Wachmannschaften noch Häftlinge sicherer oder gelassener. Im Gegenteil. Als der Tag des hohen Besuchs endlich kam, waren die Nerven aller bis zum Zerreißen gespannt. Bei warmem, freundlichem Sonnenschein, der die harschen Konturen des Lagers in ein weicheres Licht tauchte, jedoch nichts zu unserer Beruhigung beitrug, nahmen wir Aufstellung und verharrten zwei lange, ereignislose Stunden in Habachtstellung, schwitzend vor Hitze und Aufregung.

Wahrscheinlich gaben wir trotz der makabren Umstände, unter denen wir angetreten waren, ein ganz passables Bild ab. In Reih und Glied standen wir in unserer gestreiften Häftlingskleidung vor den Blocks, sauber und hoch aufgerichtet, perfekt abgerichtete Zebras. Ich selbst war ein sehr augenfälliges Zebra, denn ich stand gleich in der ersten Reihe meines Blocks, wohin ich mit Absicht platziert worden war, weil ich nach nur siebzehn Tagen im Lager noch relativ kräftig und gesund aussah.

Tatsächlich hatte ich sogar einen Logenplatz, denn ich stand nicht nur in der ersten Reihe, sondern würde, da mein Block direkt neben dem Tor mit der erhebenden Inschrift ARBEIT MACHT FREI lag, Himmler auch als einer der ersten zu Gesicht bekommen.

Es war ein Privileg, auf das ich gern verzichtet hätte, denn an diesem exponierten und daher gefährlichen Platz befand ich mich voll im Blickfeld der vor dem Appellplatz aufgebauten SS-Offiziere und -Männer mit ihren untadelig gebügelten Uniformen, ihren in der Sonne blitzenden Schaftstiefeln und ihren blank liegenden Nerven.

Erträglich gemacht wurde meine Lage nur durch die Musik des wirklich herausragenden Orchesters von Auschwitz, das sich aus Musikern aus allen Hauptstädten Europas zusammensetzte. Der Dirigent, der später die Warschauer Philharmoniker leitete, ver-

suchte nun, uns die Wartezeit mit einer exzellenten Darbietung einer berühmten Arie aus Smetanas *Die verkaufte Braut* zu verkürzen: «Warum sollten wir nicht froh sein, wenn uns Gott Gesundheit gibt, Freude gibt?»¹

Es war vielleicht nicht gerade die geeignetste Arie für Männer, die permanent den Gestank des Todes in der Nase hatten und wussten, dass sie vielleicht schon bald selbst dazu beitragen würden, aber merkwürdigerweise dachten nur die wenigsten von uns an das, was uns vielleicht bevorstand. Im Augenblick zählte einzig und allein die Ankunft des Reichsführers ss. Dieses eine Mal empfanden wir genau dasselbe wie die SS-Männer – auch wir wollten nicht, dass irgendetwas schiefging.

Plötzlich verstummte die Musik. Aus dem Augenwinkel – ich wagte nicht, den Kopf zu drehen – sah ich den Dirigenten erwartungsvoll zum Tor blicken, wo ein SS-Mann postiert war und ihm ein Zeichen geben sollte, wenn der Konvoi in Sicht kam. Reglos, den Taktstock in der hoch erhobenen Hand, wartete er darauf, die Musik für den Ehrengast erklingen zu lassen.

Und dann geschah sie, die Katastrophe, die jeder Schauspieler fürchtet. Das Unfassbare, das auf grosse Gelegenheiten lauert, die Krise, die jedem Augenblick der Wahrheit unweigerlich auf dem Fuss folgt.

In der zehnten Reihe unseres angetretenen Blocks entdeckte der Blockälteste Jankel Meisels fehlende Jackenknöpfe.

¹ Das Männerorchester im Stammlager wurde unter anderem von dem Komponisten und Dirigenten Adam Kopyciński (1907-1982) dirigiert, der von 1942 bis 1945 in Auschwitz inhaftiert war (Häftlings-Nr. 25294). Nach dem Krieg leitete Kopyciński die Orchester der Krakauer und der Breslauer Oper; 1949 war er Gastdirigent der Warschauer Philharmoniker.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er die Ungeheuerlichkeit dieses Verbrechens vollständig erfasst hatte. Dann streckte er Jankel mit einem einzigen Hieb zu Boden. Eine kaum merkbare Bewegung ging durch unsere Reihen. Die SS-Männer wechselten nervöse Blicke. Dann zerrten der Blockälteste und zwei seiner Gehilfen Jankel in den Block hinein.

Dort, unseren Blicken entzogen, taten sie, was Männer tun, die sich verraten und verkauft fühlen. Sie schlugen und traten ihn tot. Sie taten es hastig, hektisch, wollten ihn weghaben, wollten ihn aus dem Bild und aus ihren Köpfen tilgen. Und Jankel, der vergessen hatte, seine Knöpfe anzunähen, besass nicht einmal den Anstand, schnell und leise zu sterben.

Er schrie. Es war ein lauter, klagender, abgehackter Schrei, der die stille, heisse Luft zerriss. Dann verwandelte er sich in das hohe, klägliche Gewinsel eines achtlos abgelegten Dudelsacks, bloss verhallte es nicht so schnell. Es dauerte und dauerte, füllte das Vakuum der Stille, zerrte an mühsam unter Kontrolle gehaltenen Nerven, erfüllte alle mit Panik, übertönte das hässliche, dumpfe Geräusch der herabprasselnden Schläge. Ich glaube, in diesem Augenblick gab es keinen von uns, der Jankel Meisel nicht hasste, den kleinen alten Juden, der alles verdarb, allen nichts als Ärger machte mit seinem langen, einsamen, vergeblichen Protest.

Inzwischen wimmerte er nur noch. Ein SS-Führer mit schweissglänzendem Gesicht nickte kurz in Richtung unseres Blocks. Zwei Unterführer liefen hin. Einen Augenblick später trat Stille ein.

Die SS-Männer kamen zackigen Schritts aus dem steinernen Gebäude und nahmen ihre Plätze wieder ein. Der Blockälteste und seine stümperhaften Schlägergehilfen trotteten hinter ihnen her wie Schafe, gekränkt und beleidigt über die Ungerechtigkeit des Ganzen. Dass von allen Blocks ausgerechnet ihrer ein derartiges Spektakel veranstalten musste, ausgerechnet jetzt, wo

Himmler jeden Augenblick auftauchen konnte. Dass von allen Männern ausgerechnet der stille Jankel Meisel so ein Theater machen musste.

Der Dirigent auf dem Podium hatte sich nicht gerührt, hatte die Augen keinen Moment von dem SS-Mann am Tor abgewandt, dem Mann, der ihm das Zeichen geben würde. Die Musik wartete auf die erste Bewegung seines Taktstocks. Das war für ihn alles, was zählte.

Eine schnelle, lautlose Warnung. Himmler und sein Gefolge waren nur noch zwanzig Meter entfernt. Der Taktstock bewegte sich mit zarter Präzision, das Orchester folgte gehorsam, wunderschön, unverzüglich, mit dem «Triumphmarsch» aus *Aida*.

Das Tor schwang auf. Ein langer, offener, schwarzer Mercedes fuhr langsam und unendlich würdevoll ins Lager ein. Vorn sassen der Chauffeur und ein schwarz uniformierter SS-Offizier, hinten der Reichsführer ss, Heinrich Himmler, und neben ihm Rudolf Höss, der Kommandant des Lagers. Ihnen folgte zu Fuss ein ganzer Trupp hochrangiger Offiziere. Die Formation bewegte sich im Beerdigungstempo, was mehr als passend war, denn Auschwitz sollte in den folgenden Jahren ein riesiger Friedhof werden.

Vor dem Orchester kamen sie zum Stehen. Himmler stieg lächelnd aus, offensichtlich überrascht und erfreut über die Musik. Er verharrte, lauschte einen Augenblick und schlenderte dann, mit Höss plaudernd, auf unseren Block zu. Als er näherkam, empfand ich ein absurdes Gefühl überwältigender Erleichterung.

Tagelang hatten wir diesen Augenblick gefürchtet, Stunde um Stunde, Tag und Nacht. Allein der Gedanke hatte uns in Angst und Schrecken versetzt, bis Himmler in unserer Vorstellung zu einer allmächtigen Schreckgestalt geworden war, einem grimmigen, hässlichen Unhold, der uns wegen eines schmutzigen Finger-

nagels in Grund und Boden stampfen würde. Und jetzt war er unter uns, bewegte sich mit der Lässigkeit und der unbekümmerten Nonchalance eines englischen Landadligen, genoss die Atmosphäre, die an eine englische Gartengesellschaft erinnerte.

Ähnlich wie ein englischer Landadliger besass offenbar auch er das Talent, andere schnell und mühelos dazu zu bringen, sich in seiner Gesellschaft wohlfühlen. Lagerführer Aumeier² trat steif vor, schlug die Hacken zusammen und schlitzte den Hitlergruss in die Luft. Himmler lächelte liebenswürdig und nahm Aumeier sofort in die heimelige Wärme des inneren Kreises auf. Die Steifheit des Lagerführers schwand und machte respektvoller Leutseligkeit Platz.

Ich sah der Gruppe, die langsam auf mich zukam, gespannt entgegen, denn ich empfand sie inzwischen als absolut aussergewöhnliche Wesen. Nazis, das ja. Aber hohe Nazis.

Hassenswert? Auf jeden Fall. Aber trotzdem etwas Besonderes. Männer, die Leben und Tod von Millionen in Händen hielten. Fast ehrfürchtig betrachtete ich ihre Uniformen mit den rasiermesserscharfen Bügelfalten und den tadellos gebügelten Hemden und spürte die unglaubliche Kluft, die zwischen uns lag, obwohl sie nur fünf Meter von mir entfernt waren.

Himmler kam näher. Ich betrachtete sein blasses, rundliches Gesicht mit dem nachsichtigen, herablassenden Ausdruck, milde gelangweilt und leicht amüsiert. Seine randlose Brille blitzte im Sonnenlicht. Anders als bei allen anderen schien seine Uniform nicht sonderlich gut zu sitzen, und ich dachte: «Dieser Mann ist

2 SS-Sturmbannführer Hans Aumeier (1906-1948) war von Februar 1942 bis Juli 1943 erster Schutzhaftlagerführer in Auschwitz. Im Prozess gegen vierzig Angehörige des SS-Personals von Auschwitz vor dem Obersten Nationalgerichtshof in Krakau (24. November bis 22. Dezember 1947) wurde Aumeier zum Tode verurteilt und hingerichtet.

kein Monster. Er sieht eher aus wie ein Mathematiklehrer. Ein ganz gewöhnlicher, stinknormaler Mathematiklehrer!»³ Auf jeden Fall war der Tod für ihn nichts weiter als eine simple Rechenaufgabe, nichts anderes als eine Folge endloser Zahlenreihen in einem ordentlich geführten Kontenbuch.

Er war jetzt auf einer Höhe mit mir. Fotografen mit klickenden Leicas und surrenden Filmkameras scharwenzelten um ihn herum. Aus allen möglichen Posen, immer rückwärts gehend, knipsten sie aus der Hocke, aus Hüfthöhe, stets auf der Suche nach neuen, noch nie da gewesenen Sichtweisen auf dieses kleine Stückchen Geschichte, wuselten um ihn herum wie Schlepper um einen Ozeandampfer.

Himmler erreichte das Ende der Reihe, machte kehrt und kam zurück, wobei er uns mit höflichem Interesse musterte. Wieder ging er dicht an mir vorbei, so dicht, dass ich ihn hätte berühren können, und einen Moment sahen wir uns in die Augen. Seine waren kalt und unpersönlich, Augen, die nur wenig wahrzunehmen schienen. Und doch dachte ich: «Wenn er merkt, was hier vor sich geht, sorgt er vielleicht dafür, dass es besser wird. Vielleicht wird das Essen besser. Oder wir werden nicht mehr so viel geprügelt. Vielleicht ... vielleicht wird es hier zur Abwechslung bald ein bisschen gerechter zugehen.»

Wie Sie sehen, hatte ich Jankel Meisel, schon vergessen. Auch die anderen hatten ihn vergessen, denn Heinrich Himmler lächelte. Ich weiss noch, dass ich dachte: «Hoffentlich zeigen sie ihm wirklich alles! Hoffentlich besteht er darauf, wirklich alles zu sehen ... die Vergasungen, das Krematorium, die Brutalität, alles!»

³ Peter Longerich zufolge war Himmler nach seinem Landwirtschaftsstudium 1922 in der Firma Stickstoff-Land-GmbH in Schleissheim bei München als Hilfssachbearbeiter tätig; vgl. Peter Longerich: *Heinrich Himmler. Biographie*. Berlin: Siedler Verlag, 2008, S. 72.

Er bestand tatsächlich darauf, alles zu sehen. Das erfuhr ich kurz nach dem Krieg. Da nämlich schrieb Rudolf Höss in seiner Gefängniszelle in Krakau seine Autobiografie, bevor er in Auschwitz gehängt wurde. Ich wurde von den Verlegern gebeten, die Fahnen dieses furchtbaren Dokuments auf Richtigkeit durchzusehen und las: «Vom Eingangsturm aus liess er [Himmler] sich die Lage-Einteilung [sic] und die im Bau befindlichen Be- und Entwässerungsanlagen erklären, ebenso die beabsichtigten Erweiterungen. Er sah die Häftlinge bei der Arbeit, besichtigte Unterkünfte und Küchen und Krankenreviere. Von mir wurde er dauernd auf alle Missstände hingewiesen. Er sah sie auch. Sah die ausgemergelten Seuchenopfer – die Ärzte gaben rücksichtslos und eindeutig die Erklärung – sah die überfüllten Krankenreviere, sah die Kindersterblichkeit Noma [sic, gemeint ist die tödliche bakterielle Erkrankung Noma, die Weich- und Knochen- teile des Gesichts zerfrisst. Anm. d. Ubs.]; Himmler sah weiter die – damals schon – überbelegten Baracken, sah die primitiven und nicht zureichenden Abort- und Waschanlagen. Er hörte von den Ärzten die hohen Kranken- und Todesziffern und vor allem deren Ursachen. Er liess sich alles genauestens erklären, sah alles genau und richtig, krass und wirklichkeitsgetreu – und schwieg dazu... Nach der Besichtigung von Birkenau sah er sich den gesamten Vorgang der Vernichtung eines gerade eingetroffenen Juden-Transportes an. Auch bei der Aussonderung der Arbeitsfähigen sah er eine Weile zu, ohne etwas zu beanstanden. Zu dem Vernichtungsvorgang äusserte er sich in keiner Weise, er sah nur ganz stumm zu. Dabei beobachtete er mehrere Male unauffällig die bei dem Vorgang beteiligten Führer und Unterführer und mich Er sah im Frauenlager die engste Belegung, die unzureichenden Abortanlagen und den Wassermangel, liess sich vom Verwaltungsführer die Bekleidungs- und Wäschebestände sagen,

sah den Mangel an allem. Er liess sich bis ins Kleinste die Verpflegungssätze und die Schwerarbeiterzulagen erklären. Im Frauenlager liess er sich die Durchführung einer Prügelstrafe an einer Berufsverbrecherin (Prostituierten), die laufend einbrach und stahl, was sie erreichen konnte, vorführen, um die Wirkung festzustellen.»⁴

Für den Reichsführer SS bestand der Besuch jedoch nicht nur aus Arbeit ohne jedes Vergnügen.⁵ Neben den offiziellen Verpflichtungen gab es auch Geselligkeiten. So nahm er am ersten Tag an einem Abendessen für alle «Gäste und Führer des Standortes Auschwitz» teil. Er bestand darauf, sie alle kennenzulernen und plauderte mit ihnen über ihre Arbeit und ihre Familien.⁶

Zu einem späteren Zeitpunkt besuchte er Höss' Haus, war charmant zu dessen Frau und Kindern, bewunderte die Einrichtung und gab dem Kommandanten den Auftrag, das Haus aus repräsentativen Gründen auszubauen, da es sich um eine offizielle Adresse handle. Zum Abschluss einer Dienstbesprechung sagte er zu

4 Aus: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höss*. Eingeleitet und kommentiert von Martin Broszat. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1958, S. 176 ff.

5 Zu Himmlers Besuchsprogramm siehe *Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/42*. Im Auftrag der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg bearb., komm. und eingel. von Peter Witte u.a. Hamburg: Hans Christians Verlag, 1999, S. 491 ff.

6 Anlässlich von Himmlers Besuch erging an alle SS-Führer folgendes «Rundschreiben» vom 17. Juli 1942 zur «Kleiderordnung»:

«An sämtliche Führer des Standortes Auschwitz

Sämtliche Führer des Standortes Auschwitz haben sich am 17. Juli 1942, 20 Uhr im Führerheim einzufinden. Dienstanzug: möglichst lange Hose, i. V. [Unterschrift Mulka] SS-Hauptsturmführer u. Stabsführer» Aus: *Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1940-1945*. Hrsg. von Norbert Frei, Thomas Grotum, Jan Parcer, Sybille Steinbacher und Bernd C. Wagner. München: K. G. Saur Verlag, 2000, S. 154 f.

Höss: «Ihre Arbeit und Leistung habe ich gesehen, ich bin zufrieden und danke Ihnen, ich befördere Sie zum Obersturmbannführer.»

Tatsächlich war er alles andere als zufrieden mit dem, was er gesehen hatte, aber es waren nicht etwa die entsetzlichen Bedingungen, die ihm missfielen, sondern die hochgradig ineffizienten Methoden bei der Ausrottung der Juden, die inzwischen zu Tausenden aus allen Teilen Europas eintrafen.

Die Gaskammern waren kaum mehr als Provisorien. Das Verbrennen der Leichen in offenen Gruben⁷ war eine Verschwendung von kostbarem Brennmaterial und führte dazu, dass sich die Deutschen, die mittlerweile die nahe gelegene polnische Kleinstadt Auschwitz bewohnten, über den Gestank beklagten. Jedenfalls war Himmler der ganze Ablauf viel zu willkürlich und zufällig.

Und so erteilte er Anweisungen für die Errichtung der grössten, effektivsten Vernichtungsfabrik der Welt. Für die modernen Gaskammern aus Beton und die riesigen Krematorien, in denen binnen vierundzwanzig Stunden bis zu 12'000 Leichen verbrannt werden konnten und verbrannt wurden. Für die Maschinerie, die innerhalb von drei Jahren 2'500'000 Männer, Frauen und Kinder verschlang und als harmlosen schwarzen Rauch wieder ausspuckte.⁸

.....

7 Im Juli 1942 wurden in Birkenau noch keine Leichen in Gruben verbrannt. Die Öffnung der Massengräber und die Verbrennung der Leichen begann im September 1942. Vgl. Danuta Czech: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*. Mit einem Vorwort von Walter Laqueur. Dt. von Jochen August, Nina Kozłowski, Silke Lent und Jan Parcer. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 1989, S. 305 f.

8 In Auschwitz wurden mindestens 1,1 Millionen Menschen ermordet. Vgl. Franciszek Piper: *Die Zahl der Opfer von Auschwitz. Aufgrund der Quellen und der Erträge der Forschung 1945 bis 1990*. Aus dem Poln. von Jochen August. Oświęcim: Verlag des Staatl. Museums Auschwitz-Birkenau, 1993, S. 202.

Heinrich Himmler besuchte Auschwitz noch einmal, im Januar 1943.⁹ Dieses Mal war ich froh über sein Kommen, allerdings nicht, weil ich noch die leise Hoffnung gehegt hätte, er würde unser Los durch Güte oder Gerechtigkeitsempfinden verbessern. Seine Anwesenheit war uns allen nur deshalb willkommen, weil sie bedeutete, dass einen Tag lang niemand einfach so totgeprügelt oder sonst wie umgebracht werden würde.

Wieder nahmen wir wie aus dem Ei gepellt Aufstellung, die Kranken hinten, die Gesunden vorn. Wieder spielte die Musik, wieder knallten die Hacken und die Schaftstiefel blitzten und blinkten im Glanz des hohen Herrn. Wieder inspizierte er das Lager bis in den hintersten Winkel, strich auf der Suche nach übersehenen Staubkörnchen mit dicklichen Fingern penibel über jeden Sims und jede Kante. Und dieses Mal gab es kein störendes Sandkorn namens Jankel Meisel, das die gut geölte Maschinerie zum Stocken brachte.

Obwohl Himmler die Inspektion des Lagers mit der für ihn typischen Gründlichkeit durchführte, diente sie nur als Aperitif für das Mahl, das folgen sollte. Der Hauptzweck seines Besuchs war, die Anlagen in Augenschein zu nehmen, die entsprechend den Plänen entstanden waren, die er vor sieben Monaten¹⁰ in Auschwitz grob umrissen hatte.

Er wollte Zeuge der ersten Fließbandermordungen der Welt werden und der Einweihung von Kommandant Höss' brandneuem Spielzeug beiwohnen, dem Krematorium, einer wirklich beeindruckenden Einrichtung, hundert Meter lang, fünfzig Meter breit, mit fünfzehn Öfen, die jeweils drei Leichen auf einmal bin-

9 Nach Czech war Himmler das nächste Mal im Sommer 1943 in Auschwitz. Der Anlass seines Besuchs stimmt mit der Darstellung Vrbas überein, Himmler habe den «Betrieb» der Krematorien besichtigt. Vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 374.

10 Hier irrt Vrba in der Zeitangabe, siehe Anm. 9.

ERSTES KAPITEL

nen zwanzig Minuten verbrennen konnten.¹¹ Ein in Beton gegossenes Monument für seinen Erbauer, Herrn Walter Dejaco.¹²

Auschwitz-Überlebende, die, so wie ich, zu den Arbeitssklaven gehörten, die es erbauten, sind vielleicht interessiert zu hören, dass Herr Dejaco in Reutte, einem kleinen Ort im österreichischen Tirol, weiterhin seinem Beruf nachgeht und 1963 vom Innsbrucker Bischof Rusk für das schöne Pfarrhaus, das er für den Gemeindepfarrer von Reutte erbaute, hoch gelobt wurde.

1943 jedoch war Krieg und Herr Dejaco beschäftigte sich mit praktischeren Anwendungen seiner Kunst. Die Vernichtungsindustrie steckte noch in den Kinderschuhen, aber dank Herrn Dejacos Tüchtigkeit sollte sie an dem Morgen, an dem Himmler uns besuchen kam, ihren ersten wirklich dramatischen Schritt in Richtung Grösse machen.

Himmler bekam tatsächlich eine beeindruckende Demonstration geboten, nur beeinträchtigt durch eine zeitliche Verzögerung, die in manch einem kleinen deutschen Bahnhof für Unruhe gesorgt hätte. Kommandant Höss, dem daran gelegen war, sein neues Spielzeug auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit

11 Die Krematorien II-V in Birkenau wurden in den Monaten März bis Juni 1943 «in Betrieb» genommen.

12 SS-Untersturmführer Walter Dejaco (1909-1978) war von Juni 1940 bis Herbst 1944 Mitarbeiter der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei (Abt. Hochbau) in Auschwitz und leitete das Planungsbüro. Gegen Dejaco erstattete der österreichische Auschwitz-Überlebende Hermann Langbein (1912-1995) im Juni 1961 Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Wien. Über ein Jahrzehnt dauerte es, bis Dejaco sich vom 19. Januar 1972 bis 10. März 1972 vor dem Landesgericht in Wien zusammen mit dem Mitangeklagten Fritz Karl Ertl zu verantworten hatte. Beide Angeklagten wurden vom Geschworenengericht freigesprochen. Vgl. Sabine Loitfellner: «Auschwitz-Verfahren in Österreich. Hintergründe und Ursachen eines Scheiterns», in: Thomas Albrich u.a. (Hrsg.): *Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich*. Innsbruck u.a.: Studien Verlag, 2006, S. 183-197.

vorzuführen, hatte dafür gesorgt, dass ein Sondertransport von 3'000 polnischen Juden für die Vernichtung auf moderne deutsche Art zur Verfügung stand.

Himmler traf um acht Uhr morgens ein, die Vorführung sollte eine Stunde später beginnen. Um Viertel vor neun war die neue Gaskammer mit ihren raffinierten Duschatrappen und ihren mit «Halte dich sauber», «Ruhe bitte» und so weiter beschrifteten Hinweisschildern zum Bersten gefüllt.

Die SS-Aufseher hatten dafür gesorgt, dass kein Millimeter Platz verschwendet wurde, und am Eingang mehrere Schüsse abgefeuert, woraufhin die Menschen, die bereits in der Kammer waren, von den Türen zurückwichen, so dass weitere Opfer hineingezwängt werden konnten. Dann wurden Babys und Kleinkinder in die Menge geworfen und die Türen verschlossen und verriegelt.

Ein SS-Mann mit Gasmaske stand auf dem Dach der Kammer, bereit, das Zyklon-B hineinzuworfen, das Blausäure freisetzte. An jenem Tag hatte er wahrlich einen Ehrenposten inne, denn nur selten würde es für ihn ein so hochrangiges Publikum geben. Wahrscheinlich war er genauso aufgereggt wie ein Läufer kurz vor dem Start.

Um fünf vor neun war die Spannung fast unerträglich geworden. Der Mann mit der Gasmaske, unter sich ein erfreulich volles Haus, hantierte mit den Zyklon-B-Dosen herum. Aber der Reichsführer ss, der mit Kommandant Höss frühstückte, liess auf sich warten.

Irgendwo läutete ein Telefon. Alle Köpfe wandten sich dem Geräusch zu. Ein junger Unterführer hastete zu dem SS-Offizier, der für die ganze Operation verantwortlich war, salutierte und stiess ausser Atem eine Nachricht hervor. Das Gesicht des SS-Offiziers erstarrte, doch er sagte kein Wort.

Die Nachricht lautete: «Der Reichsführer SS ist noch nicht mit Frühstück fertig.»

Alle entspannten sich ein wenig. Dann ein weiterer Anruf. Ein weiterer Spurt des schwitzenden Unterführers. Eine weitere Mitteilung. Der Diensthabende fluchte leise und sagte etwas zu den anderen Offizieren um ihn herum.

Allem Anschein nach sass der Reichsführer SS immer noch beim Frühstück. Der SS-Mann auf dem Dach der Gaskammer ging in die Hocke. Im Inneren der Kammer schrien verzweifelte Männer und Frauen, die inzwischen wussten, was eine Dusche in Auschwitz bedeutete, um Hilfe und hämmerten kraftlos an die Tür. Aber niemand draussen hörte sie, da die neue Gaskammer nicht nur gas-, sondern auch schalldicht war.

Aber selbst wenn man sie gehört hätte, hätte es niemanden gekümmert. Die SS-Männer hatten andere Sorgen. Der Morgen zog sich hin, die Überbringer von Nachrichten kamen und gingen. Um zehn war das Marathon-Frühstück immer noch im Gange. Um halb elf waren die SS-Männer fast immun geworden gegen den ständigen falschen Alarm, und der Mann auf dem Dach blieb selbst dann in der Hocke, wenn das Telefon in der Ferne klingelte.

Aber um elf, mit zwei Stunden Verspätung, fuhr ein Auto vor. Himmler und Höss stiegen aus und unterhielten sich eine Weile mit den anwesenden Offizieren der höheren Ränge. Himmler hörte aufmerksam zu, während sie ihm Einzelheiten der Prozedur erläuterten. Er schlenderte zu der gasdichten Tür, warf einen Blick durch das kleine, dicke Guckloch auf das Gewimmel der Körper und kam zurück, um seinen Leuten weitere Fragen zu stellen.

Endlich war es so weit. Ein scharfer Befehl erging an den SS-Mann auf dem Dach. Er öffnete eine runde Abdeckung und liess das Zyklon-B in die Kammer fallen. Er wusste, alle wussten, dass die Hitze der im Inneren zusammengepferchten Körper dafür sorgen würde, dass das Granulat das Gas binnen Minuten freisetzte. Hastig schloss er die Abdeckung.

Die Vergasung hatte begonnen. Nachdem alle eine Weile gewartet hatten, damit das Gas sich ausbreiten konnte, forderte Höss seinen Gast höflich auf, einen weiteren Blick in die Gaskammer zu werfen. Mehrere Minuten spähte Himmler, sichtlich beeindruckt, hinein, wandte sich dann mit neuem Interesse an den Kommandanten und stellte ihm abermals Fragen.

Was er gesehen hatte, schien ihn zufriedengestellt und in gute Laune versetzt zu haben. Obwohl er nur selten rauchte, liess er sich von einem der Offiziere eine Zigarette geben und scherzte und lachte, während er eher ungeschickt daran zog.

Die entspannte Atmosphäre bedeutete natürlich nicht, dass das Wesentliche in Vergessenheit geriet. Mehrmals verliess er die Gruppe der Offiziere, um durch das Guckloch die Fortschritte zu beobachten; und als alle in der Kammer tot waren, zeigte er grosses Interesse an dem nun folgenden Prozedere.

Mit einem speziellen Lift wurden die Leichen ins Krematorium gebracht, aber sie wurden nicht gleich verbrannt. Erst mussten Goldzähne ausgebrochen werden, Haare, die dazu benutzt wurden, die Sprengköpfe von Torpedos¹³ wasserdicht zu machen, mussten von den Köpfen der Frauen abgeschnitten werden und die Leichen wohlhabender Juden, die man schon im Vorfeld ins Auge gefasst hatte, mussten für den Fall, dass sie versucht hatten, Juwelen – Diamanten vielleicht – in und an ihren Körpern zu verstecken, seziiert werden.

13 Menschenhaar wurde u.a. zur Herstellung von Filz, Garn, Füsslingen, Strümpfen, Seilen und Schiffstauen verwandt. Vgl. Andrzej Strzelecki: «Die Verwertung der Leichen der Opfer», in: Waclaw Dhigoborski, Franciszek Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz*. Aus dem Poln. von Jochen August. Oswięcim: Verlag des Staatl. Museums Auschwitz-Birkenau, 1999, Bd. 11, S. 499 f.

Es war eine komplizierte Prozedur, aber die neue Maschinerie, bedient von erfahrenen, geschickten Händen, funktionierte reibungslos. Himmler wartete, bis der Rauch über den Schornsteinen dichter wurde, dann sah er auf die Uhr.

Ein Uhr. Zeit fürs Mittagessen. Er schüttelte den ranghöheren Offizieren die Hand, erwiderte lässig den Salut der niedrigeren Ränge und stieg gut gelaunt mit Höss ins Auto.

Der Betrieb in Auschwitz war angelaufen. Und zwar in einer Grössenordnung, angesichts derer der kleine alte Jankel Meisel nur verwundert und ungläubig den Kopf geschüttelt hätte. Er hatte nie grosse Ambitionen gehabt, und die Vorstellung von einer derart rationellen Massenvernichtung wäre für sein schlichtes Gemüt unbegreiflich gewesen.

Aber schliesslich hatte er auch nie von der Endlösung gehört, geschweige denn von der Rolle, die Auschwitz dabei spielen sollte.

ZWEITES KAPITEL

Ein Sohn wie ich

Im Februar 1942 sass ich in Trnava, einer kleinen Stadt in der Slowakei, zu Hause in unserem Wohnzimmer vor einer aufgeschlagenen russischen Grammatik, die allerdings unbeachtet blieb, da ich wusste, dass es in diesem Augenblick keinen Zweck hatte, weiterlernen zu wollen. Ich hörte meine Mutter in der Küche nebenan herumstampfen und mit den Töpfen klappern, als hätten sie ihr etwas getan, ein untrügliches Zeichen dafür, dass es Streit geben würde.

Dafür gab es gute Gründe. Vor einer Stunde hatte ich ihr nämlich gesagt, dass ich nach England gehen wollte, um mich der tschechoslowakischen Exilarmee anzuschliessen. Und für meine Mutter, hier in unserem kleinen Trnava, vielleicht fünfzig Kilometer von Bratislava entfernt, war England genauso weit weg wie die unerforschten Dschungel Südamerikas.

Ihre Stimme, triefend vor Sarkasmus, schwang sich über das misstönende Küchenorchester hinweg und drang laut und klar durch die offene Tür zu mir.

«Wieso kletterst du nicht gleich zum Mond und schneidest dir ein Stück Käse davon ab? Aber mach gefälligst, dass du pünktlich zum Abendessen wieder zurück bist!»

Ich sagte nichts. Ein köstlicher Geruch, eine wundervolle Mischung aus Wiener Schnitzel, Apfelstrudel und Bratkartoffeln, lenkte mich vorübergehend von der Diskussion ab, die, wie ich wusste, gerade erst angefangen hatte.

«Ich weiss wirklich nicht, wie wir ausgerechnet an dich gera-

ten sind. Von meiner Seite der Familie hast du das alles jedenfalls nicht. Erst diese Englischlernerei. Und als wäre das noch nicht schlimm genug, jetzt auch noch Russisch. Also wirklich!»

Ein abfälliges Schnauben. Mehr vereinzelt Geschepper. Gemurmelt, das vielleicht mir galt, vielleicht auch dem Schnitzel. Dann: «*Russisch*». Wieso kannst du nicht einfach einen anständigen Beruf lernen wie alle anderen auch? Wo hast du nur immer diese Flausen her?»

Ich schlug die russische Grammatik zu, ging in die Küche und sagte: «Mama, ich werde mich nicht lammfromm wie ein Schaf ab transportieren lassen.»

Das Geschepper verstummte. Meine Mutter wischte sich die Hände an ihrer riesigen Schürze ab, bedachte mich mit einem langen, durchdringenden, wissenden Blick, seufzte und sagte: «Nein, wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich hast du sogar Recht.»

Dann sprang sie an den Gasherd und riss einen Topf von der Flamme, als gelte es, ein Kind aus der Donau zu retten.

«Jetzt sieh nur, wozu du mich gebracht hast!», schimpfte sie. «Jetzt habe ich doch glatt die Kartoffeln anbrennen lassen!»

Und das war in unserem Haus ein wirklich unverzeihliches Verbrechen, denn Mama war mit Recht stolz auf ihre Kochkünste.

Jede jüdische Mutter hätte sich über einen Sohn wie mich gesorgt, denn in der autonomen slowakischen Republik, die sich durch ihren Präsidenten, den katholischen Geistlichen Jozef Tiso, verpflichtet hatte, Seite an Seite mit den Nazis, ihren Förderern und

Gönnern zu kämpfen, hatten Juden nicht nach Höherem zu streben. Im Gegenteil, es war ihnen sogar per Gesetz verboten.¹

Dabei ging es Mama gar nicht so sehr um die Gesetze. Für sie war es mehr eine Frage des Gewissens, der Wunsch, das Richtige zu tun. Denn ihr Denken war von den willfährigen Ältesten ihrer Gemeinde derart beeinflusst worden, dass sie ihren Status als Mensch zweiter Klasse mehr oder weniger als angemessen und richtig akzeptiert hatte.

Als ich anfang, Englisch zu lernen, schüttelte sie besorgt den Kopf, wie englische Eltern es vielleicht taten, wenn der Sohn des Hauses sich weigerte, Cricket zu spielen, und sich stattdessen auf Baseball verlegte. Für sie waren meine englischen Sprachübungen etwas überaus Exzentrisches.

Doch als ich dann auch noch mit Russisch anfang, zweifelte sie dermassen an meinem Geisteszustand, dass sie mit mir zum Arzt ging. Zum Glück hatte der selbst angefangen, Russisch zu lernen, und konnte ihr versichern, dass meine Ambitionen vielleicht ungewöhnlich, medizinisch gesehen aber unbedenklich waren.

Wenn ich auf meine eigene damalige Einstellung zurückblicke, bin ich überrascht, dass auch ich so vieles so selbstverständlich akzeptierte. Ich kann nur vermuten, dass es daran lag, dass die Gesetze, die unsere Rechte beschnitten, so langsam und allmählich eingeführt wurden, dass sie wie zarte Schneeflocken fast unmerklich auf uns herabrieselten.

Bewusst wurden sie mir erst mit fünfzehn, als ich plötzlich

¹ Die pronazistische Republik Slowakei wurde mit deutscher Zustimmung im November 1938, Monate vor der Besetzung der «Rest-Tschechei» durch deutsche Truppen, gegründet. Tiso (1887-1947) führte analog der deutschen Verfolgungspolitik antijüdische Gesetze ein. Vgl. Tatjana Tönsmeier: *Das Dritte Reich und die Slowakei 1939-1943. Politischer Alltag zwischen Kooperation und Eigensinn*. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh Verlag, 2003, S. 137 ff.

nicht mehr aufs Gymnasium durfte. Privatunterricht war mir ebenfalls verboten, und ich durfte nicht einmal für mich allein lernen, eine Vorschrift, die sich natürlich unmöglich durchsetzen liess und an die ich mich ebenso natürlich nicht hielt. Aber da ich nicht mehr zur Schule durfte, musste ich mir eine Arbeit suchen.

Dabei merkte ich schnell, dass es zwei verschiedene Lohngruppen gab – eine niedrige für Juden und eine höhere für alle anderen. Und wenn ich keine Arbeit hatte, musste ich in der Schlange im Arbeitsamt immer hinter den anderen zurückstehen, denn freie Stellen gingen zuerst an Nichtjuden, und wir Juden konnten uns glücklich schätzen, wenn überhaupt welche für uns übrigblieben.

Als Nächstes kamen Einschränkungen unserer Bewegungsfreiheit. Wir durften nur noch in bestimmten Städten leben, und nur in bestimmten Vierteln, den ärmeren. Auch das Reisen wurde eingeschränkt, was bedeutete, dass wir ohne Genehmigung nur noch ganz bestimmte Entfernungen zurücklegen durften. Auf diese Weise schlich sich das System der Ghettos langsam in die Slowakei ein.

Natürlich hasste ich all diese Bestimmungen, akzeptierte sie aber mehr oder weniger als Teil der unangenehmeren Seiten des Lebens. Selbst als angeordnet wurde, dass Juden den gelben Davidstern tragen mussten, hielt ich mich daran und dachte nicht weiter darüber nach.

Erst die Deportationsgesetze² machten mich rebellisch.

2 Im März 1942 erliess das klerikal-faschistische Regime unter Tiso ein Gesetz über die «Aussiedlung der Juden». Mit 57 Transporten wurden circa 57'000 slowakische Juden in die Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek, Auschwitz und andere Lager und Ghettos verbracht. Insgesamt fielen etwa 60'000 slowakische Juden der Ns-Vernichtungspolitik zum Opfer. Vgl. hierzu Yehoshua Büchler, «The Deportation of Slovakian Jews to the Lublin District of Poland in 1942», in: *Holocaust and Genocide Studies*, Vol. 6 (1991), No. 2, S. 151-166.

Was genau der Auslöser war, weiss ich nicht mehr. Vielleicht die Tatsache, dass ich inzwischen siebzehn war und die Welt mit offeneren Augen betrachtete. Oder dass ich per staatlichem Erlass über Nacht nur noch Jude und kein Slowake mehr sein sollte. Wahrscheinlich aber hatte ich einfach etwas dagegen, aus meinem eigenen Land hinausgeworfen zu werden.

Denn genau das war der Plan. Wie selbstverständlich bekamen wir mitgeteilt, alle Juden würden in eine Art Reservat in Polen umgesiedelt, wo man uns beibringen würde, zu arbeiten und eigene Gemeinschaften aufzubauen. Die jungen, kräftigen Männer würden als Erste hingeschickt, hiess es in der Ankündigung, was unter den Umständen durchaus vernünftig klang. Erst später kamen wir dahinter, dass der eigentliche Grund war, diejenigen aus dem Weg zu schaffen, von denen am ehesten Widerstand befürchtet wurde.

Ich wusste natürlich nicht, dass das Reservat ein Vernichtungslager namens Auschwitz war, ein Ort, wo von mir erwartet wurde, still und ohne Aufheben zu sterben. Aber ich wollte nicht hinnehmen, dass ich auf einmal kein Mitglied der Gemeinschaft mehr sein und aus diesem Grund eingepfercht werden sollte wie die nordamerikanischen Indianer. Nur mit dem Unterschied, dass die Indianer immerhin in ihrem eigenen Land bleiben konnten.

Meine Mutter war eine willensstarke, sehr selbstständige Frau, die mehr oder weniger aus dem Nichts eine kleine Schneiderei aufgebaut hatte. Am liebsten hätte sie immer ihren Kopf durchgesetzt, doch wenn sie einmal nachgegeben hatte, akzeptierte sie die neue Situation rückhaltlos und setzte sich vernünftig und kühl damit auseinander.

Jetzt klatschte sie ein brutzelndes Wiener Schnitzel auf meinen Teller und sagte: «Und wie willst du nach England kommen?»

«Über Ungarn. Und dann Jugoslawien. Und wenn ich merke, dass ich nicht weiterkomme, schliesse ich mich den Titoisten an.»

Eine Zeitlang schwieg sie. Ich wusste, dass sie an die Grenzen dachte, die ich überqueren musste; an die schwarz-uniformierten slowakischen Hlinka-Garden,³ die sich alle Mühe gaben, die SS nachzuäffen; an die schiessfreudigen ungarischen Grenzpatrouillen; an die tausend und mehr Gefahren, denen ich auf meinem Weg über die verworrenen Grenzen eines Europa im Krieg begegnen würde. Nachdem sie diese düsteren Gedanken einigermassen verarbeitet hatte, sagte sie ruhig: «Du wirst Kleidung brauchen. Und Geld.»

Das mit der Kleidung bekam sie irgendwie hin. Das Geld war schwerer zu beschaffen. Aber ein paar Tage später kam sie zu mir und sagte: «Hier, mein Sohn. Es ist nicht viel, aber mehr habe ich nicht aufreiben können.»

Es waren 200 Kronen. Meine Fahrkarte nach England.

In der Zwischenzeit hatte ich meine Route ausgearbeitet. Das Beste, hatte ich beschlossen, war, nach Sered' noch auf der slowakischen Seite der Grenze zu fahren und mich dann querfeldein in das etwa zehn bis zwölf Kilometer entfernte ungarische Galanta durchzuschlagen. Dort hatte ein Schulfreund von mir Verwandte, die mir, wie er sagte, helfen würden.

3 Andrej Hlinka (1864-1938) war der Begründer der «Slowakischen Volkspartei» (1905). Nach seinem Tod benannte sich seine Partei in «Hlinkas Slowakische Volkspartei» (HSL'S) um und gründete die paramilitärische Organisation «Hlinka-Garde», vergleichbar der NSDAP-Organisation SA (Sturmabteilung). Die Hlinka-Garde war ein Instrument der antijüdischen Politik der Regierung Tiso.

Das Problem war, von Trnava nach Sered' zu kommen, das kilometerweit entfernt lag, weiter jedenfalls als die Strecke, die Juden reisen durften. Folglich konnte ich keinen Zug nehmen, da es ständig Kontrollen gab und man mich verhaften würde, bevor ich auch nur ein paar Kilometer weit gekommen wäre. Zu Fuss zu gehen war noch gefährlicher, weil ich als Unbekannter auf unbekanntem Gebiet sofort auffallen würde.

Meine Mutter kam auf die Lösung. Völlig ruhig, denn seit sie die Situation akzeptiert hatte, hatte sie kaum Gefühle gezeigt, sagte sie: «Du musst dir ein Taxi nehmen. Ein Bekannter deines Vaters⁴ wird dich fahren, ohne zu viele Fragen zu stellen.»

Es klang lächerlich. Wer hätte je gehört, dass sich jemand mit einem Taxi in die Freiheit chauffieren liess? Aber als ich darüber nachdachte, erkannte ich, dass meine Mutter Recht hatte.

Eine Woche später war ich abreisebereit. Der Taxifahrer, ein dicker, mürrischer Bursche mit einem herabhängenden, tabakfleckigen Schnurrbart und dem kummervollen Gesicht eines Bluthunds, war nicht sehr glücklich über die Fahrt, denn wenn er dabei erwischt wurde, wie er mich kutscherte, würde auch er verhaftet werden. Aber im Namen der Freundschaft hatte er sich dazu bereiterklärt, und ich wusste, dass ich ihm bedingungslos vertrauen konnte.

Und so verabschiedete ich mich Anfang März 1942 von meiner Mutter, dankte ihr für alles, was sie für mich getan hatte, und griff nach meiner Tasche. Ihr Gesicht zeigte kaum eine Regung, als sie sagte: «Pass auf dich auf. Und vergiss nicht, deine Socken zu wechseln.»

4 Der Vater, Elias Rosenberg, wurde um 1880 in Transsilvanien geboren und verstarb 1930 an einer Nierenentzündung.

Ich sah nicht zurück, als das Taxi losfuhr. Nicht weil ich mit meinen Gefühlen kämpfte, sondern weil ich damit beschäftigt war, den gelben Davidstern von meiner Jacke abzureissen.

Dann lehnte ich mich mit einem aufgeregten Flattern im Magen in die abgewetzten Lederpolster zurück, in meiner Jackentasche eine Landkarte, eine Schachtel Streichhölzer und die 200 Kronen von meiner Mutter. Es war nicht besonders viel Geld für die Reise, die mir bevorstand, aber ich war schliesslich erst sieben und musste erst noch lernen, Risiken einzuschätzen.

Eine halbe Stunde später tauchten die Lichter von Sered' vor uns auf. Während der ganzen Zeit hatten der Fahrer und ich kaum ein Wort miteinander gewechselt. Jetzt wuchs unser beider Spannung noch mehr, und jede Unterhaltung wäre erst recht fehl am Platz gewesen.

Erst als wir in der Stadt anhielten und ich ausstieg, um ihn zu bezahlen, wurden wir etwas gesprächiger. Der Fahrpreis, sagte er, belaufe sich auf 400 Kronen.

Es war ein peinlicher Augenblick für uns beide. Ich zog meine 200 Kronen hervor und bot sie ihm an. Er betrachtete sie kummervoll, kratzte sich am Kopf, zupfte an seinem Schnurrbart herum und sagte dann mit einem abgrundtiefen Seufzer: «Behalt die Hälfte. Du wirst das Geld brauchen. Schreib einen Zettel für deine Mutter, dann kann sie mich später bezahlen.»

Er war kein Jude, doch er verhielt sich wie ein Freund. Ich versuchte, ihm zu danken, aber er war schon wieder eingestiegen und losgefahren, bevor ich die passenden Worte gefunden hatte. Seine Mission – und für ihn war es eine gefährliche Mission gewesen – war erledigt.

Ich griff mir meine Tasche und sah mich um. Die Cafés von Sered' lockten mit freundlichen Lichtern und Gelächter.

Überall um mich herum hasteten Menschen durch leises Schneegestöber nach Hause, und am Ende der Strasse sah ich einen Polizisten, der gemächlich in meine Richtung schlenderte. Also kehrte ich den Lichtern und dem Lachen den Rücken und ging weg von der Wärme, die mir gefährlich werden konnte, ging, bis ich auf freiem Feld war.

Dort studierte ich beim Licht eines Streichholzes meinen Kompass und schlug die Richtung ein, die mich, wie ich hoffte, zur ungarischen Grenze und nach Galanta bringen würde. Der Schnee fiel nun dichter, und mir war nicht nur kalt, ich fühlte mich plötzlich auch sehr einsam. Die Aufregung, die ich bis jetzt empfunden hatte, löste sich in der unfreundlichen Dunkelheit in Luft auf, und etwas, was sich sehr wie Angst anfühlte, trat an ihre Stelle.

Ich marschierte stundenlang, die ganze Zeit damit beschäftigt, meine rebellischen Nerven in Schach zu halten. Dann endlich tauchten Lichter vor mir auf, die Lichter von Galanta. Ich war in Ungarn.

Ich ging schneller und erreichte die schlafende Stadt um fünf Uhr morgens. Ständig auf der Hut vor patrouillierenden Polizisten, fand ich das Elternhaus meines Freundes ohne grössere Schwierigkeiten und klopfte, erschöpft vor Erleichterung und Müdigkeit, an die imposante Tür.

Lange blieb es still. Ich klopfte noch einmal, dieses Mal lauter, und nach einer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, hörte ich Schritte.

Die Tür wurde einen Spalt weit geöffnet, das verängstigte Gesicht eines Hausmädchens spähte hervor. Dann wurde die Tür wieder zugeschlagen.

Ich klopfte noch einmal, drückte auf die Klingel, ohne den Finger fortzunehmen, und blickte dabei die ganze Zeit über die Schulter nach hinten, in der Erwartung, jeden Augenblick einen Polizisten auftauchen zu sehen. Dann wieder Schritte, und dazu

leise Stimmen. Ich hörte auf zu klingeln, und die Tür wurde aufs Neue geöffnet.

Eine gross gewachsene, attraktive Frau im Morgenmantel sah auf mich herunter. Ich sagte hastig: «Ich bin Rudi Vrba, ein Freund von Stefan. Er hat gesagt, ich kann hierher kommen, wenn...»

Sie unterbrach mich. Mich von Kopf bis Fuss musternd, sagte sie sehr langsam: «Du ... bist ein Freund ... von Stefan?»

«Ja. Wir waren zusammen auf dem Gymnasium.»

Lange sah sie mich nur an. Dann machte sie die Tür merklich widerstrebend ein Stückchen weiter auf und sagte: «Komm rein.»

Ich wusste nicht, was ich von diesem Empfang halten sollte. Zugegeben, es war halb sechs morgens, trotzdem hatte ich von der Familie meines Schulfreunds etwas mehr Freundlichkeit erwartet. Doch als ich eingeschüchtert in der vornehmen Diele stand, fiel mein Blick in einen hohen Wandspiegel.

Ein bleicher, dunkelhaariger Junge starrte mich an. Seine Haare waren zerzaust, seine Kleider völlig verdreckt, seine Augen rotgerändert, sein Blick wild. Er sah aus wie ein Zwischending zwischen einem Banditen und einem Landstreicher. Jedenfalls hatte er nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Gymnasiasten.

An meine Gastgeberin gewandt sagte ich lahm: «Es tut mir leid. Ich bin zu Fuss von Sereď gekommen. Ich musste querfeld ein gehen...»

Ihr Gesicht nahm einen erschrockenen Ausdruck an, und fast flüsterte sie: «Heisst das ... du bist... illegal hier?»

Ich nickte. Sie hob die schönen Augen zum Himmel, seufzte tief, schüttelte den Kopf, als wolle sie ihre Gedanken zurechtrücken, und sagte: «Ich finde, du solltest erst einmal ein Bad nehmen. Wir können beim Frühstück reden.»

Das Hausmädchen führte mich in ein luxuriöses Badezimmer, mich die ganze Zeit über beäugend, als hätte ich eine Bombe in der Tasche, drehte das Wasser für mich an und huschte so schnell davon, wie ihre dünnen Beinchen sie trugen.

Das Bad war wundervoll. Eine halbe Stunde lag ich in dem warmen, duftenden Wasser und spürte, wie meine Müdigkeit sich in Nichts auflöste. Als ich anschliessend wieder zum Vorschein kam, waren meine Kleider, die ich in einem Ankleidezimmer abgelegt hatte, mit einem feuchten Lappen abgerieben und frisch gebügelt worden.

Etwas zivilisierter aussehend und mich auch so fühlend, ging ich nach unten. Meine Gastgeberin und ihr Mann, ein kräftiger, eleganter Herr mit silbergrauem Haar, warteten an einem reich gedeckten Frühstückstisch auf mich. Während ich ass, unterhielten wir uns über Stefan. Erst als ich fertig war, wandten wir uns ernsteren Dingen zu.

Sie waren tatsächlich ernst. Mit ruhiger Stimme sagte mein Gastgeber: «Ich nehme an, du weisst, wie die Dinge in Ungarn im Augenblick stehen?»

Ich leerte meine dritte Tasse Kaffee und sagte unbekümmert «nein», denn ich fühlte mich gut, sauber und satt.

«Das solltest du aber wissen. Es herrscht Kriebsrecht, was an sich schlimm genug wäre, aber ausserdem könnten die augenblicklichen Beziehungen zwischen der Slowakei und Ungarn nicht schlechter sein. Die Behörden wissen, dass immer wieder Leute über die Grenze kommen, und jeder, der einem Slowaken hilft, also einem Spion, läuft Gefahr, ins Gefängnis zu kommen.»

Das wundervolle Frühstück lag mir plötzlich wie ein Stein im Magen, und ich fühlte mich wieder schmutzig.

«Heisst das ... ich bin eine Gefahr für Sie?»

Er nickte. Ich stand auf, um zu gehen, aber er bedeutete mir sofort, mich wieder zu setzen.

«Nicht so eilig», sagte er. «Diese Sache erfordert ein gewisses Mass an Organisation. Wenn du allein auf der Strasse herumläufst, wird man dich binnen fünf Minuten aufgreifen. Überhaupt verstehe ich nicht, wieso du nicht längst aufgegriffen worden bist!»

Er ging ans Telefon und rief mehrere Nummern an. Innerhalb einer halben Stunde war das Haus voller Leute, und nach einer hastigen Besprechung wurde beschlossen, dass ich so schnell wie möglich nach Budapest weiterfahren sollte.

Wieder stand ich auf. Ziemlich ungeduldig fragte mein Gastgeber: «Wo willst du denn jetzt schon wieder hin?»

«Zum Bahnhof.»

«Grosser Gott, Junge», schrie er mich an. «Bist du verrückt geworden? Ich habe dir doch gesagt, dass diese Sache Organisation erfordert!»

Wohl wahr. Ein Mann begleitete mich zum Bahnhof. Ein anderer kaufte die Fahrkarte für mich – eine zweiter Klasse, weil Dritter-Klasse-Reisende mehr redeten und mehr Fragen stellten, während die in der ersten Klasse mich wahrscheinlich gleich dem Zugpersonal melden würden, weil ich nicht wie ein Reisender erster Klasse aussah.

Ein dritter Mann kaufte mir ein Exemplar der örtlichen Fascistenzeitung, um mir einen antisemitischen Anstrich zu geben, ein vierter drückte mir 30 Pengö in die Hand. Fahrkarte, Geld und Zeitung wurden mir jeweils heimlich und verstohten zugesteckt, von Männern, die sich ohne Blickkontakt aufzunehmen an mir vorbeischoben. Um neun Uhr, vier Stunden nach meiner Ankunft in Galanta, sass ich in einem Expresszug, der die Stadt rasch hinter sich liess.

Während der Zug durch die weite Landschaft rauschte, lehnte ich mich zurück und stellte mich schlafend. Die 30 Pengö und die 100 Kronen, die ich noch von meiner Mutter hatte, fühlten sich in meiner Tasche gut an, aber im Kopf hatte ich etwas noch Wert-

volleres als Geld – die Adresse eines sozialistischen Untergrundmitglieds in Budapest, die meine Freunde in Trnava mir gegeben hatten. Pista, hatten sie gesagt, würde mir weiterhelfen.

Ich ging sofort zu seiner Adresse, einer schäbigen kleinen Wohnung in einem Arbeiterbezirk. Eine Frau in Schwarz beugte mich nervös und sagte: «Er ist nicht da. Vielleicht weiss sein Bruder, wo er zu finden ist.»

Sie schrieb mir eine Adresse in einem besseren Viertel auf, und ich machte mich mit dem Gefühl auf den Weg, absolut Herr der Situation zu sein. Am Haus angekommen, wurde ich sofort hereingebeten, als sei ich ein alter Freund, und mit Kaffee und Gebäck bewirtet.

Beim Essen erzählte ich ihnen meine Geschichte. Der Bruder des Untergrundmitglieds hörte mir kommentarlos zu und verzog dann das Gesicht zu einem schiefen Lächeln.

«Jetzt wird es ein bisschen merkwürdig», sagte er. «Ich bin nämlich Mitglied der hiesigen Faschistengruppe!»

Ich erstarrte, um mich herum drehte sich alles. Ich war in eine Falle getappt. Und nicht nur das, ich hatte auch restlos alles ausgeplappert und sogar meine Freunde in Galanta in die Sache hineingezogen. Mein Blick huschte panisch zwischen Tür und Fenster hin und her, aber dann brach mein faschistischer Gastgeber in lautes Lachen aus.

«Reg dich wieder ab», sagte er. «Viele von uns sind inzwischen in die Organisation eingetreten. Es ist gut fürs Geschäft. Und für die Gesundheit. Du bleibst erst einmal hier, bis wir wissen, was wir mit dir anfangen sollen.»

Ich blieb zehn Tage bei ihm. Dann hatte ich das Gefühl, seine Gastfreundschaft überzustrapazieren. Also ging ich zu ihm und sagte: «Ich brauche Arbeit. Vielleicht können die Zionisten mir Papiere besorgen, damit ich mir eine Arbeit suchen kann.»

Ich fand die Idee sehr vernünftig, aber mein Gastgeber war alles andere als begeistert.

«Mein Freund», sagte er, «ich glaube nicht, dass sie dich mit offenen Armen willkommen heissen werden.»

«Wieso nicht? Sie müssen mir helfen.»

Er zuckte die Schultern und wandte sich wieder seinen Parteiunterlagen zu, die auf dem ganzen Tisch ausgebreitet waren.

Am selben Nachmittag ging ich zum OMZSA-Haus, dem Hauptquartier der zionistischen Organisation in Budapest.⁵ Dort erzählte ich einem streng aussehenden Mann von etwa Mitte dreissig meine Geschichte in allen Einzelheiten.

Er dachte eine Weile nach, bevor er sagte: «Soll das heissen, dass Sie sich illegal in Budapest aufhalten?»

«Ja.»

«Wissen Sie denn nicht, dass Sie damit gegen das Gesetz verstossen?»

Ich nickte und fragte mich, wie ein derart begriffsstutziger Mensch eine Position innehaben konnte, die doch anscheinend recht verantwortungsvoll war.

«Und Sie erwarten, hier ohne Papiere Arbeit zu finden?»

«Mit falschen Papieren.»

Hätte ich den Talmud zerrissen und wäre darauf herumgetram-pelt, hätte er kaum schockierter aussehen können. Erst klappte er den Mund ein- oder zweimal auf und zu, dann schrie er: «Ist Ihnen klar, dass es meine Pflicht ist, Sie der Polizei zu übergeben?»

Jetzt blieb mir der Mund offenstehen. Ein Zionist, der einen anderen Juden der faschistischen Polizei auslieferte? Das konnte doch wohl nicht wahr sein!

⁵ Die 1938 gegründete jüdische Hilfsorganisation (Országos Magyar Zsidó Segítő Akció, OMZSA) unterstützte Opfer der antijüdischen Politik in Ungarn.

«Verschwinden Sie! Machen Sie, dass Sie auf der Stelle hier wegkommen!»

Völlig durcheinander ging ich. Es dauerte fast drei Jahre, bevor mir klar wurde, für was genau das OMZSA-Haus und die Männer darin standen.

Mein faschistischer Freund war nicht überrascht, als ich ihm erzählte, was passiert war. Er stimmte mir jedoch zu, dass es besser war, wenn ich Budapest verliess, für den Fall, dass der zionistische Beamte mich doch der Polizei meldete. Und so wurde ich aufs Neue zum Thema einer Familienkonferenz.

Zu guter Letzt wurde beschlossen, dass ich in die Slowakei zurückkehren sollte. Dort, in meiner Heimatstadt Trnava, würden Freunde mit falschen Papieren, die mich als waschechten Arier auswiesen, auf mich warten.

Ich konnte nur einen Fehler in dem ansonsten ausgezeichneten Plan entdecken. «Der Weg von Galanta nach Sereď kann gefährlich sein», sagte ich. «Was, wenn ich aufgehalten werde?»

«Mach dir keine Sorgen. Die Leute in Trnava wissen, dass es Schwierigkeiten geben kann. Sie werden sechs Tage warten.»

Mir wurde klar, dass ich es mit Männern zu tun hatte, die nicht nur Geduld, sondern auch Mut besaßen. Denn eine Woche in einer fremden Stadt herumzusitzen bedeutete geradezu, eine Verhaftung herauszufordern.

Die Maschinerie, die ich schon aus Galanta kannte, lief aufs Neue an, nur in umgekehrter Richtung. Im Bahnhof von Budapest bekam ich von unterschiedlichen Leuten meine Fahrkarte, etwas Geld und eine faschistische Zeitung zugesteckt, dann bestieg ich den Expresszug und befand mich drei Stunden später am Rand von Galanta, um mich querfeldein zur Grenze durchzuschlagen.

Inzwischen fühlte ich mich fast schon als alter Hase. Ich be-

fand mich wieder auf vertrautem Terrain und hatte eine Menge gelernt, seit ich mich vor rund vierzehn Tagen von meiner Mutter verabschiedet hatte. Munter und guter Dinge stapfte ich durch den Matsch.

Und dann passierte es. Aus der Dunkelheit schnarrte eine Stimme: «Halt! Stehenbleiben!»

Ich blieb stehen und drehte mich langsam um. Vage konnte ich die Umrisse zweier ungarischer Grenzer erkennen. Bleiches Mondlicht schimmerte auf den Läufen ihrer Gewehre.

Ich wirbelte herum und fing an zu rennen. Voller Panik stolperte ich über den schweren Boden, hörte erneut Rufe, und dann auch Schüsse. Keuchend und verängstigt blieb ich stehen.

Hätte ich etwas mehr Erfahrung gehabt, wäre ich natürlich weitergerannt, denn die Chancen der beiden, mich im Dunkeln und im Laufen zu treffen, waren nicht besonders gross. Aber dieses Grundprinzip militärischer Strategie sollte ich erst später lernen ... viel später.

Wieder drehte ich mich um und sah ihnen entgegen. Die Gewehre im Anschlag stapften sie vorsichtig auf mich zu. Dann blieb der eine, das Gewehr im Anschlag, stehen, während der andere näherkam. Er drehte sein Gewehr um und schickte mich mit einem Kolbenschlag gegen den Kopf halb bewusstlos auf die weiche, feuchte Erde.

Ein Stiefel traf meinen Unterleib. Ich krümmte mich vor Schmerzen, die stärker waren als meine Benommenheit. Der Himmel über mir fing an, sich zu drehen. Von weit her bellte eine Stimme: «Wo willst du hin?»

«Nach Budapest», stiess ich mit Mühe hervor.

«Steh auf!»

Ich versuchte es, konnte aber nicht. Sie zerrten mich hoch und schleiften mich, immer wieder auf mich einschlagend, zum Wachgebäude.

Dort hielten sich etwa zehn weitere Grenzposten auf. Sie mus-

terten mich mit kaum mehr als beiläufigem Interesse, denn das hier war für sie allnächtliche Routine. Eher gelangweilt fingen sie an, mich zu befragen.

Wieder wollten sie wissen: «Wo willst du hin?»

«Nach Budapest.»

Eine Faust krachte in mein Gesicht und schleuderte mich gegen die Wand.

«Wen kennst du in Budapest?»

«Niemand.»

Ein Wachtmeister mit pockennarbigem Gesicht zog langsam seinen Revolver, warf ihn in die Luft, fing ihn am Lauf auf und schlug mir den Kolben ins Gesicht. Der Raum füllte sich mit Sternen, als ich zu Boden ging.

Langsam schlug ich die Augen auf und sah nur Zentimeter von meinem Gesicht entfernt einen auf Hochglanz polierten Stiefel. Wieder klangen die Stimmen, als kämen sie aus weiter Ferne. Hände zerrten mich hoch.

«Du bist ein Spion, gib's zu!»

Ich blinzelte den Sprecher benommen an und schüttelte den Kopf. Im Mund hatte ich den Geschmack von Blut, meine Lippen waren so geschwollen, dass ich kaum sprechen konnte, aber ich schaffte es zu murmeln: «Nach Budapest.»

Es waren meine letzten Worte für eine halbe Stunde, denn in zwischen hatte sich ein Muster herausgebildet. Eine Frage. Ein Schlag. Eine Frage. Ein Schlag. Selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich nichts sagen können, weil ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Allmählich wurde ich fast unempfindlich gegen die Schläge, vielleicht, weil ich nur noch halb bei Bewusstsein war. Dann hörten sie urplötzlich auf. Wie durch einen Nebel sah ich, wie alle im Raum Haltung annahmen. Mühsam drehte ich den Kopf und sah einen elegant gekleideten Offizier in der Tür stehen.

Jetzt, dachte ich, wird das Prügeln auf hören. Jetzt werden sie nicht mehr so brutal sein. Schliesslich waren Offiziere Ehrenmänner.

Er war schwer gebaut, vielleicht Anfang dreissig, und hatte ein glattes Gesicht. Mit einem traurigen, fast selbstmitleidigen Seufzen setzte er sich an seinen Tisch. Mehrere Minuten lang sah er die Sachen durch, die die anderen aus meinen Taschen geholt hatten – ein nicht sehr sauberes Taschentuch, ein bisschen Kleingeld, ein paar unwichtige Papierschnipsel. Ein weiterer tiefer Seufzer, als wolle er Gott um mehr Verständnis für alle diensttunenden Offiziere bitten.

Dann hob er den Kopf und sah mich eine Weile an. Sein Blick war nicht ohne Mitgefühl. Vielmehr schien er zu besagen, dass wir beide Opfer von Umständen waren, die wir gleichermassen unerfreulich fanden, und dass es für alle Beteiligten einfacher gewesen wäre, wäre ich gar nicht erst festgenommen worden.

Ich fing an, ein bisschen ruhiger zu werden. Die Soldaten hatten das Wichtigste, das ich besass, nicht gefunden, das Geld, das ich in den Latz meiner Hose eingenäht hatte. Ich wusste auch, dass ich kein Belastungsmaterial bei mir hatte, keine Adressen, nichts, was meine Freunde in Budapest verraten konnte. Gesicht und Stimme des Offiziers waren sanft, als er die gleiche Frage stellte: «Wo wollten Sie hin?»

«Nach Budapest. Ich bin slowakischer Jude und wollte nicht deportiert werden. Ich bin gerade erst über die Grenze gekommen.»

Mit gerunzelter Stirn fing er an, mit einem der Papierschnipsel zu spielen, die vor ihm auf dem Tisch lagen. Er strich ihn glatt und sah mich fast vorwurfsvoll an. Irgendetwas in seinem Verhalten brachte mich dazu, das Stückchen Papier ebenfalls anzustarren, und mein Magen krampfte sich zusammen, als ich erkannte, was es war.

Eine Budapester Strassenbahnfahrkarte!

Schwerfällig kam er hinter dem Tisch hervor und versetzte mir zwei gekonnte Schläge. Zwei der Soldaten bauten sich hilfreich hinter mir auf, um mich für den nächsten Schlag, die nächste Frage zu stützen.

«Wo hast du in Budapest gewohnt?»

«Nirgends. In Parks, wo es eben ging.»

Ein weiterer Schlag, der unendlich langsam zu kommen schien, mich aber in die Arme der Soldaten zurückschleuderte.

«Du bist ein Spion. Wer sind deine Komplizen?»

«Ich bin kein Spion, sondern ein Flüchtling. Ich habe keine Komplizen.»

Jetzt hatte ich Angst. Nicht um mich, sondern um alle, die mir geholfen hatten – meinen faschistischen Freund, die Männer, die mich aus der Hauptstadt herausgeschmuggelt hatten. Ich hatte Angst, dieser Mann mit dem glatten Gesicht würde es schaffen, mich zum Sprechen zu bringen, denn offensichtlich war er Experte auf diesem Gebiet.

Müde streckte er die Hand aus. Sofort legte ein Soldat einen kurzen Knüppel hinein. Die beiden Soldaten, die hinter mir gestanden hatten, drückten mich rücklings auf einen Tisch, und er fing an, mein Gesicht mit einer Effizienz zu bearbeiten, gegen die die früheren Bemühungen seiner Untergebenen dilettantisch anmuteten, vergebliche Liebesmüh.

Immer wieder gingen die Schläge kurz und brutal mit der monotonen Regelmässigkeit der Fragen auf mein Gesicht nieder. Namen und Adressen drängten sich mir auf die Zungenspitze, wurden aber von einer Kraft, von der ich nicht gewusst hatte, dass ich sie besass, wieder zurückgedrängt.

«Bist du ein Spion? Wer sind deine Freunde? Wo wohnen sie?»

Meine Augen schwollen immer mehr zu, das Blut auf meinem

Gesicht fing an zu trocknen. Meine Welt bestand nur noch aus diesem Knüppel, und obwohl ich nichts mehr sehen konnte, verlor ich keinen Augenblick das Bewusstsein. Der Knüppel beherrschte mein Gehirn, schaffte es aber nicht, es vollständig zu vereinnahmen, obwohl der tüchtige Offizier mich drei Stunden lang bearbeitete.

Dann hörte er auf. Nicht weil er müde geworden wäre, sondern weil er zu der Überzeugung gelangt war, dass ich die Wahrheit sagte. Sein einziges Problem bestand nun darin, mich schnell und sauber loszuwerden, denn in seinem Leben oder seiner Wachstube war kein Platz für solche wie mich.

Wie durch einen Nebel hörte ich ihn zu zwei Soldaten sagen: «Bringt ihn zurück an die Grenze. Das übliche Vorgehen.»

Das übliche Vorgehen! Halbtot wie ich war, war mir dennoch klar, dass sie mich im Niemandsland der Grenze umbringen und liegen lassen sollten. Der Gedanke war nicht einmal sonderlich beängstigend. Falls ich überhaupt noch etwas empfand, so eine Mischung aus Stolz, weil es ihm nicht gelungen war, mich zu brechen, und Erleichterung, weil meine Freunde in Sicherheit waren.

Zwei Soldaten schleiften mich über die Felder zurück, und die frische Luft brachte mich wieder einigermaßen zu mir. Nach einer Weile, als wir, wie ich wusste, in der Nähe der Grenze sein mussten, blieben wir stehen, und einer der Soldaten sagte: «Gib dein Geld her.»

Einen Moment lang, einen dummen, hoffnungsvollen Moment lang, dachte ich, ich könnte mir mein Leben erkaufen. Ich riss das eingnähte Geld aus meiner Hose und hielt es ihm hin.

«Lass es einfach fallen, du slowakischer Mistkerl.»

Ich warf es auf den Boden. Ohne die Augen von mir zu lösen, hob er es auf, steckte es in seine Tasche und sagte: «Geh weiter!»

Wütend über meine eigene Dummheit gehorchte ich. Aber bald verlangsamten sie das Tempo, und wir blieben erneut stehen. Ich hörte, wie der eine dem anderen zuflüsterte: «Wir haben es verbockt. Ich glaube, wir sind schon in der Slowakei.»

Der andere stiess einen leisen, wütenden Fluch aus und flüsterte zurück: «Das heisst, dass wir ihn nicht mehr erschiessen können. Ein Schuss, und wir haben ihre Hunde und Maschinengewehre auf dem Hals.»

«Machen wir es mit dem Bajonett.»

Ich fuhr herum, sah einen von ihnen mit blankem Bajonett auf mich zukommen und schrie laut auf. Er stiess mich zu Boden, warf sich auf mich und hielt mir mit der Hand den Mund zu. Sein Kollege stand da wie ein verängstigtes Tier und stierte in die Dunkelheit.

Das Bajonett berührte meinen Hals. Ich spürte, wie es meine Haut aufritzte. Dann liess der Druck nach, und der Soldat, der auf mir gelegen hatte, stand langsam auf. Einen Moment verharren die beiden ganz starr und still, und mir wurde klar, dass sie mehr Angst hatten als ich.

Weitere Momente vergingen. Dann flüsterte einer von ihnen: «Steh auf. Mach, dass du hier wegstommst.»

Ich stand auf und entfernte mich langsam von ihnen. Nach ungefähr fünfzehn Metern fing ich an zu rennen, im Zickzack, geduckt, immer hin und her, in Erwartung einer Kugel, die nicht kam.

Wie gehetzt lief ich vielleicht hundert Meter. Dann stolperte ich und fiel hin. Es kam mir vor wie das Ende, das Ende jedes Widerstands, das Ende von allem. Das Gesicht in der Erde vergraben lag ich da, keuchend vor Erschöpfung, völlig erschlagen, nur halb bei Bewusstsein.

Wie lange ich dort lag, weiss ich nicht. Vielleicht nur Minuten. Vielleicht Stunden. Vielleicht schlief ich ein, vielleicht verlor ich das Bewusstsein. Aber als ich die Augen irgendwann mit Mühe

aufschlug, hechelte ein Hund genau vor meinem Gesicht. Ansonsten sah ich nur den grellen Strahl einer Taschenlampe, der in mich hineinschnitt wie ein Messer.

Eine Stimme sagte auf Slowakisch: «Himmel, der lebt ja noch.»

Jemand zog mich hoch. Es war ein slowakischer Grenzsoldat, der mich fast respektvoll ansah und sagte: «Du müsstest tot sein. Sie sind immer tot, wenn wir sie finden.»

Er rief nach seinem Kollegen, und zusammen schleppten sie mich über die Felder, bis wir ein Dorf erreichten. Dort traten sie gegen die Tür eines Gasthauses, bis der Besitzer murrend öffnete.

Aber mein Anblick, mein von den Ungarn zerschlagenes Gesicht, meine verdreckte und blutverschmierte Kleidung, stimmte ihn freundlicher. Er zog uns herein, und ein paar Minuten später sass ich in einem riesigen Sessel und nippte an einem Branntwein. Eine Frau erschien mit einer Schüssel mit warmem Wasser und wusch mir sanft das Gesicht ab. Die Nebel verschwanden mit dem Blut. Ich war wieder unter Menschen.

Trotzdem mussten die Grenzer ihre Arbeit tun. Sie brachten mich zur Wache und fingen an, mich zu befragen. Ich sagte ihnen die Wahrheit.

Der Mann, der mir vorhin aufgeholfen hatte, runzelte die Stirn und sagte: «Du willst also nicht in ein Umsiedlungsgebiet? Du willst also nicht arbeiten, du jüdischer Mistkerl? Ich sollte dich so verprügeln, dass deine Mutter dich nicht wiedererkennt, aber das hat ja schon ein anderer erledigt!»

Er stiess mich in eine Zelle, schloss ab und beschäftigte sich mit anderen Dingen. Wund, steif und voller Schmerzen lag ich auf der Pritsche und döste nach einer Weile ein.

Eine Stimme weckte mich. Die Stimme einer alten Frau. Sie sagte: «Herr Jude ... schlafen Sie?»

Sie kam vom vergitterten Fenster meiner Zelle. Unter Schmerzen richtete ich mich auf und sagte: «Nein.»

Durch das Gitter fielen mehrere Zigaretten und etwas zu essen. Die Neuigkeit, dass ein Jude irgendwo an der Grenze auf gegriffen worden war, hatte sich offenbar schnell in jenem slowakischen Dorf herumgesprochen, und irgendwo hatte eine christliche Frau anscheinend an den armen jüdischen Kerl gedacht, der allein in seiner Zelle lag und womöglich Hunger hatte. Dass diese Hilfe von den ortsansässigen Juden organisiert und mit Geld bezahlt worden war, erfuhr ich erst später, viel später.

DRITTES KAPITEL

Gesucht

In der Slowakei ist der Juni ein wundervoller Monat, und 1942 übertraf er sich selbst. Die Sonne schien warm und freundlich und unablässig. Auf den Feldern wiegte sich üppiger, goldgelber Weizen sanft im leisen Wind, und die Vögel sangen, als gelte es, die gelungene Vorstellung frenetisch zu bejubeln.

Selbst durch den Stacheldrahtzaun des Lagers Nováky¹ sah die Welt wunderschön aus, und wahrscheinlich war der «Herr Jude» der einzige dort, der seine Sorgen nicht wenigstens gelegentlich einmal beiseite schob, um sich an der Schönheit der Natur zu freuen.

Sie hatten mich gleich am Morgen nach meiner Verhaftung ins Lager gebracht. Jetzt sass ich auf der Kante meiner Pritsche, dachte über die Ironie meiner Lage nach und fluchte leise vor mich hin. Wochenlang war ich hin und her gehetzt, war Kugeln ausgewichen, hatte mich fast totschlagen lassen, hatte meinen eigenen Hals und den anderer riskiert, nur um nicht in ein Umsiedlungslager deportiert zu werden, und hatte mich damit nur selbst auf die Verladerampe manövriert.

Bei meiner Ankunft hatte man mich in eine riesige Baracke mit mehreren hundert Männern gesteckt, von denen die meisten

¹ Das Arbeits- und Konzentrationslager Nováky wurde 1941 von der Regierung Tiso zusätzlich zu den Lagern Sered' und Vyhne errichtet. Etwa 40'000 slowakische Juden gingen durch die drei Lager. Vgl. Eva Schmidt-Hartmann: «Tschechoslowakei», in: *Dimension des Völkermords. Die «Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*. Hrsg. von Wolfgang Benz. München: R. Oldenbourg Verlag, 1991, S. 372.

beträchtlich älter waren als ich. Mir war immer noch nicht klar, wieso ich hier war oder was als Nächstes kommen würde, aber das fand ich bald heraus, indem ich den Gesprächen um mich herum zuhörte.

Weitschweifig, trübsinnig und öde drehten sie sich endlos um vergeblich gezahlte Bestechungen, nicht eingehaltene Versprechen, Korruption, Betrug und Ungerechtigkeit, vor allem aber um die Transporte.

Wann würde der nächste Zug kommen? Würde es überhaupt einen nächsten Zug geben? Waren die Transporte vielleicht alle abgesagt worden? Stundenlang kreisten die Männer in der riesigen Holzbaracke um dieses trübselige Thema, wie Kinder auf einer Müllkippe einen Fussball aus Lumpen hin und her treten.

Allmählich ging mir auf, dass ich mich in einem Durchgangslager befand und die nächste Station irgendwo in Polen liegen würde, wo man mir beibringen würde, wie ein zivilisiertes menschliches Wesen zu arbeiten, wo man mir meine jüdischen Laster austreiben und ich dazu beitragen würde, ein neues, anständiges, ordentliches Gemeinwesen aufzubauen. Eine Weile fluchte ich nicht mehr ganz so leise, und als ich genug Gift und Galle gespuckt hatte, fing ich an, mich umzusehen. Vielleicht liess sich ja doch noch etwas machen?

Ein grosser Mann mit beginnender Glatze auf der Pritsche neben mir sagte: «Ich hab ihm 500 Kronen gegeben, und er hat gesagt, ich soll mir keine Sorgen machen. Und jetzt...»

«Sagen Sie», unterbrach ich ihn. «Wie stehen die Chancen, hier rauszukommen?»

Sein Monolog brach ab. Ein Dutzend Augenpaare starrten mich an. Dann lachte jemand und sagte: «Hört euch den an! Kaum einen Tag hier, und schon will er wieder nach Hause!»

Ein dicklicher Händler funkelte mich aufgebracht an und

grummelte: «Herrgott noch mal, genau das hat uns noch gefehlt. Ein verdammter Unruhestifter!»

Der Mann, der um die 500 Kronen betrogen worden war, deutete mit dem Kopf auf die Tür und sagte: «Da draussen stehen zwei Hlinka-Gardisten, die dich wie eine Ratte abknallen werden, wenn du versuchst, an ihnen vorbeizukommen. Diese Baracke verlässt du nur, um aufs Scheisshaus zu gehen. Und selbst dann hast du die ganze Zeit einen Gewehrlauf am Bauchnabel.»

Das klang nicht sehr ermutigend, aber als ich weitere Erkundigungen einzog, stellte sich heraus, dass die Situation nicht völlig hoffnungslos war. Ich fand heraus, dass Nováky in zwei Lager aufgeteilt war, das Durchgangslager mit denen, die auf den Transport nach Polen warteten, und das Arbeitslager, wo sich privilegiere Juden der Gunst erfreuten, für das Wohl der slowakischen Regierung arbeiten zu dürfen.

Alle blickten sehnsuchtsvoll auf das Arbeitslager. Alle versuchten, dort hinzukommen, denn es bedeutete zumindest einen Aufschub des Ungewissen. Aber nicht jeder besass die notwendigen Voraussetzungen dafür, nämlich Geld, Einfluss in der zionistischen Bewegung oder irgendwelche Spezialkenntnisse. Ärzte, Schreiner und Schmiede zum Beispiel hatten eine gute Chance, diese lebenswichtige Grenze überqueren zu können.

Damit schied ich von vorneherein aus, denn ich konnte weder Einfluss noch einen Beruf, noch Geld aufweisen. Aber mittlerweile hatte ich mich lange genug durchgeschlagen, um zu wissen, dass es immer ein Hintertürchen gab, und es dauerte nicht lange, bis ich es fand.

Die Hlinka-Gardisten brauchten jemanden, der das Essen für das Durchgangslager aus dem Arbeitslager holte. Ich meldete mich sofort freiwillig, und die anderen überliessen mir die Arbeit,

weil sie wussten, dass ich keine Lebensmittelvorräte hatte, während sie selbst immer noch Päckchen von zu Hause erhielten. Damit kam ich zumindest aus der Baracke heraus, ohne auf die Toilette zu müssen.

Schon bei meinem ersten Gang ins Arbeitslager wurde mir klar, dass ich nicht nur einen Weg an die frische Luft und in den Sonnenschein gefunden hatte, sondern auch in die Freiheit. Da alle ins Arbeitslager hinein- und keiner hinauswollte, war es nur von einem lächerlich unzulänglichen Stacheldrahtzaun umgeben, und nur ein einziger Hlinka-Gardist patrouillierte die etwa 1'000 Meter lange Umzäunung.

Ausserdem sah ich sofort, dass der Hlinka-Gardist, der mich bewachte, weit mehr daran interessiert war, sich in der Küche vollzustopfen und Slibowitz in sich hineinzukippen, als auf mich aufzupassen. Hätte ich gewollt, hätte ich mich gleich an diesem ersten Tag absetzen und unter dem Zaun durchkriechen können und wäre mindestens eine Stunde lang nicht vermisst worden.

Die Erfahrung hatte mich jedoch Vorsicht gelehrt. Ich wusste inzwischen, dass man auf einer Flucht Kleidung brauchte. Ehe ich mich aus dem Staub machte, musste ich ein paar Sachen ins Arbeitslager schaffen und jemand Vertrauenswürdigem finden, der sie für mich versteckte.

In den nächsten Tagen sah ich mir jedes Mal, wenn ich ins Arbeitslager kam, die Gesichter um mich herum aufmerksam an. Die meisten machten keinen sehr vielversprechenden Eindruck – es waren die selbstgefälligen, verweichlichten Gesichter der Reichen und Wohlhabenden. Es dauerte eine ganze Woche, bis ich mir einen Mann ausgeguckt hatte, der aussah, als würde er nicht immer nur an sich selbst denken, sondern sei vielleicht bereit, anderen zu helfen.

Er war Klempner, ein stämmiger kleiner Mann, der ständig an den Leitungen in der Küche herumbastelte, oft lächelte und bei

der Arbeit häufig vor sich hinsang – ein Optimist inmitten eines Haufens miesepettriger Pessimisten.

Aber ich musste mir sicher sein. Eines Tages zog ich meine Jacke aus und sagte zu ihm: «Würdest du die vielleicht bis morgen für mich aufbewahren? Heute ist es zu heiss dafür.»

Er liess seinen Schraubenschlüssel sinken und bedachte mich mit einem langen, wissenden Blick. Dann grinste er und sagte: «Klar. Ich tue sie in meinen Spind.»

Am nächsten Tag nahm ich ein Paar Socken mit. Das war der entscheidende Test. Dieses Mal würde er genau wissen, dass es mir nicht um das Wetter ging. Er würde wissen, dass ich an den Stacheldrahtzaun dachte.

Wie nebenbei fragte ich: «Könntest du die hier irgendwo für mich aufbewahren?»

Ohne ein Wort nahm er sie und stopfte sie hastig in seine Tasche. Ich hatte meinen Mann gefunden.

Von da an transportierte ich meine nicht sehr umfangreiche Garderobe sozusagen Socke für Socke ins Arbeitslager. Eines Tages schaffte ich es sogar, meine Aktentasche hinzubringen, wofür ich meinem nicht sehr intelligenten Bewacher irgendeine lächerliche Erklärung lieferte. Das alles dauerte natürlich seine Zeit, aber sechs Wochen später war ich so weit.

Das Glück lächelte mir nicht nur zu, es strahlte mich geradezu an. Bevor ich mich aus dem Staub machte, musste ich nämlich ein letztes Problem lösen, das gute alte Geldproblem, denn meine restlichen Kronen waren ja schon vor langem in den Taschen der ungarischen Grenzposten verschwunden. Aber sogar hier fand sich auf fast wundersame Weise wie von selbst eine Lösung.

In der Baracke im Durchgangslager hatte ich mich mit einem grossen, gutaussehenden Burschen namens Josef Knapp angefreundet, der aus Topol'cany kam, meiner Geburtsstadt, und ge-

nau wie ich erfolglos versucht hatte, über Ungarn nach Grossbritannien zu fliehen.

«Mein Gott, Rudi», sagte er eines Tages zu mir, «ich muss der grösste Pechvogel sein, den die Welt je gesehen hat. Zu Hause in Topolcany, gerade mal vierzig Kilometer von hier, wartet das schönste Mädchen weit und breit auf mich. Wir wollten im Herbst heiraten. Mein Vater hat so viel Geld, dass er mit dem Zählen nicht hinterherkommt, und ich sitze hier in diesem verfluchten Nováky und warte darauf, in einem dreckigen Viehwaggon Gott weiss wohin verschickt zu werden!»

Schnell, vielleicht zu schnell, fragte ich: «Du hast Geld?»

Er nickte düster und sagte: «Was würde ich nicht alles dafür geben, Zuzka wenigstens fünf Minuten sehen zu können.»

«Hast du auch hier Geld? Hier im Lager?»

«Klar. Und draussen so viel ich will.»

«Hör zu, Josef», sagte ich. «Ich haue hier ab. In ein paar Tagen krieche ich unter dem Zaun durch. Willst du nicht mitkommen?»

Von da an war alles lächerlich einfach. Ich überzeugte den Hlinka-Gardisten, dass ich für das Schleppen des Essens einen Gehilfen brauchte, weil das Lager sich immer mehr füllte. Ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, gab er seine Zustimmung, und drei Tage später stand ich wieder in der Küche des Arbeitslagers, dieses Mal in Begleitung meines Bankiers.

Leise sagte ich zu meinem Freund, dem Klempner: «Kann ich meine Sachen haben?»

Er nickte und spazierte unauffällig aus der Küche. Ich warf einen Blick auf meinen Aufpasser, sah, dass er mit einem riesigen Stück Braten beschäftigt war, und folgte dem Klempner zusammen mit Knapp.

In seiner Baracke überreichte mein Kammerdiener mir meine bereits gepackte Aktentasche. Dann drückte er mir 500 Kronen in die Hand und sagte: «Viel Glück. Gott mit dir.»

Er war verschwunden, bevor ich ihm auch nur danken konnte.

Von dem Gardisten, der den Zaun patrouillierte, war weit und breit nichts zu sehen. Knapp und ich krochen unter dem Draht durch und rutschten drei Minuten später die steile Böschung eines Bachs hinunter, der aus dem nahen Wald plätscherte. Weitere zehn Minuten später waren wir tief im Inneren dieses Waldes und schütteten uns aus vor Lachen.

Es war ein Lachen reinsten Glückseligkeit. Nováky lag hinter uns. Nováky mit seinen langen Gesichtern, seinem trübsinnigen, fatalistischen Gerede, seinem Jammern und Klagen. Die Sonne blitzte zwischen den Bäumen hindurch, als wir weitergingen, und ich fand, dass die slowakische Landschaft niemals schöner ausgesehen hatte.

Wir waren vielleicht zwei Stunden unterwegs, als wir ein seltsames Geräusch hörten. Mitten im Wald drang auf einmal das Jubeln einer Menschenmenge zu uns, mal lauter, mal leiser, verlockend wie Musik, die wir beide seit Langem nicht mehr gehört hatten.

Josef runzelte einen Moment die Stirn und sagte dann: «Ich weiss, was das ist. Ob du es glaubst oder nicht, in diesem Wald gibt es ein Fussballstadion. Früher bin ich jeden Sonntag hingegangen.»

Er drehte sich grinsend zu mir um und sagte: «Heute ist Sonntag. Es findet ein Spiel statt. Worauf warten wir?»

Wir warteten nicht. Wir rannten fast zum Stadion, und bald schrien wir, zwei Flüchtlinge aus einem Umsiedlungslager, uns die Kehle aus dem Hals, beschimpften den Schiedsrichter, die Spieler, die Linienrichter, verloren uns völlig in dieser einen, der Vergangenheit entrissenen Stunde.

In der Halbzeitpause tranken wir Bier, assen Würstchen und zwinkerten den Mädchen zu. Dann stürzten wir uns wieder in die Menge, und der Jubel schlug über uns zusammen und wusch die Erinnerungen an Nováky und alle Gedanken an die Zukunft fort.

Erst mehrere Stunden später fiel uns wieder ein, wer wir waren und wo wir waren. Genau gesagt, um Mitternacht.

Nach dem Spiel waren wir weiter durch den Wald gegangen, Würstchen essend wie zwei Sonntagsausflügler. Als es dunkel wurde, legten wir uns in ein Maisfeld und schiefen auf der Stelle ein, immer noch trunken von der Luft der Freiheit.

Um Mitternacht wachten wir beide auf. In der Ferne hörten wir das leise Rumpeln eines Zuges, sein langgezogenes, einsames Pfeifen. Reglos warteten wir, bis wir die Scheinwerfer sahen, die die Dunkelheit zerteilten, und das orangefarbene Glühen des Feuers im Führerhaus. Ein paar Minuten später ratterte ein Güterzug mit ruckenden, stampfenden Waggons an uns vorbei. Und immer noch sassen wir stumm da, bis das rote Licht des Dienstwagens am Ende in der Ferne verschwunden war.

«Was er wohl geladen hat?», sagte Josef dann. «Vieh? Kohlen?»

Ich sah dem Zug nach, der von Gott weiss woher gekommen war und Gott weiss wohin fuhr, und sagte: «Oder Juden...»

Wir rappelten uns auf und gingen weiter. Ein letzter ferner Pfiff zerstörte den Rest der Illusionen, die uns von dem Fussballspiel geblieben waren.

Wir wollten nach Vel'ké Uherce, einem Dorf, in dem Josef Freunde hatte. Nach Topolcany konnte er nicht, weil er dort zu bekannt war. Deshalb sollte ich, der ich nicht mehr dort gewesen war, seit ich drei war, Kontakt zu seiner Freundin aufnehmen.

«Sag ihr einfach nur den Namen des Dorfs», sagte Josef. «Sie weiss dann schon, welches Haus gemeint ist. Sie wird sich um dich kümmern, und wenn ich sie gesehen habe, werde ich dafür sorgen, dass du alles bekommst, was du brauchst.»

Klang gut. Und es fühlte sich gut an, einen reichen Unterstützer zu haben. Ein paar Kilometer vor Vel'ké Uherce trennten wir uns, und ich machte mich allein auf den Weg nach Batizovce, wo ich, wie ich wusste, einen Zug nach Topolcany bekommen konnte.

Es war fünf Uhr morgens, als ich den Ortsrand erreichte, eine gefährliche Stunde. Wenn ich das Dorf jetzt betrat, riskierte ich eine Verhaftung, weil um diese Zeit niemand ausser der Polizei unterwegs sein würde. Also ging ich auf den Friedhof, setzte mich auf einen Grabstein und wartete. Dort konnte ich mich einigermaßen sicher fühlen, dachte ich, denn wer ging schon morgens um fünf Uhr Gräber besuchen?

Klang vernünftig, in der Theorie, aber die Realität sah anders aus. Um halb sechs tauchte eine alte Bäuerin auf und legte einen Blumenstrauss auf ein Grab. Sie warf mir einen langen Blick zu und schlurfte dann davon. Vielleicht dachte sie, wie traurig es doch war, dass ein so junger Mann schon so grossen Kummer litt.

Um acht Uhr war ich am Bahnhof von Batizovce, und eine Stunde später sass ich in Topolcany im Wohnzimmer eines gepflegten kleinen Vororthäuschens und erzählte Zuzka, Josefs Freundin, meine Geschichte.

Sie hörte mir wortlos zu und konnte kaum glauben, was ich sagte, denn sie hatte gedacht, Josef sei in Ungarn. Dann sagte sie: «Ich muss sofort zu ihm. Meine Mutter wird sich um dich kümmern, bis ich zurück bin. Ich werde nicht lange bleiben.»

Und schon war sie weg, nachdem sie ihren Eltern, die mich

mit gemischten Gefühlen betrachteten, eine Kurzversion meiner Geschichte erzählt hatte.

«Jeder Freund von Josef ist uns natürlich willkommen», sagte der Vater mit einem etwas gequälten Lächeln. «Bloss ist im Augenblick alles ein bisschen verwirrend. Wissen Sie, sie treiben nämlich die ... die Juden in Topolcany zusammen, und das macht alles ... etwas schwierig.»

Da erst ging mir auf, dass ich mich in einem nicht-jüdischen Haus befand, und wenn sie dabei erwischt wurden, dass sie mich beherbergten, würde es mehr als nur ein bisschen schwierig, sondern richtiggehend gefährlich für sie werden. Kein Wunder, dass die armen alten Leutchen wegen mir eine Heidenangst hatten.

«Würde es Ihnen sehr viel ausmachen», sagte der Vater, das Gesicht in Falten gelegt, die ihn aussehen liessen wie eine besorgte Backpflaume, «wenn wir Sie im Schuppen unterbringen würden?»

Ich sagte, ihr Schuppen käme mir nach Nováky sicher wie ein Palast vor, ging schnurstracks hin, und die Mutter brachte mir eine riesige Mahlzeit. Umgeben von Spaten, Forken und Rechen liess ich es mir schmecken und dachte, dass Zuzka sicher bald mit Geld zurückkommen würde. Dann würde ich zusehen, dass ich nach Trnava kam, um mir die falschen Papiere zu holen, die meine ungarischen Freunde für mich organisiert hatten.

Ein paar Stunden später kam die Mama mit der nächsten Mahlzeit. Ich fragte, ob Zuzka schon zurück sei, doch sie schüttelte den Kopf, und als die nächste Mahlzeit folgte, fing ich allmählich an, mir Sorgen zu machen. Schliesslich war Vel'ké Uherce nur eine halbe Stunde entfernt, und die beiden wussten doch, dass ich wartete.

In dieser Nacht schlief ich im Schuppen. Am nächsten Morgen brachte die Mama mir mein Frühstück. Von Zuzka allerdings gab

es immer noch kein Zeichen. Nun war ich nicht mehr besorgt, sondern wütend. Der Mann, der nur durch mich aus dem Lager herausgekommen war, liess mich einfach hängen. Er hatte bekommen, was er wollte, seine Freundin, und damit war ich anscheinend überflüssig geworden.

Trotzdem beschloss ich, ihm noch einen Tag Zeit zu geben. Schliesslich hatten die beiden sich lange nicht gesehen. Das Problem war, dass der Vater nicht ganz so geduldig war.

Am Nachmittag kam er zu mir, so verlegen, dass er mir fast leid tat.

«Alles ist sehr schwierig», sagte er. «Und Zuzka ist noch nicht wieder zurück.»

Ich sagte nichts.

«Dieser Tage ist alles gefährlich – die Polizei, und die ganzen Razzien, und –»

Ich stand auf, leerte meine Aktentasche, stopfte was irgendhing in meine Taschen und zog ein zweites Paar Socken über, denn das war die einfachste Möglichkeit, sie mitzunehmen. Die Tasche liess ich im Schuppen zurück – Leute mit Gepäck waren immer verdächtig –, bedankte mich bei ihm und betrat die Strassen von Topolcany, der Stadt, in der ich geboren worden war.

Mit gemischten Gefühlen ging ich los. Einerseits war mir gefühlvoll zumute, als verschwommene Bilder klarer wurden und ich hier und da ein Gebäude erkannte. Ich sah Menschen in mittleren Jahren und fragte mich, ob sie sich noch an meinen Vater erinnerten. Irgendwie fühlte ich mich in Topol'cany zu Hause.

Andererseits fiel das Gehen mir schwer. Die Schuhe, die mich über die ungarische Grenze und wieder zurück getragen hatten, ins Gefängnis hinein und wieder hinaus, hatten kaum noch Sohlen. Ich schlurfte daher wie ein Landstreicher, und obwohl ich

noch die 500 Kronen besass, die mein Freund, der Klempner, mir gegeben hatte, wusste ich, dass ich sie nicht für einen solchen Luxus vergeuden durfte.

Die Lösung dieses Problems fiel mir ein, als ich an einem Haus vorbeikam, das unverkennbar ein jüdisches Haus war. Zwar hing an der Haustür kein Davidstern, aber die Zeichen – die Zeichen der Zeit – waren unverkennbar.

Der Vorgarten war voller Möbel. Hier lebten unverkennbar Leute, die kurz vor der Deportation standen, und sobald sie weg waren, würden die Behörden die Möbel für einen Apfel und ein Ei versteigern und sich die ergebenheit eines neuen Kollaborateurs sichern, indem sie ihm das Haus überschrieben.

Ich ging über den Pfad neben dem gepflegten kleinen Garten und klopfte an die Tür. Ein grosser, hagerer Mann, der wie ein ehemaliger Schullehrer aussah, öffnete mir, und ich erzählte ihm meine Geschichte – meine ganze Geschichte.

Er hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen, und sagte dann: «Ich habe deinen Vater gekannt, aber ich kann dir nicht helfen, so leid es mir tut.»

Er deutete vage auf die Möbel und fuhr fort: «Du siehst ja selbst, was hier los ist. Wir haben nicht viel Geld, und das Wenige, das wir haben, werden wir für die Reise brauchen.»

Ich sagte hastig, dass ich kein Geld wolle, und fügte zögernd hinzu: «Aber wenn Sie vielleicht ein Paar alte Schuhe hätten?»

Er verschwand ohne ein Wort und kam mit einem fast neuen Paar brauner Schuhe zurück.

«Hier», sagte er. «Nimm. Sie gehören meinem Sohn, aber er wird sie nicht mehr brauchen. Er ist schon vor zwei Monaten deportiert worden.»

Die Schuhe, die vielleicht jemandem gehört hatten, dem ich in Nováky begegnet war, passten mir wie angegossen und liessen

meine Stimmung in ungeahnte Höhen klimmen. Federnden Schritts ging ich die Strasse entlang, entdeckte ein Kaffeehaus und beschloss, mein Glück zu feiern. Freiheit ist etwas so Berauschendes, dass mir das Glas Milch, das ich trank, so prickelnd vorkam wie Champagner.

Selbst der Anblick des Gendarmen, eines grossen, schnauzbärtigen Mannes in mittleren Jahren, der das Café kurz darauf betrat, tat meiner Stimmung keinen Abbruch. Ein Säbel klorrte an seiner Seite, ein Karabiner hing über seiner Schulter, ein Revolver steckte im Holster seines blitzblanken Gürtels. Er grüsst freundlich in die Runde und lächelte auch mich an, und ich lächelte unbekümmert zurück. In diesem Augenblick konnten selbst Gendarmen, die aktivsten aller Polizeikräfte, meine optimistische Stimmung nicht trüben.

Ich trank meine Milch aus und schlenderte in den Sonnenschein hinaus. Da es noch zu früh war, um zum Bahnhof zu gehen und auf den Zug nach Trnava zu warten, beschloss ich, einer Augenblickslaune folgend, einen kurzen Erinnerungsspaziergang zu dem Haus zu machen, in dem ich geboren worden war.

Die Strasse hatte sich meinem Gedächtnis wie eine Fotografie eingepägt. Jedes Tor war mit irgendeiner kleinen Erinnerung verbunden. In Gedanken war ich also meilenweit entfernt, als ich hinter mir das Quietschen einer Fahrradbremse hörte.

Es war der Gendarm. Geradezu riesig ragte er auf dem Fahrrad über mir auf und sagte mit sehr offizieller Stimme: «Guten Tag. Ihre Papiere bitte.»

Unfähig, etwas zu erwidern, starrte ich ihn nur an. In diesem Augenblick war er nicht einfach nur ein Gendarm in einem Provinznest. Er war die ungarischen Grenzer mit ihren Gewehrkolben. Er war Nováky mit seinem Dreck und seiner Trostlosigkeit.

Er war ein Zug, der Gott weiss woher kam und Gott weiss wohin fuhr.

Ich stiess einen Schrei aus und rannte los, blind, panisch, verfolgt vom Quietschen seines Fahrrads, das an meinen Nerven zerrte. Ich hörte seinen Säbel klirren und dachte an seinen Karabiner, von dem ich wusste, dass er ihn als letztes Mittel benutzen würde. Im Zickzack rennend, geduckt, erreichte ich einen Kiosk am Ende der Strasse und umrundete ihn, der Gendarm immer hinter mir her. Viermal umkreisten wir den Kiosk, dann raste ich die Strasse zurück. Mir war schlecht vor Panik.

Das Fahrrad folgte mir, immer noch quietschend. Ich wusste, dass ich in dieser Strasse bleiben musste, zwischen den Häusern, die ich so gut kannte, denn sobald ich sie verliess, sobald ich in die breiteren Strassen dahinter einbog, konnte er mich mit dem Karabiner niedermähen.

Er war jetzt auf gleicher Höhe mit mir. Ich machte neuerlich kehrt und rannte wieder auf den Kiosk zu. Über die Schulter sah ich, wie mein Verfolger absprang, das Fahrrad herumhob, um Zeit zu sparen, und sich wie ein Kavallerist wieder in den Sattel schwang.

Rauf und runter, keuchend, bremsend, wendend. Wie er es schaffte, nicht mit dem Säbel in die Speichen zu kommen, werde ich nie erfahren, aber er schaffte es, und er wusste, dass ich vor ihm müde sein würde.

Leute blieben stehen, um die wahnwitzige, lächerliche, schreckliche Hetzjagd zu beobachten. Bald hatte sich eine richtige Menschenmenge angesammelt, die uns anfeuerte, und das war schlecht für mich, denn nun war es für ihn Ehrensache, mich zu kriegen, sonst würde er nie wieder hoch erhobenen Hauptes durch Topolcany gehen können.

Verzweifelt suchte ich einen Ausweg. Die Angst trieb mein Erinnerungsvermögen zu Höchstleistungen, und mir fiel eine

schmale Gasse ein, die in die Freiheit der Felder und Wälder führte. Ich fand sie, schoss hinein und wäre fast in einen Block brandneuer Häuser hineingerannt. Die Wiesen meiner Kindheit waren städtisch geworden.

Keuchend und schweissüberströmt blieb ich stehen. Ich hörte das Fahrrad hinter mir auf dem Boden aufschlagen und drehte mich um. Der Gendarm stand mit hoch erhobenem Säbel über mir.

«Keine Bewegung, oder ich steche zu!», befahl er mit dröhnender Stimme.

Wir waren beide erschöpft und atemlos, aber ich war zudem geschlagen. Etwas leiser als eben fügte er hinzu: «Bist du Jude, oder bist du ein Dieb?»

«Jude.»

Langsam senkte er den Säbel. Immer noch keuchend sagte er: «Dein Glück. Wenn du ein Dieb wärst, könntest du dich jetzt auf was gefasst machen. Ich hab mir nämlich das Knie verrenkt, als ich das Fahrrad rumreissen musste.»

Ein paar Minuten lang musterten wir uns schweigend und versuchten, wieder zu Atem zu kommen, und als er nicht mehr keuchte, sagte er: «Ich mache dir keinen Vorwurf, dass du weggerannt bist. Hab ich auch gemacht, als die Kosaken an der russischen Front mit ihren Säbeln hinter mir her waren.»

Da wusste ich, dass ich von einem Mann mit Charakter geschnappt worden war, einem Mann, der für wenig Geld für die Habsburger gekämpft hatte, einem Mann, der auf die harte Tour gelernt hatte, Verständnis für andere aufzubringen.

Trotzdem musste er seine Pflicht tun, und das tat er auch. Er musste mich der Stadt vorführen, musste allen zeigen, dass es dem Flüchtling nicht gelungen war, sich Recht und Gesetz, die er verkörperte, zu entziehen, musste demonstrieren, dass sie, wie immer, triumphiert hatten. Und so führte er mich mit gezogenem

Säbel durch die Strassen, und die Menge, die mich kurz zuvor noch angefeuert hatte, bäugte mich jetzt misstrauisch und fragte sich, wen ich wohl ermordet hatte.

Erst als wir das Polizeirevier fast erreicht hatten, ergriff er wieder das Wort. «Weisst du eigentlich, wieso ich deine Papiere sehen wollte?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Weil ich im Kaffeehaus gesehen habe, dass du zwei Paar Socken anhast. Zwei Paar Socken! Bei dieser Hitze!»

Es waren diese zwei Paar Socken, die mich geradewegs nach Auschwitz brachten.

Auf dem Polizeirevier herrschte eine ungezwungene Atmosphäre. «Wenn du uns 750 Kronen gibst, lassen wir dich laufen», sagten sie zu mir.

Abgesehen davon, dass ich keine 750 Kronen hatte, erschien die Forderung mir durchaus angemessen, und ich gab ihnen alles, was noch von den 500 Kronen übrig war, die ich bekommen hatte, bevor ich unter dem Stacheldrahtzaun von Nováky durchkroch.

Ich beobachtete, wie sie das Geld korrekt und gerecht unter sich aufteilten, und als jeder seinen Anteil eingesteckt hatte, drehte einer von ihnen sich zu mir um und sagte mit einem Lächeln: «Tut mir leid, aber es ist nicht genug. Wir müssen dich trotzdem nach Nováky zurückschicken.»

Die anderen fingen an, laut zu lachen, und als ich zum Schreibtisch des Oberwachtmeisters blickte, ging mir auf, wieso. Dort hing nämlich ein Steckbrief mit meiner Beschreibung, der an alle Polizeidienststellen der Slowakei ausgegeben worden war. Selbst wenn ich 10'000 Kronen gehabt hätte, hätte es keinen Unterschied gemacht, sie hätten mich auf jeden Fall zurückschicken müssen.

Um sich die Zeit zu vertreiben, stellten sie mir alle möglichen Fragen, und einer von ihnen sagte: «Du hast doch noch eine Tante

in der Stadt. Wieso bittest du sie nicht, dir etwas Geld zukommen zu lassen? Wenn du willst, schicken wir jemanden zu ihr.»

Ich sagte, die Mühe könnten sie sich sparen. Ich hatte meine Lektion gelernt. Da zuckten sie die Schultern und überlegten, was sie über Nacht mit mir machen sollten, denn normalerweise wurde das Polizeirevier nachts abgeschlossen und alle gingen zum Schlafen nach Hause.

Nachdem sie eine Weile beratschlagt hatten, kam der Oberwachtmeister zu mir und sagte, mehr oder weniger von Mann zu Mann: «Hör zu, Vrba, wir werden dich in der Zelle einschliessen und bis morgen früh allein lassen. Mach dir nicht zu viel draus, es hätte schlimmer kommen können.»

Er zupfte an seinem Schnurrbart und sah mich unter buschigen Augenbrauen hervor lange an. Anscheinend suchte er nach einer netten Bemerkung, einer netten Art, mir etwas Unangenehmes zu sagen, denn schliesslich war ich aus Topofcany gebürtig und hatte deshalb Anspruch auf eine gewisse Rücksichtnahme.

Schliesslich brummte er: «Mach jedenfalls keine Dummheiten. Ich meine, wenn wir dich morgen früh tot auffinden, müssen wir dich nur unter die Erde bringen. Und das wäre doch nicht nett für einen Jungen aus Topofcany, oder?»

Ich sagte, es wäre alles andere als nett und ich hätte keinerlei Absicht, mich umzubringen. Darauf lächelte er, gab mir ein paar Zigaretten, schloss mich in der Zelle ein und überliess mich meinen Gedanken an die Zukunft.

Am nächsten Morgen brachten sie mich zum Bahnhof. Wieder versammelten sich Leute, um zu beobachten, wie ich weggebracht wurde; und gerade als wir den Bahnhof betreten wollten, kam ein blondes Mädchen auf mich zugerannt und drückte mir mit tränenüberströmtem Gesicht eine Tüte in die Hand.

Es war meine Cousine Lici, die damals vielleicht dreizehn war. Jahre später erfuhr ich, dass jemand ihr erzählt hatte, ihr Cousin Rudi werde von der Polizei abgeführt. Daraufhin war sie mit den paar Hellern, die sie hatte, in ein Geschäft gelaufen und hatte für mich gekauft, was sie sich leisten konnte – eine Tüte Kirschen.

Am Bahnhof wurde ich von Hlinka-Gardisten übernommen. Sie redeten nicht viel auf dem Weg zurück nach Nováky, aber meine Kirschen assen sie gern.

Im Lager wurde ich nicht gerade freundlich empfangen, denn die Männer, die mich hatten bewachen sollen, hatten wegen meiner Flucht Ärger bekommen. Der Diensthabende in der Wachstube strahlte mich an, als ich hereingeführt wurde, und sagte: «Guten Morgen, junger Mann. Wir haben Sie schon erwartet. Es ist uns eine Freude.»

Er vollführte eine knappe militärische Verbeugung und knallte mir die Faust ins Gesicht. Ich taumelte rücklings gegen einen Tisch, der in eine Gruppe von Hlinka-Gardisten krachte, die gerade Kaffee tranken. Der Kaffee spritzte über ihre Uniformen, was nicht zu ihrer guten Laune beitrug.

Langsam kreisten sie mich ein und bearbeiteten mich methodisch mit Fäusten, Stiefeln und Gewehren, reichten mich von Mann zu Mann weiter, damit jeder einmal an die Reihe kam. Dann, so plötzlich, wie es angefangen hatte, hörte es auf.

Ich sah sie dümmlich zur Tür starren und folgte ihren Blicken. Dort stand ein SS-Offizier und musterte sie sehr von oben herab.

«Sorgt dafür, dass dieser Mann nicht ins Lager zurückkommt», bellte er. «Er ist ein Unruhestifter. Behaltet ihn hier und seht zu, dass er mit dem nächsten Transport weitergeschickt wird.»

Er ersparte mir weitere Prügel, allerdings nicht, weil er Mitleid

mit mir gehabt hätte. Vielmehr fürchtete er wohl, die Hlinka-Gardisten könnten mich umbringen, und wenn das zu den anderen durchsickerte, die auf ihre Deportation warteten, würden sie womöglich unruhig werden. Und die SS-Leute wollten auf keinen Fall, dass die, die sich in ihrer Obhut befanden, unruhig wurden. Sie sollten brav und frohgemut in die Gaskammern gehen, ohne den glatten Ablauf der Ereignisse zu stören.

Die Hlinka-Gardisten jedenfalls waren gebührend beeindruckt. Sie betrachteten mich mit neuem Interesse und erkannten wohl, dass ich mehr als ein Fussball war, den man durch die Gegend kickte. Ich war wichtig und wurde aus diesem Grund in eine spezielle Zelle geführt.

Sie stiessen mich hinein und schlossen die Tür hinter mir. Ein riesiger Mann in der Uniform eines slowakischen Soldaten hob den Kopf. An der Uniform trug er das Abzeichen, das besagte, dass er Jude war, und auch sein Gesicht war, genau wie meines, voller grüner und blauer Flecken. Aber im Gegensatz zu meinem war es zu einem breiten Begrüssungslächeln verzogen.

«Guten Abend», sagte er. «Wer bist du?»

«Ich heisse Vrba. Rudi Vrba.»

«Aus Topolcany?»

«Gebürtig.»

Mit einem lauten Lachen stand er auf. Ich konnte nichts Witziges erkennen, weder an meinem Namen noch an der Tatsache, dass ich in Topol'cany geboren war, bis er sagte: «Dein Vater hat mit meinem Vater Geschäfte gemacht. Als er starb, schuldete er uns noch eine Menge Geld. Aber keine Bange, du brauchst es mir nicht gleich zurückzuzahlen. Willst du ein Stück Salami? Einen Schluck Wasser?»

Er hiess Fero Langer und war der Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes aus Telgärt. Er war in ein jüdisches Zwangsar-

beits-Bataillon in der slowakischen Armee eingezogen worden und hatte versucht, sich mit Hilfe seiner Uniform Einlass in Novaky zu verschaffen, um einem Verwandten zu helfen, der dort auf die Deportation wartete.

«Das Problem war», sagte er, «dass sie mich schon als Deserteur zur Fahndung ausgeschrieben hatten. Iss ein Stück Salami, und dann kegeln wir ein bisschen.»

An der Tür hing eine etwa meterlange Salami. Ich biss ein Stück ab, sah Fero an und sagte: «Kegeln?»

«Ja. So.»

Er nahm einen Laib Brot und brach ihn in der Mitte durch. Die eine Hälfte stellte er am Ende der Zelle auf. Aus der anderen drehte er harte kleine Kügelchen.

Er rollte eines in Richtung des halben Brotlaibs, verfehlte ihn kilometerweit und sagte ernst: «Jetzt du. Wir spielen um Stücke von der Salami.»

Vier Tage lang kegelten wir um die Salami an der Tür. Selbst danach war noch reichlich davon übrig, denn obwohl wir allmählich Übung bekamen, war das Kegeln mit Brotkügelchen nicht ganz einfach.

Am Ende der vier Tage verlor Feri seinen Partner. Die Hlinka-Gardisten schlossen die Tür der Zelle auf und nahmen mich mit. Mein Transport, sagten sie, wartete auf mich.

Ich bedauerte es, die Zelle zu verlassen, aber kurz vorher war noch etwas Erfreuliches passiert. Ich hatte ein Päckchen von meiner Schwester bekommen, mit Kleidern, einem Käse, einem Kuchen und einem Glas Marmelade.² Ich bot Feri an, mit ihm zu teilen, denn er war mit seiner Salami mehr als grosszügig gewesen, doch er weigerte sich, etwas von mir anzunehmen. Im Ge-

² Die Halbschwester Fanny Rosenberg wurde am 10. April 1912 in Repeda/Transsilvanien (heute Rumänien) geboren. Nach ihrer Heirat 1935 trug sie den Namen Fanny Hornova, den sie im Jahre 1946 in Fanny Horna änderte.

genteil. Als ich das Päckchen später auf dem Transport öffnete, sah ich, dass es ihm gelungen war, den Rest der Salami unbenutzt hineinzuschmuggeln.

Am Bahnhof merkte ich, dass ich immer noch bevorzugt behandelt wurde. Während die Hlinka-Gardisten sich vor der Abfahrt des Zuges durch endlose Formalitäten kämpften und Papiere und Menschen immer und immer wieder überprüften und noch mal überprüften, stand ich auf dem Bahnsteig, mein Päckchen auf der einen Seite, einen Bewacher mit Maschinenpistole auf der anderen. Ein Bewacher für mich allein, und einer für mehrere Dutzend andere. Es war richtig schmeichelhaft.

Als wir schliesslich einstiegen, zeigte sich, dass mein ganzer Waggon eine ähnliche Vorzugsbehandlung genoss. Alle anderen Waggonen hatten nur einen Wachmann, bloss meiner hatte zwei, und sie machten sich sogar die Mühe, mich vor der Abfahrt zu warnen: «Wenn du noch einmal versuchst zu fliehen, bist du ein toter Mann.»

Trotz dieses freundschaftlichen Rats war ich sicher, dass sich irgendwo unterwegs eine Fluchtmöglichkeit ergeben würde. Doch als wir Zwardon an der Grenze zwischen der Slowakei und Polen erreichten, erfuhr mein Glaube an diese Möglichkeit einen herben Dämpfer. Denn die slowakischen Hlinka-Garden verabschiedeten sich, und die SS übernahm.

Selbst der Lokführer war ein SS-Mann. Ich sah mir unsere neuen Bewacher genau an und erkannte, dass ich es hier mit echter Effizienz zu tun hatte. Diese Männer mit ihren Maschinenpistolen und ihren leidenschaftslosen Gesichtern waren nicht so laut und lärmend wie die Hlinka-Gardisten, aber ich wusste, wenn sie einmal anfangen zu schiessen, würde es schwer sein, sie zum Aufhören zu bewegen. Und sie würden garantiert nicht danebenschiessen.

Die Tür des Waggonen schloss sich. Durch das Fenster sah ich

die Hlinka-Gardisten am Bahnhof herumlungern. Der Zug setzte sich in Bewegung, und plötzlich dachte ich: «Nach allem, was passiert ist, bin ich doch nichts anderes als ein Stück Vieh in einem Waggon!»

VIERTES KAPITEL

Die SS in Aktion

Ich glaube, es war nur allzu verständlich, dass die Menschen in unserer Sardinienbüchse von Waggon, die so freudlos nach Norden rumpelte, zuerst nur wenig Sympathie für einander empfanden. Alle hatten genug mit ihren eigenen Problemen zu tun, alle waren mit Fragen beschäftigt, auf die es keine Antwort gab. Wie hatte das alles passieren können? Wieso war es passiert? Was würde aus ihnen selbst und aus denen werden, die sie zurückgelassen hatten? Und vor allem – wo würde man sie hinbringen? Herausgerissen aus dem normalen Leben, ihm aber immer noch durch die Nabelschnur der Häuslichkeit verbunden, sorgten sie sich auch über Lappalien. Hatten sie den Gashahn zugedreht? Hatten sie die Hintertür abgeschlossen? Hatten sie daran gedacht, die Zeitung abzubestellen?

Unser Waggon, in den die Hlinka-Garden achtzig Menschen mitsamt ihrem Gepäck gequetscht hatten, war eine kleine Welt der Sorgen, und jeder einzelne Mensch darin war eine sorgenvolle Welt für sich. Aber trotz allem, trotz aller Verwirrung, aller Angst und aller Unbequemlichkeit, hatte jeder ein Lächeln für die Tomasovs übrig.

Ich entdeckte ihn, kurz nachdem wir die slowakische Grenze überquert hatten – einen grossen, dunkelhaarigen Jungen von vielleicht zwanzig, der sich, ein wunderschönes, junges blondes Mädchen im Schlepptau, durch den Waggon mit all den vielen Gesichtern auf mich zukämpfte. Und plötzlich erkannte ich ihn als einen Jungen aus meiner Heimatstadt.

Wir riefen uns eine Begrüssung zu, und als er keuchend und

schwitzend bei mir angelangt war, fragte ich mit Blick auf das Mädchen: «Deine Schwester?»

«Nein», sagte er mit einem gleichzeitig schüchternen und stolzen Lächeln. «Ich möchte dich meiner Frau vorstellen. Wir haben vor zwei Wochen geheiratet, weil ... weil ... nun ja, weil Monsignore Tiso gesagt hat, Familien würden bei den Deportationen nicht getrennt.»

Ich verstand. Monsignore Tiso, der Marionettenpräsident der Slowakei, ein Kollaborateur sondergleichen, hatte dieses Versprechen tatsächlich gegeben, woraufhin im ganzen Land die Zahl der Teenager-Ehen steil anstieg, da die, die sich liebten, alles daran setzten, zusammenzubleiben. Doch als ich die beiden vor mir betrachtete, die ihre Flitterwochen in einem stinkenden Viehwaggon verbrachten, der Gott weiss wohin fuhr, fragte ich mich, was die Zukunft für sie bereithalten würde.

Aber das war reine Spekulation. Zunächst einmal musste etwas wegen der Gegenwart unternommen werden. Ich verbreitete die Neuigkeit von der Heirat der beiden im ganzen Waggon, und die Reaktion erfolgte prompt.

Sie wurden mit Geschenken überschüttet – Lebensmitteln von den einen, irgendwelchen Kleinigkeiten von anderen, und Glückwünschen von denen, die nichts anderes zu geben hatten. Jemand kramte eine Flasche hervor, die er in den Zug geschmuggelt hatte, in dem Alkohol strikt verboten war, und wir feierten eine der wohl seltsamsten Hochzeitsfeiern, die es je gegeben hatte.

Wir liessen die Braut hochleben. Wir liessen den Bräutigam hochleben, wir liessen die Eltern der beiden und ihre zukünftigen Kinder hochleben, während Tomasov und seine frischgebackene junge Braut errötend in einer Ecke standen.

Unter den gegebenen Umständen war es eine schöne Feier, aber als sie vorbei war, galt es, ein Problem zu lösen. Ein junges, frisch verheiratetes Paar brauchte ein Brautgemach, und das zu

bewerkstelligen war nicht leicht, da unser Waggon so vollgestopft war, dass sich immer nur ein paar wenige gleichzeitig zum Schlafen hinlegen konnten, während der Rest stehen musste.

Trotzdem schafften wir es irgendwie. Wir stapelten das Gepäck um. Wir organisierten uns neu. Obwohl die Tomasovs heftig protestierten, gelang es uns, ihnen ein sehr spezielles Schlafgemach herzurichten, in dem sie zumindest ein bisschen für sich sein konnten.

Die Tomasovs knackten die harte Schale, die sich alle als Selbstschutz zugelegt hatten, und ungeachtet der Tatsache, dass wir unter Bedingungen lebten, die dafür sorgten, dass Gemüter überkochten, Streitigkeiten aufflackerten und Nachbarn sich über Nachbarn ereiferten, entwickelte sich nach der Hochzeitsfeier eine neue, barsche Höflichkeit. Wir machten uns bewusst, dass wir alle im selben Boot sassen – alle Slowaken, alle Juden, alle gemeinsam auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft.

Die neue Zuvorkommenheit zeigte sich auf vielerlei Weise. Wenn ein Mann zur Toilette musste, die aus einem einzigen kleinen Eimer in der Ecke bestand, entschuldigte er sich höflich, während er sich vorsichtig durch die Leute zwängte, fast so, als durchquere er einen überfüllten Ballsaal, und wenn er angekommen war, drehten sich die anderen diskret um.

Wer etwas zu essen hatte, teilte es mit denen, die ohne alles in den Zug getrieben worden waren. Meine Salami, um die Fero Langer und ich mit Brotkügelchen gekegelt hatten und die er ohne mein Wissen in meinen Rucksack geschmuggelt hatte, bevor ich Nováky verliess, reichte nicht sehr lange, aber solange sie da war, war sie für alle da. Als sie aufgegessen war und ich nichts mehr hatte ausser dem Glas Marmelade, gaben mir andere von dem ab, was sie selbst hatten.

Die Alten wurden mit behutsamer Rücksichtnahme behandelt.

Als in Éilina die Türen aufgingen und eine alte Dame von vielleicht achtzig in den Waggon gestossen wurde, ein runzliges Bündel aus Lavendelduft und altmodischer Spitze, half ich ihr auf die Beine, und sie bedankte sich mit der Anmut einer vergangenen Zeit, als hätte ich ihr aus einer Kutsche herausgeholfen, statt beim Einstieg in einen dreckigen Viehwaggon. Und sofort wurde in der Nähe der Toilette Platz für sie gemacht, damit ihr der sowohl mühsame als auch peinliche Weg dorthin erspart blieb.

Diese rührend-tapferen Versuche, in unserem rollenden Gefängnis eine Art normales Leben zu führen, erfüllten auch noch einen anderen Zweck. Sie lenkten die Gedanken aller von den Fragen ab, die sie quälten.

Wie? Warum? Was? Wohin?

Lange blieben sie unausgesprochen. Dann tauchte der alte Isaak Rabinowic, ein spindeldürres Männchen aus Bratislava, unvermittelt unter der Krempe seines grossen, schwarzen Hutes hervor und äusserte: «Es muss der Wille Gottes sein.»

Er hatte stundenlang in einer Ecke des vollgestopften Waggons gestanden, und ich glaube, es waren die ersten Worte, die er seit Beginn der Fahrt von sich gab. Was in ihnen durchklang, war weniger tiefe Frömmigkeit oder Resignation, sondern vielmehr Überraschung, als hätte er endlich den einzig möglichen Grund dafür entdeckt, dass man ihn aus seinem Zuhause herausgerissen hatte.

Die Umstehenden nahmen seine Äusserung mit höflichem Gemurmel zur Kenntnis, obwohl nur die wenigsten in dem stickigen, heissen Waggon glaubten, dass ihr Schöpfer etwas mit dieser Reise zu tun hatte. Die meisten hatten vielmehr das Gefühl, sich in einem Netz böser Machenschaften verfangen zu haben, und nicht, auf göttlichen Ratschluss hin auf den Weg geschickt worden zu sein.

Wir hatten schon seit einiger Zeit gespürt, wie dieses Netz sich

um uns herum zuzog, und die Versuche, sich seinen Schlingen zu entziehen, waren vielfältig gewesen. Manche hatten es mit Bestechung versucht. Vergeblich.

Eine von ihnen war Frau Polanska, eine grosse, gemessen an den Massstäben ihres Dorfes in der zentralen Slowakei wohlhabende Frau. Sie stand so eng an Isaak Rabinowic gequetscht, dass er kaum noch Luft bekam, und obwohl sie sich ihm standesmäßig haushoch überlegen fühlte, hinderte die überwältigende Nähe sie nicht daran, allen in Hörweite von ihren Problemen zu erzählen.

«Ich bin zum Kommandanten der Hlinka-Garde bei uns im Dorf gegangen», sagte sie, «wozu ich jedes Recht hatte, denn seine Schwester und ich sind zusammen zur Schule gegangen, und als seine Tochter im letzten April heiratete, habe ich ihr für den Empfang mein bestes Silber geliehen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass sie es immer noch haben, aber das tut hier nichts zur Sache, abgesehen davon, dass es ein Geschenk meiner Mutter zu meiner eigenen Hochzeit war. Am meisten schmerzt mich die Falschheit des Mannes. Ich war sehr diskret, ich habe die 10'000 Kronen einfach in einem Umschlag auf seinen Tisch gelegt. Später sagte er mir, ich brauchte mir keine Sorgen zu machen. Das heisst, direkt gesagt hat er es nicht, aber er hat mir zu verstehen gegeben, dass er nichts weiter zu tun braucht, als meinen Namen von der Liste zu streichen. Und was passiert, frage ich euch? Was passiert?» Ihr voluminöser Busen wogte vor Empörung und hätte den armen alten Isaak beinahe zerquetscht, als sie fortfuhr: «Er nimmt mein Geld und vergisst meinen Namen. Nachdem er erst so getan hat, als sei er ein Ehrenmann, erweist er sich als diebische kleine Kanaille ohne auch nur einen Funken Anstand im Leib!»

Andere hatten versucht, ihre nicht-arische Abstammung zu leugnen. Vergeblich.

Janko Sokol, ein Riese von einem Mann, von Beruf Holzfäller, der neben mir am Fenster stand und sich ein Stück Salami schmecken liess, sagte: «Und ich, ich weiss überhaupt nicht, was zum Teufel ich hier soll. Ich bin ein Goi, verdammt noch mal. Bloss weil ich von einer jüdischen Familie grossgezogen wurde, werde ich mit einem Fusstritt aus meinem Zuhause und meinem Land gejagt. Ich bin hingegangen und habe denen eine Bescheinigung vorgelegt, unterschrieben von einem Pfarrer, in der steht, dass ich als Säugling von Juden adoptiert wurde. Sie haben behauptet, die Bescheinigung wäre eine Fälschung.»

«Wahrscheinlich haben sie deine Peies gesehen, Janko», grinste sein Nachbar. «Und ich wette, du bist genauso beschnitten wie wir alle.»

Andere hatten es mit dem Argument versucht, sie seien für ihre Gemeinde unersetzlich. Vergeblich.

Herr Ringwald – alle sprachen ihn als «Herr Ringwald» an –, ein wohlhabender Geschäftsmann aus Zvolen, dessen sichtlich teure Kleidung inzwischen zerknittert und voller Flecken war, erzählte uns: «Mein Geschäft kam der ganzen Stadt zugute, und das habe ich denen auch gesagt. Und was haben sie gemacht? Sie haben es mir weggenommen und meinem grössten Rivalen gegeben, einem Arier, der früher ein überzeugter Gegner der Nazis war. Ihr solltet ihn jetzt mal sehen!»

«Ein kluger Schachzug», sagte Frau Polanska. «Ich kenne den Mann. Der dreckige Verräter ist inzwischen Mitglied der Hlinka-Garde.»

Wir hörten diesen Geschichten interessiert zu, ohne zu wissen, dass sie in ganz Europa millionenfach erzählt wurden.

Ich selbst sagte nichts. Ich hatte gar nicht erst versucht, dem Netz mit Hilfe derartiger Tricks zu entkommen, denn ich hatte

weder Geld noch ein Geschäft, noch Freunde in Zionisten- oder Rabbiner-Kreisen, und ich kannte auch keine Geistlichen, die mir meine religiöse oder rassische Unbedenklichkeit bestätigt hätten. Meine Methode war absolut unsubtil gewesen.

Ich hatte versucht zu kämpfen, bis jetzt ebenfalls vergeblich. Aber ich hatte vor, auch weiterhin zu kämpfen. Deshalb rührte ich mich nicht von meinem Platz am Fenster weg. Nicht, weil ich die Landschaft bewundern wollte, sondern weil ich an Flucht dachte. Ich versuchte, mir die Route einzuprägen, damit ich sie auf dem Rückweg wiederfinden würde, denn ich glaubte immer noch, diese Reise sei nur eine lästige, unangenehme Verzögerung und ich würde mich bald auf den Rückweg machen, um mir meine falschen Papiere zu holen.

Doch als wir immer weiter nach Polen hineinfuhren, schwand meine Zuversicht. Die Zustände im Waggon verschlechterten sich zusehends, die Atmosphäre wurde immer angespannter, die Höflichkeiten immer angestrengter. Die sanitären Bedingungen stellten inzwischen ein Gesundheitsrisiko dar, und obwohl wir noch zu essen hatten, hatten wir kein Wasser mehr.

Die Leute lachten noch, aber ihr Lachen klang inzwischen gekünstelt. Gelegentlich gab es kleine, noch gutmütige, halb scherzende Auseinandersetzungen, aber die Scherze wurden immer gezwungener und klangen zunehmend hohl.

In der Ferne waren Städte zu sehen, die zu neuen hitzigen Debatten führten.

«Das ist Krakau», sagte einer.

«Machen Sie sich nicht lächerlich. Es ist Kattowitz.»

«Sie irren sich beide. Es ist Tschenstochau.»

Die Diskussionen waren bis zu einem gewissen Grad eine Ablenkung von den vielen Unbequemlichkeiten. Ich selbst betrachtete diese Städte wie ein Tourist, denn schliesslich war das hier

für mich ein völlig neues Land. In meinem tiefsten Inneren aber wusste ich, dass die Diskussionen nur aus dem Grund vom Zaun gebrochen wurden, uns von dem Durst abzulenken, der für manche inzwischen zur unerträglichen Qual geworden war, und sie verstummen auch sofort, wenn jemand murmelte: «Wann halten wir denn endlich an, um Wasser aufzunehmen?»

Auch sonst wurden wir ständig an unseren Durst erinnert. Wenn wir einen Fluss überquerten, starteten alle in der Nähe der Fenster sehnsüchtig hinunter. Vorbeifliegende Bierwerbungen – «Trinkt Saybusch: So gesund, so gut!» – quälten uns. Nach einer Weile gab es nichts anderes mehr als nur den Gedanken an Wasser. Er drängte alle anderen Sorgen in den Hintergrund.

Endlich verlangsamte der Zug die Fahrt und hielt an. Wir hatten Tschestochau erreicht. Zum ersten Mal seit vierundzwanzig Stunden wurden die Waggons geöffnet und schwer bewaffnete SS-Männer bellten: «Ein Mann raus zum Wasserholen. Niemand sonst rührt sich!»

Unser Mann war nicht schnell genug. Bevor er den Anfang der Schlange erreichte, die sich vor den Pumpen gebildet hatte, kam schon der Befehl: «Zurück in die Waggons!»

Er zögerte. Ich hörte, wie er zu einem SS-Mann sagte: «Aber ich habe noch kein Wasser holen können.»

Der SS-Mann knallte ihm den Kolben seines Gewehrs gegen die Schulter, und er kam mit leerem Kanister zu uns zurück. Die Türen des Waggons wurden krachend zugeschoben, die Ketten, die sie verschlossen, wurden rasselnd vorgelegt. Im Inneren des Waggons herrschte absolute Stille, eine Stille, die vom Schock kam.

Aber es gab noch Hoffnung. Die Kette vor der Tür war nämlich so lang, dass wir die Tür ein paar Zentimeter aufschieben konnten. Und da bot sich uns ein verlockender und gleichzeitig quälender

der Anblick. Genau vor uns wurden Unmengen von Wasser verspritzt. Es kam uns vor wie ein Sakrileg.

Eine Gruppe deutscher Soldaten auf dem Weg an die Front war dabei, sich zu waschen. Die Männer planschten herum wie verspielte Seehunde. Andere standen einfach nur da, tranken Schnaps aus Flaschen und lachten und lärmten mit der lauten Ausgelassenheit von Männern, die wissen, dass sie bald dem Tod ins Auge sehen werden. Die meisten von ihnen waren halb betrunken.

«Gebt uns bitte ein bisschen Wasser!», rief ich ihnen zu.

Sie sahen sich um, blinzelten einen Moment zu uns herüber und sagten dann: «Was habt ihr anzubieten? Essen? Geld?»

Wie es schien, hatte Wasser seinen Preis. Wir veranstalteten eine schnelle Sammlung und boten den Soldaten eine Salami an, mit der sie zufrieden waren.

Ein paar von ihnen kamen herüber, um sich unsere Behälter geben zu lassen. Sofort stürzte ein SS-Mann mit Maschinenpistole herbei und schrie: «Weg da! Weg von den Waggons! Es ist verboten, sich diesen Waggons zu nähern.»

Die Soldaten drehten sich langsam zu ihm um und sahen ihn an, rührten sich aber nicht vom Fleck. Der SS-Mann plusterte sich auf und blaffte: «Na los, macht, dass ihr da wegkommt! Ihr habt gehört, was ich gesagt habe. Weg mit euch!»

Es herrschte keine sonderlich grosse Sympathie zwischen den normalen deutschen Soldaten und der ss. Einer der Männer von der Wehrmacht legte die Hand locker über den Kolben seiner Dienstwaffe und sagte mit ruhiger Stimme: «Hör zu, Mann. Wir sind unterwegs an die Front, an die Ostfront. Wir werden gegen die Russen kämpfen, während du mit deinesgleichen in der Sicherheit hinter den Linien einen Haufen verdammter Juden durchs Land kutschierst. Also zieh Leine, bevor ich anfangen, mich aufzuregen!»

Ein anderer Soldat, der damit beschäftigt war, seine Maschinenpistole mit liebevoller Sorgfalt zu reinigen, sagte grinsend: «Lass den Helden doch in Ruhe, Franz. Er hat nur keine Lust, seine Beute mit einem wie dir zu teilen.»

Inzwischen grinnten alle aus der Gruppe und legten es offen darauf an, den SS-Mann zu provozieren. Einen Moment lang behauptete er sich, dann sahen wir durch den Türschlitz hindurch, wie er sich umdrehte und rasch davonging. Offenbar war ihm die Stimmung der Soldaten zu gefährlich.

Die Soldaten füllten unsere Behälter und nahmen unsere Salami. Als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, sah ich, wie der Soldat, der seine Maschinenpistole reinigte, mit der Arbeit innehielt und uns nachblickte, einen seltsamen, fast zynischen Ausdruck auf dem Gesicht. Dann drehte er sich um und spuckte angewidert aus.

Während er immer weiter hinter uns zurückblieb, fragte ich mich, ob der Anblick so vieler Juden ihn derart anwiderte oder der des aufgeblasenen SS-Mannes. Sehnsüchtig starrte ich seine Waffe an und wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, sie in die Finger zu bekommen.

Eine Zeitlang war die Stimmung im Waggon etwas besser, aber das änderte sich ebenso schnell, wie der Wasserpegel absank, und obwohl wir unseren Vorrat streng rationiert hatten, waren wir schon bald wieder durstig.

Ein neuer Bahnhof brachte neue Hoffnung. Auch hier gab es Soldaten, aber als wir versuchten, mit ihnen ins Geschäft zu kommen, erwiesen sie sich als weitaus schwierigere Verhandlungspartner – sie lachten nur über die angebotene Salami und verlangten stattdessen Geld.

Im Waggon fand eine weitere Konferenz statt. Geld wurde aus sorgfältig gewählten Verstecken hervorgekramt. Ein Mann brachte einen goldenen Ehering zum Vorschein, betrachtete ihn eine Weile und sagte dann mit einem wehmütigen Lächeln: «Ein

Glück, dass ich meine Frau so liebe, sonst hätte ich diesen Ring schon längst verkauft!»

Geld und Ring wurden durch den Türspalt gereicht, unsere Behälter wurden wieder gefüllt, und der Mann, der seinen Ehering hergegeben hatte, blickte stumm aus dem Fenster, das Gesicht von uns abgewandt.

Ein paar Stunden später kündigte das Rucken der Waggon an, dass wir uns einem weiteren Bahnhof näherten. Dieses Mal kam unser Waggon genau neben einer Lokomotive zum Stehen, die gerade mit Wasser gefüllt wurde. Es gluckerte durch das riesige, dicke Rohr und schwappte halb in die Lokomotive, halb auf die Gleise.

Ich sah gierig auf den glitzernden Wasserfall. Dann wandte ich mich an den Lokomotivführer, der teilnahmslos aus dem Führerhaus lehnte, ohne den merkwürdigen Zug aus dem Nirgendwo zu beachten, streckte ihm meinen Becher entgegen und sagte: «Würden Sie mir bitte etwas Wasser geben, mein Herr?»

Wir waren uns so nah, dass wir uns die Hand hätten reichen können, aber er schien nicht darauf erpicht zu sein, sondern starrte weiter in die Ferne. Ich spähte an den Gleisen entlang, sah, dass die SS-Männer, die den Zug umstanden, in die andere Richtung schauten, und sagte drängender: «Bitte, mein Freund. Geben Sie mir etwas Wasser.»

Er drehte nicht einmal den Kopf, als er sagte: «Ich werde den Teufel tun und mich für welche wie euch erschiessen lassen!»

Im Rückblick kann ich ihn natürlich verstehen, denn es gab die Anweisung, jeden, der den Deportierten half, auf der Stelle zu erschiessen, und die SS zögerte nicht, diesem Befehl Folge zu leisten. Eine Kugel im Rücken ist ein hoher Preis für einen Becher Wasser.

Damals jedoch war ich nicht so verständnisvoll. Ich sah, wie die Eisenbahnarbeiter das dicke Rohr aus der Maschine zogen.

Ich sah, wie das Wasser sich auf die Schienen ergoss. Ich sah zu dem riesigen Wassertank hoch, der Gott weiss wie viel Wasser enthielt, und als sich unser Waggon ruckend in Bewegung setzte, verfluchte ich den Lokomotivführer, der für mich ein gemeines, feiges Schwein war.

Aber noch hatten wir für eine Weile genug Wasser, und die Debatten fingen wieder an. Wo fuhren wir hin? Wie würden die Umsiedlungsgebiete aussehen? Ein kleines, vielleicht neunjähriges Mädchen sah zu seinem Vater hoch und sagte: «Gibt es da auch Schulen und Spielplätze, so wie zu Hause, Papa? Und viele andere Kinder?»

Einen Moment lang antwortete er nicht. Einen Moment lang verstummte der ganze Waggon, zum Schweigen gebracht durch die durchdringende Stimme des Kindes. Dann fuhr der Vater dem Mädchen sanft durch die Haare und sagte: «Natürlich, mein Schatz. Natürlich gibt es Schulen und Spielplätze ... alles, was du willst. Es wird dir sogar noch besser gefallen als zu Hause.»

Die Kleine drückte lächelnd seine Hand. Ich glaube, wir waren alle dankbar für diese schnelle Notlüge.

Natürlich glaubte niemand, dass die Umsiedlungsgebiete auch nur annähernd so sein würden wie zu Hause. Trotzdem redeten die Leute sich ein, sie würden dort leben und arbeiten und ihre Familien ernähren können. Nur ab und zu überschatteten leise Zweifel diese Überzeugung, Zweifel, die durch die Briefe von Menschen aufgeworfen wurden, die mit früheren Transporten weggebracht worden waren.

Zachar, ein kleiner Gemüsehändler aus Trnava, sagte düster: «Ich wette, es sind Arbeitslager oder Ghettos. Aber immer noch besser als ein Konzentrationslager. Und das Essen ist sicher besser als in Nováky. Ausserdem ist es ja nicht für immer. In ein paar Monaten ist der Krieg vorbei, und dann können wir alle wieder nach Hause.»

Eine Weile drehte sich die Unterhaltung um den Krieg. Niemand zweifelte auch nur einen Augenblick daran, dass Deutschland besiegt werden würde, vielleicht weil niemand den Gedanken an einen deutschen Sieg zulassen *wollte*. Fraglich war für uns nur, wie lange das Ende auf sich warten lassen würde, doch selbst das war nicht so furchtbar wichtig. Viel wichtiger war, was der morgige Tag bringen würde, oder der danach.

Zachars sechzehnjährige Tochter, ein sommersprossiges Mädchen mit einem langen Zopf, sagte: «Meine Cousine, die gleich im ersten Transport war, hat neulich geschrieben und gesagt, es ginge ihnen gut. Das Essen sei ganz in Ordnung und die Arbeit nicht zu schwer.»

Sie zögerte einen Moment, einen verwirrten Ausdruck auf dem Gesicht. Dann fing sie an, wie wild an ihren Fingernägeln herumzupolieren, und fügte hinzu: «Bloss eins habe ich nicht verstanden. Sie hat geschrieben, dass ihre Mutter grüssen lässt. Dabei ist ihre Mutter schon vor drei Jahren gestorben.»

«In dem Brief, den ich von meiner Schwester bekommen habe, stand auch was Komisches», sagte eine mollige junge Frau, die ihr Baby stillte. «Sie hat geschrieben, dass es dem alten Jakob Rakow sehr gutgeht. Aber Jakob ist schon vor Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen.»

Wie ein zartes Spinnengewebe senkten sich Zweifel über die Unterhaltung. Aus Rucksäcken, Handtaschen, Brieftaschen und Koffern wurden zerknitterte Briefe hervorgekramt und Wort für Wort analysiert. Manche enthielten Anspielungen auf Menschen, die tot waren, oder auf Ereignisse, die sich unmöglich zugetragen haben konnten, und diese kleinen Ungereimtheiten verwirrten die Menschen und erfüllten sie mit Sorge.

Erst viel später erfuhr ich, was es mit diesen rätselhaften Bemerkungen auf sich hatte. Die Briefe waren in Auschwitz auf Be-

fehl und bei vorgehaltener Pistole geschrieben worden, kurz bevor ihre Verfasser ungebracht wurden. Sie sollten die, die noch auf den Abtransport warteten, in Sicherheit wiegen, denn die Nazis wussten, dass der leiseste Widerstand, ausgelöst durch die Angst vor dem Kommenden, ihre ganze Planung gefährden konnte.

Manchmal jedoch gelang es den Briefeschreibern, eine versteckte Warnung einzuflechten, indem sie etwas Unmögliches behaupteten – ein winziger Akt des Widerstands, der viel Mut erforderte. Das Tragische war nur, dass die Empfänger dieser so vorsichtig formulierten Briefe unweigerlich einen Weg fanden, sich die Ungereimtheiten als Irrtum oder Versehen zu erklären, wahrscheinlich weil sie unbedingt an die Umsiedlungsgebiete glauben wollten.

So war es auch in unserem Waggon. Die Briefe wurden gelesen. Die Fehler wurden gefunden und mit einer Flut von Erklärungen beiseitegefegt, die dem Sinnlosen doch einen Sinn gaben.

Letzte Zweifel blieben trotzdem, aber sie wurden tief in die hintersten Winkel verdrängt. Und wenn jemand sie hervorholte und offen aussprach, wurde er ausgelacht und verspottet oder einfach ignoriert.

In unserem Waggon gab es nur einen, der die Zukunft klar vorhersah, allerdings eher aus Intuition, glaube ich, denn aus logischer Überlegung: Izak Moskovic, ein ungepflegter, schwächlicher junger Mann von vielleicht zweiundzwanzig Jahren.

Vielleicht äusserte er sich so offen, weil er an Spott gewöhnt war, seit die Rabbis ihn aus seinem bitterarmen Zuhause herausgeholt und in eine Rabbinerschule gesteckt hatten, die normalerweise nur von den Söhnen wohlhabender Leute besucht wurde. Seine orthodox-jüdischen Eltern waren natürlich überglücklich über die Ehre, die Izak zuteilwurde, aber der Junge selbst war tod-

unglücklich, weil der Lehrstoff viel zu schwer für ihn war. Die anderen Schüler lachten ständig über ihn, und als er die Schule wieder verlassen musste, weil er auf ganzer Linie versagt hatte, drang dieser Spott auch zu seinen Eltern.

Izak war genau das, was man sich unter einem typischen Juden vorstellte. Er sah jüdisch aus, er hörte sich jüdisch an, und sicher war das der Grund dafür, dass die Hlinka-Garden ihn verhaftet und gefoltert hatten – einfach nur, weil ihnen sein jüdisches Gesicht nicht gefiel.

Danach wurde er noch verschlossener als zuvor, als hänge er ständig seinen Erinnerungen nach und halte sich die Tatsache vor Augen, dass er nichts anderes war als eine arme, gequälte Witzfigur. Doch als die anderen im Waggon angingen, sich die Umsiedlungsgebiete in optimistischen, hellen Farben auszumalen, löste er sich aus seinen Grübeleien.

Völlig unerwartet mischte er sich in die Unterhaltung ein und brachte sie zum Verstummen, als er mit seiner schrillen Sing-sang-Stimme schrie: «Seid ihr alle verrückt geworden? Glaubt ihr etwa im Ernst, dass wir in ein Umsiedlungsgebiet kommen? Es gibt kein Umsiedlungsgebiet! Wir werden alle sterben!»

Verlegenes, unbehagliches Schweigen, als hätte er eine Obszönität von sich gegeben. Dann sagte jemand mit einem reichlich gezwungenen Lachen: «Gerade du musst von verrückt reden!»

Ein anderer Mann sagte: «Warst du etwa wieder bei den Rabbinen, Izak? Haben sie dir die Zukunft vorhergesagt? Oder hast du das in deiner grossartigen Schule selbst gelernt?»

Dieser böse, grausame Spott brachte Izak für den Rest der Fahrt zum Schweigen. Und bald hatten alle den Zwischenfall vergessen. Erst später sollten sich die Leute wieder an Izaks Worte erinnern.

Zum Beispiel in Lublin, da ergaben sie plötzlich eine Art Sinn. Der Transport fuhr langsam durch den Bahnhof und hielt ein Stück ausserhalb an. Die Türen wurden aufgerissen, und wir sahen, dass der ganze Zug von einem Kordon von SS-Männern mit Gewehren und Maschinenpistolen umstellt war. Offiziere, das Eiserne Kreuz an der eleganten Uniform, gingen zwischen ihnen auf und ab, Stöcke oder Pferdepeitschen in den Händen.

Bei ihrem Anblick fragten wir uns besorgt, was jetzt wohl wieder kommen würde, und sie liessen uns nicht lange im Ungewissen. Am ganzen Zug entlang befahlen die Offiziere: «Alle Männer zwischen sechzehn und fünfundvierzig raus aus dem Zug!»

Zuerst rührte sich niemand, einfach weil wir unseren Ohren nicht trauten, denn dieser Befehl versties gegen alle Abmachungen, versties gegen die Prinzipien, die Monsignore Tiso, der Präsident der Slowakei, immer und immer wieder betont hatte. In den Zeitungen und im Radio hatte er unermüdlich verkündet: «Es ist ein Grundprinzip des christlichen Glaubens, dass Familien nicht auseinandergerissen werden dürfen. Dieses Prinzip wird auch eingehalten werden, wenn die Juden in ihre neuen Siedlungsgebiete geschickt werden.»

Offenbar aber hatten die SS-Männer die Reden des Präsidenten weder gelesen noch im Radio gehört. Mit grimmigen Mienen kamen sie auf die offenen Waggons zu und brüllten: «Los, los! Habt ihr nicht gehört? Alle Männer zwischen sechzehn und fünfundvierzig raus aus den Waggons. Alle anderen bleiben, wo sie sind.»

Erst allmählich ging den Menschen, die von dem Schock wie betäubt waren, die Wahrheit auf. Langsam stiegen die körperlich leistungsfähigen Männer aus den Waggons, während ihre Frauen, Schwestern, Töchter, Väter und Mütter ihnen nachsahen, zerrissen von neuen Zweifeln, neuen Ängsten.

Neben dem Zug wurden wir zu einer ziemlich krummen und schiefen Reihe zusammengetrieben. Immer noch war uns nicht klar, was vor sich ging. Selbst als die Türen der Waggons mit schrecklicher Endgültigkeit zugeschlagen wurden, dauerte es noch einen Augenblick, bis wir begriffen.

Tomasov war der erste, der verstand. Tomasov, der frischgebackene Ehemann. Plötzlich stürzte er los, rannte zum Waggon zurück und schrie: «Meine Frau ist da drin! Lasst sie raus!»

Eine Pferdepeitsche sauste über sein Gesicht. Er stürzte zu Boden, rappelte sich mit blutender Wange auf und versuchte noch einmal, den Waggon zu erreichen. Dieses Mal machte der SS-Mann Ernst. Er schlug ihn noch einmal zu Boden und prügelte eine geschlagene Minute mit einer Effizienz auf ihn ein, die von langer Übung sprach.

Wir sahen schweigend zu, wie gelähmt von der Schnelligkeit des Geschehens. Hinter den geschlossenen Waggontüren herrschte Stille, denn die Menschen im Inneren waren ebenso gelähmt und fassungslos wie wir. Allmählich jedoch ging allen gleichzeitig die Wahrheit auf, erfassten alle, dass Tiso ein Lügner war. Durch die schmalen, vergitterten Fenster, durch die Lücken in den Türen streckten sich flehende Hände, und Männer stürzten vor, um sie zu ergreifen.

Sie kamen nicht weit. Die SS-Männer rannten an den Gleisen auf und ab und schlugen mit Peitschen und Stöcken auf alles ein. Auf die Männer, und auch auf die Hände – die runzligen Hände der Alten, die molligen Händchen der Kinder. Der Zug ruckte vor, hielt an, ruckte noch einmal und entfernte sich langsam, und über das Stampfen der Lokomotive, über das Zischen des Dampfes und das Klirren der Puffer erhob sich das Klagen der Frauen und das Weinen der Kinder, deren Hände von den Schlägen getroffen worden waren.

Ich hatte insofern Glück, als ich allein war. Ich hatte keine

Frau, keine Mutter, keine Tochter in diesem Zug, aber für die anderen war es ein Augenblick tiefster Verzweiflung. Ihre Familien waren verschwunden, so schnell, dass niemand einen klaren Gedanken fassen, geschweige denn etwas unternehmen konnte.

Ich sah, wie Tomasov sich aufrappelte. Mit stumpfem, hoffnungslosem Blick sah er dem Zug nach, dann taumelte er zurück in die Reihe. Schmutz mischte sich mit dem Blut auf seinem Gesicht, seine Kleider waren zerrissen. Ich sprach ihn an, aber er starrte nur ausdruckslos vor sich hin und sagte kein Wort.

Ein SS-Offizier marschierte an unserer Reihe entlang wie ein Bauer, der auf einem Viehmarkt seine Auswahl trifft. Dann bellte er: «Ihr habt einen langen Marsch vor euch. Wer meint, dass er sein Gepäck nicht tragen kann, kann es auf die Lastwagen legen.»

Bis jetzt hatten wir die Lastwagen nicht einmal bemerkt, doch nun drängten viele hin. Ich beschloss, meinen Rucksack lieber selbst zu tragen, denn ich musste an die Worte des armen, dummen Izak denken, des Jungen, dem nicht einmal die Rabbis etwas beibringen konnten.

«Ihr seid ja verrückt, wenn ihr denkt, ihr kommt in ein Umsiedlungsgebiet. Es gibt kein Umsiedlungsgebiet! Wir werden alle sterben!»

Den letzten Teil dieser Behauptung glaubte ich nicht. Ich hatte nach wie vor nicht die Absicht, zu sterben. Aber der erste Teil klang einleuchtend, denn es wurde immer offenkundiger, dass wir nach Strich und Faden belogen wurden. Aus diesem Grund würde ich meinen Rucksack weder aus der Hand geben noch aus den Augen lassen. Von nun an, beschloss ich, würde ich überhaupt niemandem mehr trauen.

Die SS-Männer bereiteten uns auf den Marsch vor, indem sie uns mit Schlägen mehr oder weniger in Reih und Glied brachten.

Dann marschierten wir los, vielleicht nicht mit der Präzision der Sturmstaffeln, aber in dem Tempo, das von den Männern mit den Gewehren, Stöcken und Peitschen vorgegeben wurde.

Ich spielte mit dem Gedanken, einfach loszurennen, doch ein Blick auf die Stärke unserer Eskorte genügte, um die Idee schnell wieder aufzugeben. Ich wusste, unsere Bewacher würden mich erschliessen, bevor ich auch nur ein paar Meter weit gekommen wäre.

Andere waren mutiger, oder dümmer. Ein paar Schritte vor mir brach ein Mann plötzlich zur Seite aus. Eine Maschinengewehr-salve traf ihn in den Bauch und schleuderte ihn rücklings zu Boden, wo er zuckend liegen blieb. Von da an herrschte in den Reihen eine neue Disziplin, denn uns war klargeworden, dass die SS-Leute ihren Schiessausbildern alle Ehre machten.

Wir marschierten durch Lublin, immer auf Seitenstrassen, vermutlich weil die Nazis den Eindruck aufrechterhalten wollten, sie seien Ehrenmänner, keine Sklaventreiber. Uns gegenüber aber hatten sie es nicht nötig, an diesem schönen Schein festzuhalten, und als wir wieder auf offener Landstrasse waren, zeigte sich, dass unsere Bewacher nicht nur Lügner, sondern auch Diebe waren.

Ein SS-Mann, der neben mir herging, fragte mich nach der Zeit. Ich sah auf meine Uhr.

Sofort bohrte sich der Lauf seines Gewehrs in meinen Rücken, und er sagte leise: «Gib mir die Uhr.»

Ich gab sie ihm, da es sinnlos schien, mit ihm zu streiten. Überhaupt erschien mir dieser Diebstahl unwichtig verglichen mit dem, was vor uns lag, denn wir schienen uns einem Konzentrationslager zu nähern.

Ich sah Wachtürme und Stacheldrahtzäune und unzählige Reihen hässlicher Baracken. Ein riesiges Tor schwang vor uns auf,

und als wir hindurchmarschierten, sahen wir Männer in Häftlingskleidung. Zuerst weckte ihr Anblick nur meine Neugier, aber nach einer Weile erschreckte er mich, denn plötzlich fing ich an, Gesichter zu erkennen.

Diese Männer waren keine Kriminellen. Einige von ihnen stammten aus meiner Heimatstadt. Ich sah Geschäftsleute, die ich kannte, Ladenbesitzer, Werkstattbetreiber, Lehrer und Bibliothekare, das Billard-As aus der Eckkneipe und den Jungen, der mir meine erste Freundin ausgespannt hatte. Den Sohn des Rabbi, den Sohn des Fleischers und den Sohn des Schmieds, der mit den Zähnen eine Münze verbiegen konnte. Alle waren da, und alle sahen jetzt gleich aus in ihren zerlumpten gestreiften Uniformen und mit ihren rasierten Köpfen.

Bald, das wusste ich, würde ich einer von ihnen sein. Bald würde auch mein Kopf kahlgeschoren sein. Bald würde ich meine Identität in diesem Konzentrationslager namens Majdanek¹ verlieren, der vergleichsweise harmlosen Vorstufe zu Auschwitz.

Es waren keine angenehmen Aussichten, und gemildert wurden sie nur durch einen einzigen Gedanken: Zumindest waren die Frauen, die Kinder und die Alten nicht bei uns. Für sie, dachte ich, war das Leben leichter. Die Trennung war vielleicht doch ein Segen.

Ich wusste ja nicht, dass sie auf dem Weg zu einem Ort namens

¹ Das am Rande von Lublin gelegene Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek wurde im Herbst 1941 als «Kriegsgefangenenlager der Waffen-SS Lublin» errichtet. Zuerst kamen sowjetische Kriegsgefangene, später jüdische und polnische Häftlinge in das Lager. Seit Herbst 1942 ermordete die SS in Majdanek Juden mit Zyklon B. Siehe Barbara Schwindt: *Das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek. Funktionswandel im Kontext der «Endlösung»*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2005 und Tomasz Kranz: *Die Vernichtung der Juden im Konzentrationslager Majdanek*. Lublin: Państwowe Muzeum na Majdanku, 2007.

Bełżec² waren, einem primitiven Vorläufer der vollautomatisierten Vernichtungsmaschinerie Auschwitz, wo man sie mit Motorabgasen vergiften und ihre Leichen in offenen Gruben verbrennen würde, denn die Krematorien befanden sich noch im Planungsstadium.

2 Das Vernichtungslager Bełżec wurde im Rahmen der «Aktion Reinhardt», der Ermordung der polnischen Juden, auf Befehl von Reichsführer-SS Heinrich Himmler von dem SS- und Polizeiführer Odilo Globocnik (Distrikt Lublin) eingerichtet. Im Februar 1942 begannen die Massentötungen in Bełżec. Siehe Yitzhak Arad: *Bełżec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*. Bloomington, Ind.: Indiana University Press, 1987.

FÜNFTES KAPITEL

Die Theorie der Lager

Theoretisch waren Konzentrationslager für mich nichts Neues. Seit Jahren hatte es nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern in ganz Europa besorgtes Geflüster gegeben, Gerüchte von schrecklichen, in sich geschlossenen Welten, wo Gewehr, Knüppel und Peitsche herrschten, wo die meisten der Insassen durch Schläge, Hunger oder Schüsse starben und die ausgemergelten Übriggebliebenen, die vielleicht noch einen Tag, eine Woche oder sogar einen Monat überleben würden, hoffnungslos zu Horizonten aus Stacheldraht hinüberstarrten, während stelzbeinige Wachtürme drohend über ihnen auftrugen.

Und doch war die Realität, war mein erster Blick auf ein wahrhaftiges Konzentrationslager, obwohl ich darauf vorbereitet war, ein Schock für mich. Nicht aus Angst um mich selbst – ich war nach wie vor fest entschlossen, am Leben zu bleiben und zu fliehen. Was ich so unerträglich fand, war die ganze furchtbare Atmosphäre, die alles durchdrang, alles überlagerte, wie der Geruch von geronnenem Blut.

Während wir von Abschnitt zu Abschnitt getrieben wurden, denn Majdanek war in mehrere streng voneinander abgeschottete Abschnitte, auch «Felder» genannt, aufgeteilt, flüsterten bis auf die Knochen abgemagerte Häftlinge: «Was zu essen? Irgendwas? Egal was?»

Sie sahen uns beim Sprechen nicht an, sondern arbeiteten weiter, gruben, fegten oder schoben schwer beladene Schubkarren, die drohten, ihnen die bleistiftdünnen Arme aus den Gelenken zu reißen.

Wir warfen ihnen zu, was wir noch an Lebensmitteln hatten, nicht offen, nicht im hohen Bogen, sondern verstohlen, mit einer schnellen Bewegung aus dem Handgelenk heraus, und sahen dann, was das Leben in einem Konzentrationslager aus einem Menschen machen konnte.

Wie Schakale stürzten sie sich auf die paar Brocken und balgten sich knurrend darum. Und dann sah ich eine weitere Seite des Lebens in einem Konzentrationslager, etwas, das meiner bisherigen Vorstellungswelt völlig fremd war und mir fast den Magen umdrehte. Etwa ein halbes Dutzend wunderlich gekleideter Männer stürzten sich mit Knüppeln auf sie und droschen wild auf sie ein. Doch die Häftlinge achteten gar nicht auf die Schläge, sondern scharrtten weiter fieberhaft im Dreck herum, bis schliesslich einer aus dem Gewühl ausbrach und losrannte und sich im Laufen ein dreckiges Stück Käse in den Mund stopfte, während die merkwürdigen Wärter ihm nachsetzten und auf ihn einprügelten.

Verwundert sah ich mir diese sonderbaren Gestalten genauer an. Offensichtlich hatten sie eine Machtposition inne, aber ebenso offensichtlich waren sie keine SS-Leute. Sie waren gekleidet wie Zirkusclowns, trotzdem war mir nicht nach Lachen zumute.

Einer trug eine grüne Uniformjacke mit quer darüber verlaufenden goldenen Litzen, ähnlich der eines Löwenbändigers, dazu die Reithose eines Offiziers der österreichisch-ungarischen Armee und als Kopfbedeckung ein Zwischending zwischen einer Militärmütze und dem Birett eines katholischen Geistlichen.

Ein anderer trug eine gestreifte Häftlingsjacke und dazu die Hose eines deutschen Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg – schwarz mit einem breiten roten Streifen an der Seite. Ein dritter war ganz in Häftlingsuniform gekleidet, aber sie war offenbar

umgeschneidert worden und sass wie angegossen, und seine Bügelfalten hätten jedem kaiserlichen Leibgardisten Ehre gemacht.

Es waren Häftlinge, und die grünen Winkel an ihren Uniformen verrieten, dass viele von ihnen Berufsverbrecher waren. Dann ging mir auf, dass es sich hier um eine neue Elite handelte, eine Führungsschicht unter den Häftlingen sozusagen, dazu da, die alltägliche Drecksarbeit zu erledigen, mit der die SS-Männer sich nicht selbst die Finger schmutzig machen wollten. Mir war auch klar, dass sie ihrer Aufgabe mit einer Effizienz und einer Brutalität nachkamen, die sich mit der ihrer Herren und Meister messen konnte und sie gelegentlich sogar übertraf.

Es handelte sich um die berüchtigten Kapos. Sie waren ein wesentlicher Bestandteil des Aufbaus jedes Konzentrations- und Vernichtungslagers in ganz Europa: Männer, die die Macht über Leben und Tod ihrer Mithäftlinge in Händen hielten und nicht zögerten, sie auszuüben.

Die Vorstellung, dass hier die grossen Hunde die kleinen zerfleischten, die höhergestellten Häftlinge auf die kleinen einprügelten, die auf der Stufenleiter unter ihnen standen, war nicht sehr erfreulich. Aber mir stand noch ein weiterer Schock bevor. Dieses Mal ein persönlicher. Er kam, als ich Vrbicky sah.

Zu Hause hatte ich ihn gut gekannt, wie jeder in Trnava, denn Vrbicky war ein ganz besonderer Fall, ein Mann, den manche mochten, andere verabscheuten, während wieder andere sich möglichst von ihm fernhielten, da der Umgang mit ihm oft Ärger bedeutete.

Er war vielleicht 26 Jahre alt und Lastwagenfahrer von Beruf, ein Mann, der die Dinge so nahm, wie sie kamen, und jedem auch nur einigermassen hübschen Mädchen in der Stadt schöne Augen machte, obwohl er verheiratet und Familienvater war. Die ehrbare jüdische Gemeinschaft lehnte ihn ab, weil er zuviel trank und

sich nicht sonderlich streng an sein Eheversprechen hielt. Alle, die weniger orthodox eingestellt waren – ich selbst eingeschlossen –, mochten ihn einfach, denn er war ein angenehmer, unbekümmerter Bursche, der den Billardstock ebenso gekonnt schwang wie Yehudi Menuhin den Geigenbogen.

Nun jedoch sah ich ihn mit der Geschicklichkeit und Brutalität eines SS-Mannes die Peitsche schwingen. Vor ihm wand sich ein Häftling auf dem Boden und versuchte wie ein Hund, auf allen Vieren davonzukriechen, aber vor Vrbickys Peitsche gab es kein Entrinnen. Sie sauste gleichmässig, regelmässig, rhythmisch auf den Mann herab, und ich sah voller Entsetzen in das Gesicht meines einst so leichtherzigen, sinnesfrohen, trinkfreudigen Freundes.

Die damals trägen Augen waren jetzt wie Steine, der Mund, früher jederzeit zu einem Lächeln bereit, war verzerrt. Vrbicky war ein völlig anderer Mensch geworden. Oder vielleicht, dachte ich, hatte er endlich die Nische gefunden, die für ihn geschaffen war, die Arbeit, die er mit Elan und Begeisterung ausüben konnte. Er war zu beschäftigt, um mich zu bemerken, und ich war froh darüber. Ich wollte ihn nicht mehr kennen, denn Vrbicky war einer der Kapos in Clownskleidung, ein Mann mit einer blutigen Peitsche.

Wir marschierten zu einer Baracke mit der Aufschrift «Gepäckaufbewahrung», was ich so widersinnig fand, dass ich fast gelacht hätte. Es war, als seien wir gerade an einem Bahnhof angekommen und wollten nun unser Gepäck abgeben, damit wir losziehen und uns in der Stadt amüsieren konnten. Bloss dass es keine Stadt gab, und bald würde es auch kein Gepäck mehr geben.

Ein Mann nahm meinen Rucksack entgegen, der alles enthielt, was ich besass – die Kleider, die meine Mutter mir nach Nováky geschickt hatte, und das Glas Marmelade, das irgendwie bis jetzt

überlebt hatte, und händigte mir dafür eine Quittung aus, ganz so, als würde ich in ein oder zwei Stunden zurückkommen, um ihn wieder abzuholen. Dann packte er den Rucksack und warf ihn auf den Boden.

Er landete mit einem lauten Klirren, und als die Marmelade langsam durch den Stoff sickerte, dachte ich für mich: «Falls sie meine Hemden und Socken benutzen wollen, werden sie sie vorher waschen müssen.»

Weiter ging es von Abschnitt zu Abschnitt. Ich sah noch mehr Leute, die ich aus Trnava kannte, hatte aber keine Gelegenheit, mit jemandem zu sprechen, bis wir ans Tor von Abschnitt 5 kamen. Dort mussten wir eine Weile stehen bleiben, und dort sah ich Erwin Eisler. Erwin mit dem länglichen Gesicht und dem kräftigen, schwerfälligen Körper, in dem das Herz eines eifrigen, wenn auch langsamen Schülers schlug. Ich dachte zurück an Trnava, an die Zeit, als Erwin immer errötete, wenn wir ihn wegen eines Mädchens aufzogen, und immer Ausflüchte machte, wenn wir ihn aufforderten, mit uns ins Café zu gehen.

Ich erinnerte mich auch noch an andere Dinge. Zum Beispiel daran, wie Erwin und ich zusammen zur zuständigen Behörde gegangen waren, um unsere Bücher abzugeben, denn Juden durften keine Schulen mehr besuchen, durften nicht mehr lernen und nichts mehr besitzen, was ihnen dabei helfen konnte. Als ich mich anschliessend niedergeschlagen und mit leeren Händen auf den Heimweg machte, flüsterte Erwin mir zu: «Mach dir nichts draus. Das Chemiebuch habe ich noch.»

Von da an lernten wir gemeinsam, heimlich, entweder bei ihm oder bei mir zu Hause, teilten uns das einzige Buch, das uns geblieben war. Jahre später, nach dem Krieg, zahlten sich diese heimlichen Stunden des Lernens für mich aus, denn als ich an der Technischen Universität von Prag studierte, wurde dort immer noch dasselbe Lehrbuch benutzt.

Jetzt jedoch war Erwin Eisler kein Schüler mehr. Er war ein Häftling, der am Tor zu Abschnitt 5 mit einer Schubkarre herumhantierte und zu arbeiten vorgab, während er in Wirklichkeit darauf lauerte, ob die Neuankömmlinge etwas zu essen hatten.

Es gelang mir, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und er sah zu mir hinüber. Sein Gesicht wirkte noch länger als früher, weil er so schmal geworden war und die Knochen sich durch die straff darüber gespannte Haut abzeichneten. Sofort flackerte Erkennen in seinen Augen auf, das er allerdings sogleich vorsichtig verbarg. Er beugte sich über seine Schubkarre und tat, als hätte er mich nicht gesehen.

«Wie ist es hier?»

Betont beiläufig sah er hoch und verzog skeptisch das Gesicht. Sein Ausdruck spiegelte nicht so sehr Verzweiflung wider, denn er war zu nett, um mir die ganze Wahrheit zu sagen, als vielmehr die Warnung, dass ich mich auf das Schlimmste gefasst machen müsse.

«Nehmen sie uns alles weg?»

«Alles.»

«Lässt es sich leben?»

«Eine Zeitlang ... vielleicht.»

Es war eine merkwürdige Unterhaltung, bei der mehr durch Gesten und Mimik mitgeteilt wurde als durch Worte. Und doch wusste ich genau, was Eisler mir sagen wollte. Er wollte mir sagen, dass wir alle sterben würden.

Wahrscheinlich hätte ich seine Einschätzung der Situation akzeptieren sollen, denn schliesslich kannte er Majdanek, und er war ein intelligenter Bursche. Aber ich glaubte ihm trotzdem nicht. Andere mochten sterben, das bestimmt. Aber ich würde leben.

Das Tor schwang auf. Über seine Schubkarre gebeugt flüsterte Eisler: «Hast du was zu essen dabei?»

«Tut mir leid ... alles weg.»

Er bedachte mich mit einem letzten, schiefen Grinsen, dann marschierten wir durch das Tor. Ich sah ihn nie wieder, und es steht fest, dass er in Majdanek starb.

Jemand brüllte: «Ins Bad!» Wir wurden in eine düstere Baracke getrieben, in der es durchdringend nach Desinfektionsmittel roch.

«Ausziehen!»

Wir zogen uns aus, und ich stieg in eine der Wannen. Hinter mir tastete sich ein alter, gebrechlicher Mann vorsichtig ins Wasser.

«Schneller, du alter Sack!» Ein Stock traf seinen knochigen nackten Rücken, und er kippte kopfüber in das trübe Wasser.

Anschliessend ging es wieder nach draussen ins Freie, wo wir gerade noch sahen, wie unsere Kleider weggebracht wurden. Zitternd sah ich mir meine Umgebung zum ersten Mal richtig an.

Überall um mich herum Baracken, schäbige Baracken aus Holz. Baracken, Stacheldraht und sonst nichts. Kein Baum, kein Strauch. Trostlosigkeit. Majdanek versuchte nicht einmal, sich einen Anstrich von Zivilisation zu geben.

Aber was ich sah, war nicht annähernd so niederschmetternd wie die Geräusche, die zu hören waren. Aus den anderen Abschnitten drangen Schreie zu uns herüber, das Geräusch von Schlägen, gelegentlich ein Schuss. Wir sahen Häftlinge hektisch herumrennen, immer nur einen Sprung vor Stock oder Kugel, und in unserer zitternden, nackten Gruppe sank die Moral, bis der Tod unser ganzes Denken beherrschte.

Trotzdem hatte ich immer noch das Gefühl, es schaffen zu können, obwohl ich jetzt wusste, dass meine Chancen nur hauchdünn waren. Aber überall um mich herum sah ich Männer, die aufgegeben hatten, Männer, die keinen Lebensmut mehr besaßen.

Und dann ereignete sich in dieser düsteren, vom Tod beherrschten Atmosphäre eins der wundervollsten Beispiele für tragikomischen Mut, das ich je erlebt habe.

Neben mir stand Ignatz Geyer, den ich zu Hause unter der absolut unpassend klingenden Kurzform seines Namens, «Nazi», gekannt hatte. Gemeinsam waren wir den Mädchen hinterhergestiegen, «Nazi» mit spektakulärem Erfolg.

Auch er war sicher, dass er sterben würde, und er behielt Recht damit, er wurde wenig später umgebracht. Aber er war entschlossen, in Würde zu sterben. Er war entschlossen, sich von ihnen nicht vollständig erniedrigen zu lassen.

Er sah sich um und sagte grinsend: «Was habt ihr alle bloss für mickrige Schwänze!»

Eine Bewegung ging durch die Reihen. Jemand lachte. Die gedrückte Stimmung hellte sich ein klein wenig auf.

«Was haltet ihr davon», fuhr «Nazi» fort, «wenn wir sie vergleichen? Wollen wir sehen, wer von uns den grössten hat?»

Vielleicht war es lächerlich. Vielleicht war es kindisch. Sicher war es nicht gerade fein. Aber es bewirkte, dass unser Humor, der schon so gut wie tot gewesen war, wieder zum Leben erweckt wurde.

Nur zur Information – «Nazi» gewann. Mit einem breiten Grinsen blickte er auf sein preisgekröntes bestes Stück herab und sagte: «Was für eine Schande, dass du nie wieder zum Einsatz kommen wirst. Aber immerhin hast du kein schlechtes Leben gehabt!»

Dann ging das Gebrüll der Kapos wieder los. Sie trieben uns zur nächsten Etappe, dem Rasieren. Erst wurden uns die Köpfe kahlgeschoren, dann mussten wir uns auf Hocker stellen und bekamen die Körperhaare abrasiert. «Nazi» musterte mich mit amüsiertem Blick und sagte: «Die Mädchen in Trnava würden dich nicht wiedererkennen, Rudi. Samstagabends würdest du bei ihnen nicht mehr besonders weit kommen.»

Er hatte Recht. Ich war jetzt ein Häftling und sah auch wie einer aus. Die Mädchen von Trnava waren in sehr weite Ferne gerückt.

Wir bekamen Kleider zugeworfen. Eine Hose. Eine Jacke. Holzschuhe. Eine formlose Mütze. Ich zog mich an. Dann kam ein Oberkapo, um uns ins Lagerleben einzuweisen. Als Erstes ging es um die Appelle.

«Jeden Morgen und jeden Abend werdet ihr in Zehnerreihen zum Zählen vor euren Blocks antreten. Wenn der SS-Mann kommt, lautet der Befehl ‚Mützen ab‘. Wenn er wieder geht, heisst es ‚Mützen auf‘. Diesen Befehlen ist auf der Stelle, und zwar zackig, Folge zu leisten. Falls nicht, setzt es Prügel. Niemand rührt sich während des Appells. Wer es doch tut, ist tot. Wenn ihr im Lager einem SS-Mann begegnet, nehmt ihr drei Meter vor ihm die Mütze ab und lasst sie unten, bis er an euch vorbei ist.»

Und so weiter und so fort. Wir waren Soldaten in einer Armee ohne Waffen, einer strengeren Disziplin unterworfen als jeder deutsche Soldat.

Eins erwähnte der Oberkapo nicht. Nämlich dass bei den Zählappellen nicht nur die Lebenden gezählt wurden, sondern auch die Toten. Sie wurden ordentlich hinter uns aufgestapelt, ein erbarmungswürdiger Anblick, manche ausgezehrt vom Hunger, manche blutüberströmt, totgeprügelt. Und manche, die einfach so gestorben waren, weil sie den Willen zum Weiterleben verloren hatten. Sie starben normalerweise in der Nacht.

Der Hunger forderte viele Tote. Deutsche Wissenschaftler hatten ausgerechnet, dass unsere Rationen ausreichten, einen Mann drei Monate am Leben zu halten, aber da hatten sie ausnahmsweise Unrecht. Der Einsatz von Knüppeln und Schusswaffen sorgte dafür, dass die Sterberate höher war. Das Gleiche galt für

die Ruhr, an der viele der Neuzugänge erkrankten, woraufhin sie sofort liquidiert wurden, weil sie nicht arbeiten konnten.

Am folgenden Morgen nach dem Appell trieben die Kapos ihr Vieh zusammen. Manche Häftlinge mussten zu nahe gelegenen Fabriken marschieren, Arbeitssklaven, die dazu beitrugen, die Profite deutscher Industrieller zu steigern. Andere, wie ich selbst, bekamen Arbeit innerhalb des Lagers zugewiesen.

Wir wurden als Bauarbeiter eingesetzt. Damals wusste ich nicht genau, was wir da eigentlich bauten, doch inzwischen ist klar, dass ich dabei half, eine riesige Vernichtungsmaschinerie auszubauen, eine Maschinerie, die sechs Millionen Menschen auslöschen sollte, denn Majdanek war ein primitiver Vorläufer von Auschwitz.

Während ich Backsteine und Balken schleppte, lernte ich ungeschriebene Konzentrationslagergesetze kennen, die der Oberkapo nicht erwähnt hatte. So zum Beispiel war gleich morgens ein Mann neben mir plötzlich auf den Stacheldraht zugerannt. Er wurde erschossen, lange bevor er ihn erreichen konnte.

Vielleicht war es ein plötzlicher Anfall von Wahnsinn, vielleicht wollte der Mann seinem Leben ein Ende setzen. Wer weiss? Jedenfalls lernte ich daraus, nie auch nur in die Nähe des Zauns zu gehen, denn schon der Verdacht auf Fluchtversuch bedeutete den sofortigen Tod.

Als ich irgendwann später in normaler Lautstärke etwas zu meinem Nebenmann sagte, schickte mich der Knüppel eines Kapos zu Boden. Ich lernte, den Mund zu halten.

Ich sah, wie Männer wegen Lappalien brutal geprügelt wurden. Weil sie zu langsam gewesen waren. Weil sie vergessen hatten, die Mütze abzunehmen, wenn ein SS-Mann vorbeikam. Ich merkte mir, dass die, die sich dabei still verhielten, relativ glimpflich davongingen. Wer schrie, also unangenehm auffiel, wurde

nur umso brutaler geprügelt. Wer wegzurennen versuchte, wurde von drei, vier Kapos verfolgt, die sich nun einen Spass aus dem Ganzen machten. Also lernte ich, stillzuhaltend und keinen Ton von mir zu geben, wenn ein Kapo mich in die Mangel nahm.

Tatsächlich lernte ich die Kunst des Überlebens. Danach kam die Kunst des Lebens, die Kunst, das Beste aus unsäglichen Bedingungen zu machen. Ich entdeckte den «Lagertelegraphen», der mich mit Freunden in anderen Abschnitten in Kontakt brachte und mit dessen Hilfe es mir gelang, ein kurzes, wenn auch wortloses Familientreffen zu arrangieren.

Ein slowakischer Freund, dessen Aufgabe es war, Holz aus Abschnitt 2, wo wir arbeiteten, in Abschnitt 3 zu schaffen, sagte eines Tages zu mir: «Dein Bruder Sammy ist hier. Er ist in Abschnitt 3.»

Das war ein Schock für mich. Natürlich hatte ich gewusst, dass meine beiden Brüder¹ für den Abtransport in jene geheimnisvollen Umsiedlungsgebiete vorgesehen waren, und gelegentlich hatte ich mich gefragt, ob sie vielleicht auch in Majdanek gelandet waren, aber der Gedanke, sie in diesem riesigen, streng unterteilten Lager zu finden, schien völlig abwegig. Und plötzlich stellte sich heraus, dass Sammy nur ein paar Meter von mir entfernt lebte.

Der Instinkt drängte mich, sofort an den Zaun zu laufen, der die Abschnitte voneinander trennte. Die Vernunft jedoch hielt mich zurück, denn am Zaun erwischt zu werden, selbst am inneren, bedeutete den sofortigen Tod. Ein Treffen, falls es wirklich eines geben sollte, musste sorgfältig geplant werden.

Tatsächlich fanden solche Begegnungen oft an den Abenden

¹ Die beiden Halbbrüder Samuel Rosenberg, geb. um 1913, und Lajos Rosenberg, geb. um 1915, stammten aus der ersten Ehe des Vaters Elias Rosenberg. Lajos Rosenberg wurde 1942 in der Slowakei bei der Räumung eines Hospitals von Hlinka-Gardisten umgebracht.

nach dem Appell statt, wenn nur noch wenige Kapos im Lager herumschlichen. Mein Freund, mein Holz transportierender Kurrier, wollte dafür sorgen, dass Sammy am nächsten Abend zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Teil des Zauns kommen würde.

Als ich zur festgesetzten Zeit erschien, stellte ich fest, dass ich mich in eine Schlange einreihen musste. Zwei Leute redeten bereits durch den Zaun miteinander, während eine Gruppe anderer etwa zehn Meter vom Zaun entfernt darauf wartete, dass die beiden fertig wurden. Es durfte sich nämlich jeweils höchstens ein Mann dem Zaun nähern, da mehr Leute unweigerlich Aufmerksamkeit erregt hätten.

Auch auf der anderen Seite des Zauns stand eine ähnliche Gruppe herum und wartete darauf, an die Reihe zu kommen. Und dann entdeckte ich, obwohl es fast schon dunkel war, meinen Bruder, den gross gewachsenen, dunkelhaarigen Sammy, der zehn Jahre älter war als ich. Er sah mich fast im selben Moment, und wir winkten uns einen Gruss zu.

Wieder traten zwei Männer an den Zaun, um sich kurz zu unterhalten. Ich war als Nächster an der Reihe und wurde immer aufgeregter, teils aus Freude, teils aber auch aus Angst, denn wir gingen mit diesem Treffen ein grosses Risiko ein. Ich lief inzwischen nicht mehr auf und ab, sondern stand still da, auf dem Sprung, wie ein Läufer am Startblock. Dann sah ich, wie der Mann auf unserer Seite des Zauns sich umdrehte, doch als ich mich gerade in Bewegung setzen wollte, um seinen Platz einzunehmen, hörte ich Gebrüll und das Trampeln von Stiefeln.

Kapos schwärmten herbei und prügeln den Mann am Zaun bewusstlos. Wir anderen verdrückten uns so schnell und unauffällig wie möglich.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass Sammy in einen anderen Abschnitt verlegt worden war. Ich sah ihn niemals wieder.

Aber ich erfuhr, dass er es schaffte, bis zum 3. November 1943 am Leben zu bleiben. An diesem Tag wurden alle Juden in den Arbeitslagern rund um Lublin sowie im Vernichtungslager Majdanek erschossen. Auch Sammy gehörte zu den insgesamt über 40'000 Opfern dieser so genannten «Aktion Erntefest».²

Sobald ich einigermaßen Fuss gefasst hatte, sobald ich die wichtigsten Überlebenstricks gelernt hatte, konnte ich wieder vernünftig nachdenken und den Plan, den ich nicht aufgegeben hatte, seit ich vor Monaten von zu Hause weggegangen war, weiterverfolgen. Ich war immer noch entschlossen zu fliehen, und nie war der Anreiz grösser gewesen als jetzt.

Ich war überzeugt, dass die zionistischen Führer in der Slowakei, die ihrem Volk rieten, widerstandslos in die Umsiedlungsgebiete zu gehen, keine Ahnung hatten, was den Deportierten dort bevorstand. Gleichermassen sicher war ich mir, dass die Menschen Widerstand leisten, sich zusammenschliessen und kämpfen würden, wenn sie nur gewarnt wären. Und ich wusste, dass die Deportation Tausender und Abertausender unmöglich war, wenn sie sich nicht passiv abtransportieren liessen. Wenn ich fliehen könnte, wenn ich es irgendwie schaffte, über die slowakische Grenze zu kommen, konnte ich vielleicht viele Menschen retten, denn inzwischen war mir klar, was für ein Ort Majdanek war.

2 Nach den Aufständen der Häftlinge in den Vernichtungslagern Treblinka (August 1943) und Sobibor (Oktober 1943) erliess Himmler den Befehl, alle Juden in den im Distrikt Lublin gelegenen Lagern zu töten. Am 3. und 4. November erschossen SS-Einheiten etwa 43'000 jüdische Häftlinge. Die Leichen wurden in Gruben verbrannt. Siehe Dieter Pohl: *Von der «Judenpolitik» zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944*. Frankfurt am Main u.a.: Verlag Peter Lang, 1993.

Es hatte ein paar Tage gedauert, bis ich verstand, worum es hier eigentlich ging. Ich hatte zwar schon bald gemerkt, dass immer wieder Menschen aus unserem Abschnitt verschwanden, zuerst aber angenommen, sie seien einfach nur woandershin verlegt worden. Ich hatte auch die tägliche Prozession aus dem Krankenblock gesehen, den kläglichen Zug der Kranken, Alten und Sterbenden, die auf ein Gebäude zustolperten, das ein Stück entfernt lag, ein Gebäude mit einem hohen Schornstein. Manche konnten selbst gehen, andere mussten von denen, die noch ein bisschen kräftiger waren, gestützt werden, manche wurden in Schubkarren hingebacht.

Als mir klar wurde, dass sie nie zurückkamen, begann ich mich zu fragen, was es mit diesem Gebäude auf sich hatte, hatte mich aber nie direkt danach erkundigt, weil ein weiteres ungeschriebenes Gesetz dieses und jedes anderen Lagers lautete, dass es gefährlich war, Fragen zu stellen. Die Wahrheit erfuhr ich erst, als ich zufällig hörte, wie ein Kapo einem Häftling befahl:

«Bring die Backsteine da rüber zum Krematorium.»

Ich beobachtete, wie der Mann sie zu dem Gebäude mit dem hohen Schornstein karnte. Da wusste ich, wieso die menschlichen Wracks aus dem Krankenblock nie zurückkamen.

Es war für mich ein weiterer wichtiger Grund, unbedingt aus Majdanek fliehen zu wollen. Denn wenn ich nicht erschossen oder totgeprügelt wurde, würde auch ich aller Wahrscheinlichkeit nach eines Tages vor Hunger zusammenbrechen, woraufhin man mich in den Krankenblock stecken würde, was wiederum bedeutete, dass ich irgendwann im Ofen landen würde.

Also suchte ich weiter nach einer Lücke im Wall des Lagers. Auch noch, als sich meine persönlichen Lebensbedingungen im-

mens verbesserten. Ich wurde nämlich zu einer Arbeit eingeteilt, um die alle anderen mich glühend beneideten.

Eines Tages war ich dabei, Holz zu stapeln, als ich bemerkte, dass ein gut gebauter Kapo in mittleren Jahren mich beobachtete. Um keinen Ärger zu bekommen, arbeitete ich etwas schneller, und nach einer Weile kam er zu mir und sagte auf Tschechisch: «He, du da! Komm mit. Ich hab Arbeit für dich!»

Ich marschierte hinter ihm her und fragte mich, was jetzt wohl kommen würde. Er führte mich zu einem riesigen Berg Kartoffeln und befahl: «Schaff sie in die Küche, aber ein bisschen dalli.»

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, zog er mir seinen Stock über den Rücken, aber das merkte ich kaum, weil ich vor lauter Glück wie benommen war.

In Majdanek in der Küche zu arbeiten bedeutete Essen. Und Essen bedeutete Überleben. Obwohl ein extrem bössartiger, als ‚Boxer‘ verschriener SS-Wachmann an der Tür postiert war, um sicherzustellen, dass nichts gestohlen wurde, war es meistens doch möglich, sich eine gekochte Kartoffel zu greifen und runterzuschlingen, ohne erwischt zu werden. Es war natürlich ein Risiko, denn der Boxer rühmte sich, einen Mann mit einem einzigen Faustschlag töten zu können, aber es war ein Risiko, das sich einzugehen lohnte.

Eine Stunde lang schleppte ich Kartoffeln, während der tschechische Kapo mich beiläufig im Auge behielt. Wann immer der Boxer in unsere Richtung sah, versetzte er mir ein paar Schläge auf den Rücken und brüllte mich ein bisschen an, aber im Grossen und Ganzen verhielt er sich mehr als anständig.

Dafür gab es mehrere Gründe. Erstens war ich ein guter Arbeiter. Zweitens war ich Slowake und sprach seine Sprache. Und drittens schlug unter seiner Kapo-Uniform immer noch ein tschechisches Herz.

Milan war Mitglied der Sokol-Bewegung³ gewesen, einer quasi-militärischen Organisation, die die Nazis erbittert hasste. 1939 war er verhaftet worden und in Dachau und Sachsenhausen gewesen, bevor er als Kapo nach Majdanek kam. Und obwohl er seinen angenehmen Posten behalten wollte, brannte in ihm immer noch ein Funken Patriotismus.

An diesem Tag ass ich gut, denn ich konnte meine normale Tagesration aus wässriger Suppe und Brot durch zwei oder drei Kartoffeln aufbessern, die der Küchenkapo absichtlich aus dem Topf fallen liess, und anscheinend war es überhaupt mein Glückstag, denn abends erfuhren wir etwas Aufregendes.

Nach dem Abendappell brüllte einer der Kapos: «Wer von euch faulen Säcken kennt sich mit Landarbeit aus? Es werden vierhundert Mann für einen landwirtschaftlichen Betrieb gebraucht. Wer meint, dass er für die Arbeit geeignet ist, kann seine Nummer angeben.»

Landarbeit! Eine Zugfahrt! Ein offiziell genehmigter Ausweg aus Majdanek, statt durch den Zaun zu kriechen und mir womöglich eine Kugel in den Rücken einzufangen! Ich war einer der Ersten von vielleicht tausend, die sich freiwillig meldeten, und ich gehörte zu den glücklichen vierhundert, die ausgewählt wurden.

Am nächsten Tag holte der tschechische Kapo mich wieder zum Kartoffelschleppen von der Bauarbeit weg. Wieder unterhielten wir uns fast freundschaftlich, wobei er mir hin und wieder

3 Die im 19. Jahrhundert begründete Turnbewegung pflegte neben der körperlichen Ertüchtigung insbesondere das Gemeinschaftserlebnis. Neben slowakischen und tschechischen Vereinen gehörten der Sokol-Bewegung auch Vereinigungen von ethnischen Minderheiten an. Die deutschen Besatzer verboten die Bewegung 1941 im Protektorat Böhmen und Mähren und verfolgten alle Führungskräfte.

den ein oder anderen Schlag versetzte, um dem wachsamen Boxer zu zeigen, dass er seiner Arbeit gewissenhaft nachkam.

«Du bist wirklich ein guter Arbeiter», sagte er zum Schluss. «Ich könnte dir eine feste Anstellung in der Küche besorgen.»

Hätte ich das Angebot ein paar Tage früher bekommen, hätte ich mich darauf gestürzt wie ein Hecht auf eine Elritze, aber jetzt war alles anders. Jetzt hatte ich meine Fahrkarte in die grosse weite Welt in der Tasche.

«Vielen Dank», sagte ich, «aber ich komme bald hier weg.»
«Wohin?»

«Zur Landarbeit. Der Zug geht in ein paar Tagen.»

Ich war gerade dabei, mir einen weiteren Sack Kartoffeln auf den Rücken zu laden, als er mir einen Tritt in den Hintern versetzte.

«Bist du verrückt geworden? Weisst du denn nicht, wo dieser Zug hinfährt?»

«Nein.» Ich stellte die Kartoffeln in der Küche ab und ging zurück, um den nächsten Sack zu holen. Als wir an dem finster blickenden Boxer vorbeikamen, gab Kapo Milan mir einen bei-läufigen Schlag ins Genick, aber kaum dass wir ausser Hörweite waren, zischte er: «Der Zug fährt nach Auschwitz. Ich hab die Papiere gesehen. Wenn du auch nur einen Funken Verstand hast, bleibst du schön hier. Bleib hier in dieser Küche, und du bleibst am Leben.»

Ich sah, dass er wütend war, weil ich sein grosszügiges Angebot ausgeschlagen hatte, aber daran konnte ich nichts ändern. Die Fluchtmöglichkeiten, die sich vor mir auftaten, waren verlockender als ein paar Kartoffeln.

«Alles ist besser als dieses Loch hier», sagte ich zu ihm. «Auschwitz kann unmöglich schlimmer sein.»

Dieses Mal versetzte er mir einen richtig heftigen Schlag auf den Rücken, nicht, weil ich etwas verkehrt gemacht hatte, sondern weil er sich so über meine Dummheit ärgerte.

«Hör zu, du blöder Idiot», knurrte er. «Ich war in Dachau, und das war schlimm genug. Aber wenn die jemanden wirklich bestrafen wollten, haben sie ihn nach Auschwitz geschickt. *Wenn du nach Auschwitz gehst, bist du tot!*»

Ausser sich über meine Uneinsichtigkeit zog er mir den Stock noch einmal über.

Ich wusste, dass sein Rat gut gemeint war. Ich wusste, dass alles, was er sagte, ehrlich gemeint war, denn es war das Sokol-Mitglied, das aus ihm sprach. Und doch entschied ich mich dafür, nicht auf seine Warnung zu hören.

Wie sich herausstellte, war meine Entscheidung richtig, grundsätzlich jedoch hatte er natürlich Recht mit seiner Einschätzung zu Auschwitz. Aber er irrte sich, was Majdanek betraf. Kein Jude in Majdanek überlebte. Allerdings bin ich von denen, die von Majdanek nach Auschwitz fuhren, auch der Einzige, der noch am Leben ist.

Der wohl schlimmste Tag in Majdanek wurde in weitschweifiger Ausführlichkeit von einem SS-Mann namens Erich Muhsfeldt⁴ beschrieben, der die grosse Vernichtungsaktion miterlebte, dann nach Auschwitz versetzt und zum Schluss in Krakau gehängt wurde.

Er schrieb:

«Das Ende des Lagers kam am 3. November 1943. Die Operation trug den Decknamen ‚Erntefest‘. Hinter Feld 5 und 6 des Lagers, etwa fünfzig Meter vom neuen Krematorium entfernt, das sich noch im Bau befand, wurden riesige Gräben ausgehoben.

4 SS-Oberscharführer Erich Muhsfeldt (1913-1948) war im Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek Chef des Krematoriums. Im Mai 1944, die Vernichtung der ungarischen Juden stand bevor, wurde der Spezialist nach Auschwitz versetzt und Chef der Krematorien n bis v in Birkenau. Im Prozess gegen vierzig Angehörige des SS-Personals von Auschwitz vor dem Obersten Nationalgerichtshof in Krakau (24. November bis 22. Dezember 1947) wurde Muhsfeldt zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Etwa dreihundert Häftlinge arbeiteten drei Tage und drei Nächte an diesen Gräben. Es gab drei Hauptgräben, zwei Meter tief und hundert Meter lang.

Zu diesem Zeitpunkt war ein Sonderkommando von Häftlingen aus Auschwitz nach Majdanek abgestellt. Aus Krakau, Warschau, Radom und Lublin kamen Polizei- und SS-Führer, zusammen mit etwa hundert SS-Unterroffizieren. Am vierten Tag, dem 3. November, wurde das Lager um fünf Uhr morgens geweckt und von etwa fünfhundert bewaffneten Polizisten und SS-Leuten umstellt.

Gegenüber dem Krematorium standen am Eingang zwei Lautsprecherwagen, die das Lager mit Marsch- und Tanzmusik beschallten. Um sechs Uhr begann die grosse Aktion. Die Juden wurden in Baracken in Feld 5 getrieben, wo sie sich ausziehen mussten.

Dann durchschnitt Lagerführer Thumann den Draht zwischen dem Feld und den Gräbern. Bewaffnete SS-Männer bildeten ein Spalier, und die nackten Häftlinge wurden gezwungen, durch dieses Spalier zu den Gräben zu laufen.

Sie wurden in die Gräben gestossen. Die, die schon drin waren, wurden zur Seite gedrängt und mussten sich hinlegen, damit mehr Platz war. Dann nahmen die SS-Männer an den Rändern der Gräben Aufstellung und schossen mit Maschinengewehren hinein. Die Lebenden wurden auf die Toten gestossen, bis die Gräben voll waren.

Männer und Frauen wurden getrennt voneinander erschossen. Die ganze Aktion dauerte bis fünf Uhr nachmittags. Die SS-Männer, die die Exekutionen durchführten, wurden häufig ausgewechselt, und die ganze Zeit spielten die Lautsprecher laute Tanz- oder Marschmusik.

Ich sah die ganze Aktion vom Krematorium aus. Die Aktion war militärisch exakt durchorganisiert. Ein Offizier beaufsichtigte alles und hielt die verschiedenen Polizeiführer über Funk

über den Stand der Dinge auf dem Laufenden, darüber, wie viele schon erschossen worden waren und so weiter.

An diesem Tag wurden 17'000 Juden beider Geschlechter in Majdanek exekutiert. Nur dreihundert Frauen wurden am Leben gelassen, um die Lagerbestände zu sortieren und für den Abtransport fertig zu machen. Ausserdem dreihundert Männer vom Sonderkommando 1005, die die Leichen aus den Gräben holen und verbrennen mussten.

Ein SS-Mann sagte mir, die Juden dieses Kommandos hätten einen Fluchtversuch unternommen, deshalb mussten die Überlebenden mit Fussfesseln arbeiten.

Als die Aktion beendet war, wurden die Gräber mit einer dünnen Schicht Erde abgedeckt. Ich erhielt den Befehl, sofort alle Spuren zu vernichten und die Toten zu verbrennen. Am 4. November fing ich an, das Holz herbeizuschaffen, und am 5. November fing ich mit dem Verbrennen an. Wir schichteten Holz auf den Boden der Gräben, die nicht ganz voll waren, legten die Leichen darauf und übergossen das Ganze mit Methylalkohol. So machten wir es bei jedem der Massengräber.

Als die Asche abgekühlt war, mussten Häftlinge aus meinem Sonderkommando sie aus den Gräbern holen. Aus dieser Asche, die noch Knochen enthielt, wurde mit Hilfe einer Spezialmühle, die von einem Elektromotor betrieben wurde, ein Knochenpulver zur Verwendung als Dünger hergestellt. Wir füllten den Dünger in Säcke und brachten ihn mit Lastwagen in die SS-Lagerhäuser.

Die Arbeit wurde von einem Offizier des Sicherheitsdienstes überwacht, der dafür sorgte, dass alle Spuren vernichtet wurden. Vor dem Verbrennen brachen wir den Toten die Goldzähne aus, und alle Wertsachen wurden in regelmässigen Abständen weggeschafft. Diese Aktion trug den Decknamen Reinhardt.»

Wäre ich in Majdanek geblieben, wäre auch ich ganz gewiss zu Dünger verarbeitet worden. Andererseits war Auschwitz beileibe kein landwirtschaftlicher Betrieb, wo ein junger Mann das gute, saubere Landleben geniessen konnte. Im Gegenteil. Als Vernichtungszentrum stellte es Majdanek bei Weitem in den Schatten.

Aber davon hatte ich damals keine Ahnung. Das hatte niemand, ausser natürlich die SS, die das Ganze geplant hatte. Und hätte jemand es uns gesagt, hätten wir ihm wahrscheinlich nicht geglaubt, wir hätten die Existenz derart riesiger Todesfabriken gar nicht erfassen können. Das mussten wir erst noch lernen.

Der Tag unserer Abreise kam. Ich hatte mich von Milan verabschiedet, der nur die Schultern gezuckt und gebrummt hatte: «Du wirst sehen, dass ich Recht habe. Es wird dir noch leid tun.» Dann mussten wir vierhundert antreten, umstellt von jeder Menge Kapos und SS-Männer. Für mich war es ein sehr grosser Augenblick, nicht nur, weil wir Majdanek verliessen, sondern auch aus einem eher banalen Grund.

Wir sollten nämlich Zivilkleidung bekommen. Zugegeben, es handelte sich um die Kleidung von Toten aus dem Krematorium, aber das war uns egal. Hauptsache, dass wir wieder wie elegante Herren aussahen.

Ich bekam ein Jackett, eine Hose und – was für ein Luxus – ein Hemd! Und das war noch nicht alles. Den letzten Schliff bildete eine Mütze. Natürlich ging es der SS nicht um die modische Wirkung, sondern nur darum, unsere kahlgeschorenen Köpfe vor den neugierigen Blicken der Aussenwelt zu verbergen. Doch ihre Motive waren mir völlig egal. Die Mütze gab mir das Gefühl, auf dem Weg zu einer Hochzeit zu sein.

Stundenlang standen wir da, während wir immer wieder gezählt wurden. Erst gegen Abend nahmen die SS-Männer rechts

und links von uns Aufstellung, und dann ging es los, gerade mal zwölf Tage nach meiner Ankunft.

Für mich war es ein Augenblick gemischter Gefühle. Einerseits war ich in Hochstimmung, andererseits aber auch traurig, denn irgendwo in diesem riesigen, weitläufigen, seelenlosen Lager, das mit jedem Schritt weiter hinter uns zurückblieb, war mein Bruder Sammy, von dem ich in meinem tiefsten Inneren wusste, dass er das Lager nicht überleben würde.

Im Bahnhof von Lublin vergeudete der für die Bewachung des Zugs verantwortliche SS-Offizier keine Worte. Er wusste, dass er es nicht mit verstörten Zivilisten zu tun hatte, die sich auf dem Weg in ein Umsiedlungsgebiet wähnten, sondern dass wir erfahrene, altgediente Häftlinge waren, die an das Leben in Lagern und Zügen gewöhnt waren.

Mit absolut ausdrucksloser Stimme, in der weder Hass noch Verachtung mitschwangen, sagte er: «Ihr bekommt Verpflegung für die Reise. Teilt sie euch ein, weil ich nicht weiss, wie lange wir unterwegs sein werden. Und denkt daran – jeder Fluchtversuch ist zwecklos.»

Sie gaben uns unsere Rationen – Brot, Marmelade und Dauerwurst. Dann knallte der Offizier mit der Peitsche, und wir kletterten in die Waggons. Die grossen Türen schlugen zu, und nach heftigem anfänglichem Geruckel setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

Ich sah mir die achtzig Männer in meinem Waggon genau an, denn ich suchte nach jemandem, der sich vielleicht trauen würde, mit mir zu fliehen, sollte sich die Gelegenheit dazu ergeben. Und plötzlich entdeckte ich ein vertrautes Gesicht – Josef Erdelyi, der

mit mir in Nováky gewesen war. Dort waren wir nicht nur Freunde gewesen, wir hatten auch noch etwas anderes gemeinsam: Ich war mit seiner Freundin zur Schule gegangen.

Ich drängte mich zu ihm durch und erzählte ihm flüsternd, dass ich versuchen wollte, aus dem Waggon auszubrechen. Er war gleich interessiert, und wir fingen an, unser fahrbares Gefängnis genauer zu untersuchen.

Wir sahen uns das kleine Fenster an. Es war dick vergittert. Josef kratzte sich am Kopf und sagte: «Was ist mit dem Boden? Vielleicht könnten wir ein Loch reinreißen und uns durchfallen lassen, wenn der Zug langsamer wird.»

Die Idee schien gut, hatte aber zwei Haken. Erstens wussten wir nicht, wo die Wachtposten saßen, und zweitens war unklar, ob sich die Lokomotive vorn oder hinten befand, weil sie noch nicht angekoppelt gewesen war, als wir eingesperrt wurden. Also beschlossen wir, bis zum ersten Halt zu warten. Dort würden unsere Chancen vielleicht besser stehen.

Inzwischen war es nämlich dunkel geworden. Und meine Erfahrung an der ungarischen Grenze hatte mich gelehrt, dass es selbst für ausgezeichnete Schützen schwer war, nachts ein bewegliches Ziel zu treffen. Und wenn es gleich zwei Ziele gab, die in unterschiedliche Richtungen rannten, war es fast unmöglich, sie zu erwischen.

Wir merkten jedoch schnell, dass der für unseren Transport verantwortliche SS-Offizier kein Dummkopf war. Ein paar Stunden später verlangsamte der Zug das Tempo, durchfuhr einen Bahnhof und hielt ein gutes Stück dahinter ruckend an.

Die Türen wurden scharrend aufgeschoben, SS-Männer befahlen uns auszusteigen, und Josef und ich hatten das Gefühl, jemand hätte uns eine Faust in den Magen gerammt. Denn ein dichter Kordon aus Maschinengewehren umgab den ganzen Zug.

Trotzdem glaubten wir an eine Chance, hofften, vielleicht doch noch ein kleines Schlupfloch zu finden. Aber selbst diese leise Hoffnung wurde kurz darauf zunichtegemacht. Der SS-Offizier mit der Peitsche brüllte: «Ihr werdet jetzt und noch mehrere weitere Male unterwegs gezählt. Falls zu irgendeinem Zeitpunkt irgendjemand fehlt, werden zehn Männer aus seinem Waggon erschossen.»

Damit war unsere Hoffnung endgültig dahin. Neben mir flüsterte Josef: «Nur keine Sorge. Es gibt ja immer noch den landwirtschaftlichen Betrieb!»

Es war ein tröstlicher Gedanke. Offene Felder waren schwer zu bewachen. Vielleicht war es besser für unseren Seelenfrieden, dass wir nicht wussten, was für eine Art «landwirtschaftlicher Betrieb» Ausschwitz war.

Wir fuhren weiter. Nach vierundzwanzig Stunden unterwegs hatten wir nichts mehr zu essen, aber das war nicht unsere grösste Sorge. Schlimmer war, dass wir auch kein Wasser mehr hatten, und in der stickigen Hitze des überfüllten Waggons wurde der Durst zur Qual. Zudem gab es keinerlei Aussicht, vielleicht an einem Bahnhof etwas zu trinken zu ergattern, denn die Sicherheitsvorkehrungen waren weiterhin so streng, dass wir immer nur ausserhalb der Bahnhöfe anhielten, wo wir zusehen mussten, wie die SS-Männer aus ihren Flaschen tranken, während wir gezählt wurden.

Insgesamt dauerte die Fahrt zweieinhalb Tage. Dann wurde der Zug für den letzten Halt langsamer, und ich sah aus dem Fenster, um herauszufinden, wo wir waren.

Ein ungewohnter Anblick bot sich mir. Ich sah Wachtürme, die jedoch nicht besetzt waren. Ich sah Gebäude, die aus soliden Backsteinen erbaut waren, ein krasser Gegensatz zu den schäbigen Holzbaracken von Majdanek. Es handelte sich unverkennbar um ein Konzentrationslager, aber eins, das sich gewaltig von dem unterschied, aus dem wir kamen.

Wir hielten an. Die Türen wurden geöffnet, die Wachmannschaft scheuchte uns in Reih und Glied, und wir setzten uns in Marsch.

Vor uns lag Auschwitz.

SECHSTES KAPITEL

Neuzugänge

Es war etwa neun Uhr am Abend des 30. Juni 1942, eine gute Zeit, denn die Dämmerung brach an, verhüllte das Hässliche, gab dem Alltäglichen einen weicheren Anstrich und betonte das Schöne mit seinem sanften Halblight.¹ Ich sah Sträucher und Bäume, die im angenehmen Gegensatz zur Trostlosigkeit und zum grauenhaften Nichts von Majdanek standen, und im Geist schrieb ich Auschwitz einen Pluspunkt gut.

Die Holzschuhe, die ich in Majdanek bekommen hatte, verursachten hier beim Marschieren ein ungewohntes Geräusch, denn wir hatten festen Belag unter den Füßen, eine richtige, zivi- lisierte Strasse, nicht mehr den Staub, den Schotter, den Dreck von Majdanek. Pluspunkt Nummer zwei für Auschwitz.

Das waren natürlich nur flüchtige erste Eindrücke, kaum mehr als nur halb bewusste Wahrnehmungen, und ausserdem kon- zentrierte ich mich hauptsächlich auf das, was vor mir lag, auf das eigentliche Lager, bis jetzt nur eine dunkle, dämmrige Masse, aus der beim Näherkommen einige Einzelheiten deutlicher her- vortraten.

Die Scheinwerfer hatte ich gleich als Erstes gesehen, als ich

¹ Vgl. Czech: *Kalendarium*!. «400 Juden, die aus dem KL Lublin (Majdanek) in das KL Auschwitz überstellt worden sind, erhalten die Nummern 43833 bis 44232.» (S. 238) Vrba wurde als Nummer 44070 registriert. Zur Sterblichkeit der Häftlinge schreibt Czech weiter: «Am 15. August 1942, d.h. nach sechs- einhalb Wochen, leben noch 208 von ihnen. 192 Häftlinge sind ums Leben gekommen, etwa die Hälfte der Deportierten.» (ebd.)

aus dem Zug sprang. Unbewegt und starr beleuchteten sie den Eingang des Lagers samt einem Umkreis von vielleicht fünfzig Metern. Jetzt marschierten wir in ihren Schein ein, näherten uns dem hohen Doppeltor mit seinem filigranen Drahtgeflecht, dem Wachturm mit dem aufmontierten Scheinwerfer, und der ss.

Diese Männer in ihren tadellosen feldgrauen Uniformen lieferten mir den ersten Hinweis darauf, dass Auschwitz anders war als jeder andere Ort, den ich kannte. Ich hatte ja schon viele SS-Männer gesehen, aber noch nie solche wie diese. Sie hatten sich auf der rechten Strassenseite in einem Abstand von wenigen Metern voneinander aufgebaut, statueske Gestalten, Leinen von Schäferhunden in der linken, Maschinenpistolen oder Gewehre in der rechten Hand. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, und ihre reglosen, hoch aufgerichteten Gestalten vermittelten den Eindruck von kalter, blutloser Effizienz. Sie dort aufgereiht zu sehen verwunderte mich.

Schliesslich wurden wir bereits schwer bewacht. Schliesslich gab es um uns herum bereits so viele Gewehre, dass man uns alle in Minutenschnelle hätte über den Haufen schiessen können. Wieso brauchten sie noch mehr Männer? Wieso brauchten sie die Hunde? Hielten sie uns für gefährliche Mörder? Für Saboteure? Für alliierte Elitetruppen? Irgendwie ergab das alles keinen Sinn.

Überhaupt ergab nur sehr wenig einen Sinn am Abend meiner Ankunft in Auschwitz, denn Schwarz und Weiss und Grau wechselten sich bei jedem unserer Schritte ab. Als ich zum Beispiel noch einmal zum Tor hinüberblickte, sah ich zum ersten Mal, quer darüber, in grossen Eisenbuchstaben die **Worte ARBEIT MACHT FREI**.

Arbeit macht frei! Bald sollte diese Inschrift uns alle verhöhnern wie ein makabrer Aprilscherz. Doch an jenem Juniabend glaubte ich daran und fasste neuen Mut. Arbeit macht frei. Ich

war jung und kräftig. Wenn sie Arbeit von mir wollten, sollten sie sie bekommen.

Ein riesiger rot-weisser Balken, wie an einem Bahnübergang, hob sich langsam vor dem Tor, das gleichzeitig aufschwang. Wir marschierten in Fünferreihen hindurch, und während ein SS-Mann uns zählte, rastete ein weiteres Dia klickend in die Laterna Magica meines Hirns ein, ein weiteres düsteres Bild, das den Spruch über dem Tor und alle Ermutigung, die damit verbunden war, in den Hintergrund treten liess.

Denn wir wurden von einem SS-Oberscharführer gemustert, einem der grössten Männer, die ich je gesehen hatte, einem schroff aufragenden Berg von einem Mann, an die zwei Meter gross, beide Hände auf einen riesigen Knüppel gelegt, der ihm fast bis ans Kinn reichte. Aber es war nicht nur die körperliche Masse des Mannes, das breite Verbrechergesicht, der starre Blick oder die distanzierte Gleichgültigkeit, mit der er uns musterte, die ihn von den anderen abhob, obwohl das alles seinen Eindruck nicht verfehlte. Es war die Aura, die ihn umgab, eine Aura des Bösen, des Todes, etwas, was mir instinktiv sagte, dass es in diesem massigen Körper keinen Funken Mitleid, Anstand oder Güte gab.

Dieses Mal stimmte mein erster Eindruck. Es handelte sich um Jakob Fries, einen der brutalsten Männer, die Auschwitz, die Mutter so vieler Mörder, je hervorbrachte. Für mich war Fries die Verkörperung von Auschwitz und wird es immer sein. 1952 wurde Jakob Fries in Nürnberg wegen Verbrechen, begangen an deutschen politischen Häftlingen im Konzentrationslager Sachsenhausen, zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Acht Jahre später wurde er von Doktor Adenauers Justizministerium auf Bewährung freigelassen. Am 12. Juni 1961 wurde er erneut verhaftet, und zwar im Zusammenhang mit weit schwerwiegenderen Verbrechen in Auschwitz, konnte aber bis zur Gerichtsverhandlung in Frankfurt auf Kautionsfrei bleiben. Anfang 1963 stellte

die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen gegen ihn mit der Begründung ein, er sei ja bereits wegen anderer Verbrechen zu einer Haftstrafe von 14 Jahren verurteilt worden, und es sei unwahrscheinlich, dass er in einem neuen Prozess zu einer höheren Strafe verurteilt werden würde!²

Als wir an Fries vorbeimarschierten, sah ich noch etwas, was mir das Blut ebenso in den Adern gefrieren liess, wie Fries' Anblick es getan hatte. Rechts und links des Tors erstreckte sich eine doppelte Reihe weisser Betonpfosten so weit das Auge reichte, jeder mit einer Glühbirne oben und mit rund einem Dutzend Isolatoren aus Porzellan versehen. Durch die Isolatoren liefen Drähte, die vermutlich das ganze Lager umspannten, Drähte, die mit Starkstrom geladen waren und einen Menschen in Sekunden schnelle töten konnten.

In diesem Augenblick fing der Suchscheinwerfer an, über das Lager zu streichen, und zum ersten Mal konnte ich den Wachturm deutlich sehen. Er war solide gebaut, mit Fenstern auf drei Seiten, während die vierte Seite offen war. Ein SS-Mann stand hinter einem Gestell mit einem aufmontierten Maschinengewehr.

All das zusammen bildete die Grundlage des Sicherheitssystems von Auschwitz: ein doppelter Hochspannungszaun, ein

2 Das Ermittlungsverfahren gegen Fries (1913-1974) wurde auf Antrag der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt am Main eingestellt, weil seine Einlassung, auf der Rampe nur Handwerker für Arbeitskommandos ausgesucht zu haben, nicht zu widerlegen war. Die Anklagebehörde wertete Fries' Tätigkeit auf der Rampe als Beihilfe zum Mord. Da Fries bereits von einem Nürnberger Schwurgericht 1952 zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, eine mögliche erneute Bestrafung im Frankfurter Verfahren mithin «nicht ins Gewicht» fiel, erschien der Staatsanwaltschaft die «vorläufige Einstellung des Verfahrens nach §154 StPO geboten» (StA Frankfurt/M., 4 Ks 2/63, Hauptakten, Bd. 77, Bl. 14575 f.).

Ring von Wachtürmen und ständiges Scheinwerferlicht, so dass niemand sich nachts bewegen konnte, ohne entdeckt zu werden.

Noch nie hatte ich ähnliche Sicherheitsvorkehrungen gesehen. Sie deprimierten mich, denn schliesslich war ich in erster Linie deshalb hierhergekommen, weil ich gedacht hatte, von hier aus besser fliehen zu können. Aber ich war nicht nur deprimiert, sondern vor allem verwirrt. Was eigentlich wurde hier bewacht, hier in diesem seltsamen Lager mit seinen sauberen Betonstrassen, seinen erhebenden Sprüchen, seinen Hunden, seinen Schlägerfiguren und seinen doppelreihigen Todeszäunen? Welche Schätze wurden hier gelagert, denn diese ganze riesige Fluchtverhütungsmaschinerie hatte doch sicher nicht den Zweck, ein paar Tausend unbedeutende Juden einzupferchen?

Natürlich irrte ich mich. Zwar brachte Auschwitz jede Menge Schätze hervor – Gold, Schmuck, Geld, Kleider, Prothesen, Haare und sogar Asche, all die Nebenprodukte seiner Krematorien –, doch die Sicherheitsvorkehrungen waren tatsächlich ausschliesslich für uns unbedeutende Häftlinge da. Himmler hatte nämlich verfügt, dass es keine Flucht aus Auschwitz geben durfte. Die Welt durfte niemals von diesem Ort, seiner effizientesten Todesfabrik, erfahren.

Weiter ging es ins Lager hinein. Immer noch fester Belag unter den Füssen. Ordentliche Reihen roter Backsteinkasernen, denn Auschwitz³ war vor dem Krieg für die polnische Armee gebaut worden. Jedes Gebäude trug eine beleuchtete Nummer. Strassen mit vorstädtisch klingenden Namen – Kirschenweg, Lagerstrasse

3 Bereits 1917 erbaute Österreich am Rande der Stadt Auschwitz/Oświęcim ein Lager für Saisonarbeiter, das neben neunzig Holzbaracken aus zweiundzwanzig gemauerten Häusern bestand. Anfang der 1920er Jahre wurden die Steingebäude von der polnischen Armee genutzt. Vgl. Sybille Steinbacher: *«Musterstadt» Auschwitz. Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien*. München u.a.: K. G. Saur Verlag, 2000, S. 28.

und so weiter, und jedes Strassenschild war mit einer hübschen, humorigen Schnitzerei verziert. Auf einem beispielsweise trat ein SS-Mann einen Häftling in den Hintern, worauf dieser umkippte und einen weiteren Häftling mit sich zu Boden riss. Derber Humor, kunstvoll ausgeführt von kunstfertigen Schnitzern. Überall sah ich Ordnung, Sauberkeit und Stärke, die eiserne Faust im antiseptischen Gummihandschuh.

Wir marschierten zu einem der zweistöckigen Gebäude, Block 16, und dort hinunter in den Keller. An einer Wand gab es einen Wasserhahn, auf den wir uns instinktiv zubewegten, denn wir hatten seit zweieinhalb Tagen nichts mehr getrunken. Aber bevor wir den Hahn erreichten, polterten Stiefel die Treppe herunter und eine Stimme brüllte: «Ruhe!»

Vor uns stand ein bulliger Mann in sorgfältig gebügelter Häftlingshose, blauer, bis zum Hals zugeknöpfter Militärjacke und schwarzem Birett und musterte uns mit dem schnellen, professionellen Blick eines Schlachthausmetzgers: ein Kapo, aber kein undisziplinierter Clowns-Kapo wie die, die wir aus Majdanek kannten. Der Mann hier, ein altgedienter Veteran, strahlte Autorität aus. Am grünen Winkel an seiner Jacke erkannte ich, dass er ein Berufsverbrecher war, ein Mörder, wie ich später erfuhr.

Umgeben war er von mehreren Vasallen, anderen Kapos, die auf der gesellschaftlichen Stufenleiter unter ihm standen. Er stemmte die Hände in die Hüften und brüllte: «Ich bin euer Blockältester. Ihr seid im Konzentrationslager Auschwitz, und ich rate euch, das nicht zu vergessen. Das hier ist kein Sanatorium, und ihr seid hier nicht zur Kur, oder um Ferien zu machen. Jeder hier hat die Chance, am Leben zu bleiben. Aber es gibt keine, absolut keine Chance für Sausäcke, die sich nicht an die Regeln halten. Jeder, der nachts Theater macht und mich aus dem Bett holt, bekommt von mir Manieren beigebracht.

Jeder, der nachts ausserhalb der Baracke angetroffen wird, wird auf der Stelle erschossen. Jedem Befehl ist unverzüglich Folge zu leisten, falls nicht, wird es euch leid tun.»

Angewidert musterte er uns noch einmal. Wir hatten ihm den Abend verdorben, weil wir erst so spät angekommen waren. Dann jedoch sah er, dass unsere Blicke zu dem Wasserhahn an der Wand gingen, und er fügte mit ruhigerer Stimme hinzu: «Ihr könnt das Wasser da trinken. Es ist nicht verboten. Aber jeder, der es trinkt, holt sich die Ruhr, und dann heisst die nächste Station Krematorium, denn hier ist kein Platz für Kranke und Schwache. Trinkt nichts anderes als Tee. Morgen früh bekommt ihr welchen. Und denkt daran – hier gibt es nur Gesunde oder Tote.»

Damit polterte er, gefolgt von seinen Mannen, die Treppe wieder hinauf. Ich sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Er war zweifellos hart und skrupellos, aber es war anständig von ihm gewesen, uns vor dem Wasser zu warnen. Überhaupt war alles, was ich bis jetzt von Auschwitz gesehen hatte, zwar hart, aber auch effizient, anders als das gefährliche Chaos von Majdanek. Und der Spruch *Arbeit macht frei* war mir nach wie vor ein Trost. Ich legte mich auf den Kellerboden und schlief ein.

Um fünf am nächsten Morgen weckte uns das Scheppern einer Glocke, und binnen Sekunden erwachte das Lager zum Leben. Von überall her war das durchdringende harte Klappern von Holzschuhen zu hören, und ein Blick aus dem ebenerdig liegenden Fenster zeigte mir Hunderte von körperlos vorüberhastenden Beinpaaren, drängelnd, stolpernd, stets in Eile, als ginge es um ihr Leben.

Unentwegt klapperten die Schritte vorbei, monoton, endlos. Dazwischen hin und wieder ein scharfer Befehl, das widerlich dumpfe Geräusch eines Schlags, ein Schrei, ein leises, hoffnungsloses Stöhnen. Ich hörte ein neues Auschwitz.

Dann flog unsere Tür auf und mehrere Häftlinge brachten Be-

hälter mit dampfendem Tee herein. Während wir noch gierig tranken, erschien unser Blockältester. «Heute könnt ihr euch im Lager umsehen», sagte er. «Heute gibt es noch keine Arbeit für euch.»

Wir tranken den Tee bis auf den letzten Tropfen und versammelten uns, immer noch in Zivilkleidung, zum Morgenappell. Für mich war das Routine, ich hatte alles, was dazugehörte, auf die harte Tour in Majdanek gelernt. Anschliessend schlenderte ich durch das Lager wie ein Tourist, zusammen mit Ipi Müller, einem alten Mann, der im Zug aus Majdanek mit mir im selben Waggon gewesen war. Das heisst, für mich war Ipi ein alter Mann, aber eigentlich kann er nicht älter als 45 gewesen sein. Im Gehen sagte er zu mir: «Vielleicht finde ich hier meinen Sohn.»

Ich wusste alles über diesen Sohn. Ipi hatte während der Fahrt viel von ihm erzählt, vor allem, dass er so wunderschön Geige spielte. Ich weiss noch, dass ich dachte, was für ein grossartiger Mensch Ipi doch war, ein armer slowakischer Schneider, der seinem Sohn den Geigenunterricht ermöglicht hatte und selbst in dem dreckigen Waggon mehr an ihn als an sich selbst dachte. Ich sagte: «Ja, Ipi, vielleicht finden wir ihn hier.»⁴

In diesem Augenblick fing ein Orchester an, Marschmusik zu spielen. Ipi blieb wie angewurzelt stehen. Seine Augen leuchteten auf, langsam breitete sich ein Lächeln über sein schmales, faltiges Gesicht. Aufgeregt packte er meinen Arm, und als wir uns zur Musik umdrehten, sahen wir das Orchester auf einem Podium in der Nähe des Lagertors.

4 Filip Müller (*1922) wurde im April 1942 nach Auschwitz deportiert und als Nummer 29236 registriert. Müller war Mitglied des Sonderkommandos sowohl in Krematorium I (Stammlager) als auch in den Krematorien von Birkenau. Müller hat überlebt und das Buch *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*. Deutsche Bearbeitung von Helmut Freitag (München: Steinhausen Verlag, 1979) publiziert.

Immer noch meinen Arm umklammernd, flüsterte Ipi: «Er ist bestimmt da, Rudi. Er ist bestimmt da oben und spielt.»

Wir gingen auf das Orchester zu, kamen aber nicht nah genug heran, um zu sehen, ob Ipis Sohn tatsächlich dabei war, denn in diesem Augenblick verwandelte sich das Lager. «An die Arbeit!», gellte es von überall her. Immer und immer wieder, bis der Befehl klang wie ein Echo, das von jeder Ecke zurückgeworfen wurde. Und erneut ertönte das Klappern der Holzschuhe, bloss rhythmischer, und wir sahen Tausende und Abertausende von Männern, wie Ameisen, die in ordentlichen Fünferreihen aus jedem Abschnitt abmarschierten. Das Tor schwang auf, und die scheinbar endlosen Kolonnen verliessen das Lager.

Ich sah sie mir genau an und war zutiefst schockiert. Ein paar der Männer machten einen durchaus gesunden und kräftigen Eindruck, aber die allermeisten waren ausgemergelt, bleich, grotesk abgemagert. Sie bewegten sich so ruckhaft und abgehackt wie Marionetten und bemühten sich so verzweifelt, mit den Kräftigen mithalten, als hinge ihr Leben davon ab. Und genau das tat es. Denn wer nicht arbeiten konnte, endete, wie ich bald erfuhr, entweder in den Gaskammern, oder aber er wurde durch eine Phenolspritze ins Herz umgebracht, verabreicht von einem Mitglied des Sanitätsdienstes der ss, Josef Klehr.⁵

Mein Mitleid machte jedoch bald selbstüchtigeren Überlegungen Platz. Diese Männer mochten ja Gott weiss wohin mar-

5 SS-Oberscharführer Josef Klehr (1904-1988) tötete auf Befehl von SS-Ärzten und zum Teil eigenmächtig kranke Häftlinge in Block 20 (Stammlager) mit intrakardialen Phenolinjektionen. Klehr, seit September 1960 in Untersuchungshaft, wurde im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess mit Urteil vom 19./20. August 1965 zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Anfang 1988 kam er wegen Vollzugsuntauglichkeit aus der Strafhaft frei und verstarb im selben Jahr.

schieren, aber immerhin liessen sie die Wachtürme und den Hochspannungszaun für eine Weile hinter sich. Meine Fluchtpläne, die durch das, was ich am gestrigen Abend gesehen hatte, einen ziemlichen Dämpfer erhalten hatten, flackerten wieder auf, was zeigt, wie unglaublich naiv ich immer noch war.

Das Lager wirkte nun fast leer. Doch die, die zurückgeblieben waren, waren nicht müssig. Mysteriösen Beschäftigungen nachgehend, hetzten sie durch die Gegend, immer im Laufschrift, während Kapos brüllten und SS-Männer mit unbeteiligten Gesichtern alles im Auge behielten. Wer trödelte, bekam Knüppel oder Peitsche zu spüren, aber ich konnte beim besten Willen nicht verstehen, welchen Grund es für diese schreckliche Hetze gab.

Ein Warnschrei hinter mir riss mich in die Realität zurück, und ich konnte gerade noch rechtzeitig beiseitespringen, um nicht von einem riesigen Karren umgefahren zu werden, der von mehreren ukrainischen Häftlingen gezogen wurde. An der Tür eines grossen Gebäudes ein Stück weiter hielten sie an, und ich ging näher, neugierig, was sie wohl aufladen würden.

Eine Doppeltür wurde geöffnet und zwei Häftlinge, die sich lachend auf Polnisch unterhielten, kamen heraus. Die Ukrainer drehten den Karren so, dass er rechtwinklig zu dem halben Dutzend Stufen stand, die von der Tür herabführten.

Die Polen beendeten ihr Geplauder und stellten sich, die leicht abgewinkelten Arme vorgestreckt, Handflächen nach oben, einander gegenüber auf wie zwei Ringer kurz vor dem Kampf. Ich versuchte, durch die Tür ins Innere des Gebäudes zu sehen, aber dort war es zu dunkel und ich stand zu weit seitlich. Dann sah ich, dass zwei der Ukrainer auf den hinteren Rand des Karrens geklettert waren, wo sie ebenso angespannt wie die Polen warteten. Das hier, dachte ich, versprach interessant zu werden.

Das wurde es. Plötzlich kam aus der Dunkelheit im Inneren des Gebäudes ein menschlicher Körper angeschossen wie ein Pfeil, Kopf voran, Arme ausgestreckt. Die Polen fingen ihn jeweils an einem Handgelenk und einem Fussknöchel in der Luft auf und schickten ihn mit Schwung weiter auf den Karren.

Dürr, grau, mit verrenkten Gliedmassen, klatschte er auf die nackten Holzbretter. Die Ukrainer packten ihn und rannten – ja, rannten – zum hinteren Ende des Karrens, legten ihn ordentlich ausgestreckt hin und rannten zurück, um sich die nächste ausgegelmelte, knochige Leiche zu greifen, nach hinten zu tragen und auf die erste zu legen.

Immer schneller kamen die Leichen angeflogen, als würden sie aus einer Kanone abgeschossen. Manche wie Vögel, manche wie Taucher, aber alle mit dem Gesicht nach unten, alle mit dem Kopf zuerst. Die Polen beförderten sie weiter, und das rhythmische Geräusch, mit dem sie aufschlugen, erinnerte mich an ein unerbittliches, grausiges Metronom. Die inzwischen schwitzenden Ukrainer schichteten ihre Fracht in Zehnerstapeln aufeinander, fein säuberlich, professionell, den Kopf des einen zwischen die Beine des anderen, um Platz zu sparen.

Klatsch, klatsch, klatsch. Und noch einer und noch einer. In einem fort kamen sie an, bemitleidenswerte Tontauben, leer, gewichtslos, leblos, die Knochen von straffgespannter Haut überzogen. Nur gelegentlich wurde der Rhythmus unterbrochen, und zwar, wenn ein schwerer Körper durch die dunkle Tür geflogen kam, einer mit eingeschlagenem Schädel, mit Blut und Exkrementen beschmiert. Aber selbst dann gerieten die Polen nur kaum merklich aus dem Takt. Ihre Reflexe funktionierten auch da. Ihre Muskeln spannten sich, und die Last flog weiter, um mit einem etwas lauterem Poltern zu landen, das den Karren erbeben liess.

Die Ukrainer bückten sich. Ächzend hievten sie die Schwergewichte auf den Stapel, und wenn sie zurückrannten, sah ich oft Blut aus zerschmetterten Schädeln auf die Leichen darunter sickern.

Zehn Minuten später war der Karrenboden unter fünfzehn ordentlichen Stapeln zu je zehn Leichen verschwunden. Die beiden Ukrainer kletterten oben auf die Fracht, wo sie knöcheltief in totem Fleisch versanken. Da sie so nicht mehr rennen konnten, kletterten zwei weitere Männer auf den Karren und blieben gleich vorne stehen, eine leichte Änderung des Ablaufs, denn nun wurden die Leichen von den beiden vorne zu denen hinten geworfen, die sie so ordentlich wie zuvor übereinanderstapelten.

Auch die Geräusche veränderten sich. Statt des harschen Klangs von Knochen auf Holz hörte man nun das dumpfe Klatschen von Fleisch, das auf Fleisch traf. Nur wenn gelegentlich ein Arm oder ein Bein gegen die Karrenwände schlug, schlich sich ein Misston in die grausige Symphonie ein.

Ein letztes Mal kam eine elende, gräulich-gelbe, haarlose Lumpenpuppe mit klaffendem Mund angeflogen, dann war es vorbei. Die Polen machten die Tür zu, entspannten sich und nahmen ihre unbekümmerte Unterhaltung lachend wieder auf. Jemand warf den Männern auf dem Karren ein paar Decken zu, die sie über den Leichenberg breiteten.

Wir Neuzugänge, die durch Arbeit frei werden sollten, starteten den Karren an, wie hypnotisiert von dem, was wir gesehen hatten. Zweihundert Leichen waren vor unseren Augen übereinandergestapelt worden, und das Ganze hatte kaum mehr als fünfzehn Minuten gedauert. Aber die Zeit hatte gereicht, dass das Blut aus den zerschlagenen Leibern durch das eng aufeinandergeschichtete Fleisch sickern konnte, und wir sahen, wie es unablässig aus dem

Karren tropfte und auf dem sauberen Strassenbelag eine dunkelrote Pfütze bildete.

Einer von uns sagte: «Was sind das für Leute? Sie sehen nicht wie Juden aus.»

«Vielleicht Ukrainer. Die Ukrainer werden immer besonders hart angefasst.»

«Oder Polen. Ich würde sagen, Polen.»

«Jedenfalls sind es keine Slowaken», sagte Ipi Müller. «Definitiv keine Slowaken.»

Aus irgendeinem lächerlichen Grund war es tröstlich, jemanden sagen zu hören, diese Menschen seien keine Landsleute. Überhaupt hatten wir, die wir in unseren Zivilklamotten hier standen, das Gefühl, nichts mit dieser ganzen Sache zu tun zu haben. Das hier war etwas, was anderen geschah, Männern, die aus irgendeiner anderen Welt kamen. Wir, wir waren keine Klumpen toten Fleisches. Wir waren lebendige Menschen. Und unsere Gedanken rasten davon und versuchten, vor einer Wahrheit zu fliehen, die uns bald schon einholen sollte.

Die vier Ukrainer sprangen vom Karren. Ein Kapo erteilte mit ruhiger Stimme Befehle. Sechs kräftige Ukrainer packten die Holme und drehten den Karren, bis er wieder parallel zur Tür stand. Mehrere andere gingen nach hinten und stemmten sich mit den Schultern in die Speichen.

«Hau – ruck!», schrie der Kapo.

«Hau – ruck!», kam es wie ein Echo von den menschlichen Karrengäulen, die sich wie ein Mann ins Zeug legten. Langsam setzte sich der Karren quietschend und schwankend in Bewegung. Hier und da löste sich durch die Erschütterung ein ordentlich weggepackter Arm oder auch ein Bein und rutschte über die Seitenwand des Karrens, als wollten sie dem Haus des Todes einen makabren Abschiedsgruss zuwinken.

Ich sah dem Gefährt nach, das immer schneller wurde. Die

menschlichen Gäule hatten inzwischen einen leichten Trab eingeschlagen, und der Karren schwankte hin und her, bis ich glaubte, er würde jeden Moment umkippen und seine Fracht abwerfen. Aber nein, diese Männer wussten, was sie taten. Offensichtlich war das hier nicht ihre erste Fuhre von dem roten Backsteingebäude.

Das Blut auf dem Boden hatte sich ausgebreitet und war in den Belag eingesickert. Zwei Häftlinge mit grossen Bürsten kamen herbeigeeilt und machten sich daran, die Strasse wieder sauber zu schrubben.

Ich sah die beiden, ohne sie wirklich zu sehen, denn in Gedanken war ich weit weg, folgte dem schwankenden Todeskarren. Doch als sie sich aufrichteten und in meine Richtung umdrehten, erlebte ich einen weiteren Schock. Die beiden waren Freunde von mir, Otto Pressburger und Ariel Engel aus Trnava, und irgendwie brachte ihr Anblick mich der schrecklichen Wahrheit von Auschwitz noch ein Stück näher.

Vor gerade mal vier Monaten war ich zusammen mit dem grossen, kräftigen Otto mit den dunklen Augen und dem Mondgesicht auf einer Tanzveranstaltung gewesen, wo wir versucht hatten, uns gegenseitig die Mädchen auszuspannen. Jetzt war das Mondgesicht schmal geworden, wodurch es viel länger aussah, und der ehemals massige Körper war klapperdürr.

Doch wie Ariel Engel sich verändert hatte, war noch beängstigender. Es war, als hätte sich Auschwitz alles vorgenommen, was ihn so besonders machte, und es methodisch zerstört.

Früher hatten wir ihn oft gehänselt, weil er immer so elegant aussah. Jetzt schlotterte die zebra gestreifte Häftlingskleidung an seinem Körper und schien ihn zu verspotten. Früher war er ein ausgezeichnete Sportler gewesen. Jetzt war die durchtrainierte,

hochgewachsene Gestalt gebeugt wie die eines ausgehungerten Mannes in mittleren Jahren. Er war auch ein guter Musiker gewesen, beliebt auf allen Festen, weil er die Balalaika so schön spielte. Jetzt war alle Musik in ihm verstummt, und ich sah nur noch dumpfe Apathie.

Ich ging zu ihnen. Einen Augenblick leuchteten ihre Gesichter auf, dann erstarb das Leuchten, denn niemand wollte seine Freunde in Auschwitz sehen. Mit einem traurigen Lächeln sagte Otto: «Ich dachte, du bist in Ungarn. Ich dachte, du hast es geschafft.»

Ich schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick war Ungarn wie eine völlig andere Welt, ohne jeden Bezug zu mir. In diesem Augenblick war mir nur daran gelegen, das Geheimnis dieses merkwürdigen, unheimlichen Lagers zu lösen.

«Was geht hier vor, Otto?», fragte ich. «Was ist mit diesen armen Kerlen passiert?»

«Mit was für armen Kerlen?»

«Mit denen auf dem Karren.»

Er warf mir einen schnellen Blick zu, überrascht über meine Unwissenheit, ohne daran zu denken, dass ich neu war und nicht das Geringste über für ihn alltägliche Abläufe wusste.

«Das war die heutige Ausbeute.»

Er sah meinem Gesicht an, dass ich immer noch nicht verstand. Also erklärte er es mir so geduldig, als hätte er es mit einem kleinen Kind zu tun.

«Sie sind in der Nacht gestorben. Einige an Hunger. Einige an Krankheiten. Einige, weil jemand ein bisschen zu hart zugeschlagen hat. Kommt ständig vor.»

Mein Hirn versuchte vergeblich, diese einfachen, so ruhig ausgesprochenen Worte zu erfassen. Also wechselte ich das Thema und fragte, wie er und Ariel nach Auschwitz gekommen waren.

«Mit einem Transport von sechshundert Leuten aus Trnava», sagte er. «Zehn von uns sind noch übrig.»

«Und die anderen? Was ist mit den anderen?»

Er zuckte die Schultern. «Sie hatten die falsche Arbeit. Sie mussten die Leichen russischer Kriegsgefangener verbrennen, die von der SS ermordet worden waren. Und anschliessend mussten die paar, die die Arbeit überlebt hatten, auch sterben, weil sie zuviel wussten.»

«Und was ist mit dir? Und mit deinen Brüdern?»

Er antwortete fast beiläufig, als ginge es um die Uhrzeit oder die Fussballergebnisse. Aber ich wusste, dass nicht Gefühllosigkeit aus ihm sprach, sondern Fatalismus.

«Meine Brüder sind tot. Alle vier. Und was mich angeht, oder auch dich? Die Chancen sind nicht sehr gross. Eine Frage von Tagen, vielleicht Wochen, vielleicht sogar Monaten.»

Es waren niederschmetternde Worte, und doch gelang es ihm irgendwie, einen Hauch von Hoffnung hineinzulegen. Was er mir da gab, war seine ehrliche, sachliche Einschätzung der Situation, aber ich erkannte an seinem Ton, dass er selbst noch nicht gebrochen war.

Bei Ariel Engel war das anders. Mit bereits lebloser Stimme sagte er: «Bald werden wir alle durch diese Tür fliegen. Vielleicht schon in ein paar Tagen. Es ist nur eine Frage der Zeit.»

Ich sah ihn an. Seine Augen, die einst zu seiner eigenen Musik gelacht und getanzt hatten, erwiderten meinen Blick, dumpf, bereits erfüllt von den Schatten des Todes. Otto lachte gequält auf und sagte: «Ach, hör nicht auf Ariel. Er ist ein furchtbarer Schwarzmalerei.»

Ein brüllender Kapo mit Peitsche beendete unsere Unterhaltung. Otto und Ariel trabten zackig zu irgendeiner rätselhaften, sinnlosen Arbeit davon und überliessen es mir, über ihre Worte nachzudenken, sie zu durchsieben und zu untersuchen wie ein

Goldgräber sein Sieb auf der Suche nach Nuggets. Schliesslich kam ich zu dem Schluss, dass Leute wie Otto und ich, Leute, die den Willen zu leben hatten, sicher überleben konnten. Nicht jedoch die Ariels des Lagers, die den Tod schon akzeptiert hatten.

Der nächste Tag brachte eine Änderung unseres Status'. Bis dahin hatten wir Zivilkleidung getragen, was in gewisser Weise ein Nachteil war, weil die anderen Häftlinge vor uns zurückscheuten. Sie hatten Angst, mit diesen neuen, unwissenden und daher gefährlichen Idioten zu reden, deren Ahnungslosigkeit sie in Schwierigkeiten bringen konnte. Jetzt jedoch sollten wir zu Vollmitgliedern des Auschwitz-Clubs werden.

Wir wurden in einen Raum gebracht, wo wir uns ausziehen mussten. «Alle unter die Duschen!», bellten die Kapos. Einen Moment zögerten wir am Eingang, denn wir waren ungefähr vierhundert, und in den Raum passten vielleicht höchstens dreissig Personen, was uns sehr verwirrte.

Die Kapos lösten das Problem, indem sie sich zwischen unsere nackten Körper stürzten und mit Stöcken auf uns einschlugen, bis jeder Einzelne von uns in den kleinen Duscraum hineingequetscht war und die harten Strahlen des eiskalten Wassers den Dreck des Transports und das Blut unserer frischen Verletzungen von uns abwuschen. Fast übertönt vom Rauschen des Wassers und von dem allgemeinen, an Panik grenzenden Chaos ringsum, hörte ich unsere neuen Herren brüllen: «Raus! Alle raus! Schneller, ihr Schweine!»

Wir stürzten zur Tür und mühten uns hektisch, so schnell wie möglich nach draussen zu gelangen. Die Kapos rannten zwischen uns hin und her, droschen und traten auf unsere immer noch nassen Körper ein, bis sie uns schliesslich in der Juli-Sonne zu zitternden, wehrlosen Reihen zusammengeprügelt hatten. Wir waren immer noch nackt, als wir fünfzig Meter weiter zu einer Stelle

getrieben wurden, wo andere Häftlinge unsere Namen und Geburtsorte aufschrieben und uns so gewissenhaft registrierten, als handele es sich um die Aufnahme in eine seltsame neue Lehranstalt. Es war für fast zweieinhalb Jahre das letzte Mal, dass ich meinen Namen offiziell benutzte. Ab jetzt war ich Häftling Nummer 44070. Und damit ich das auch ja nicht vergass, folgte sogleich der nächste Schritt des Initiationsritus, das Tätowieren.

Zwei weitere Häftlinge sassen hinter einem Tisch, der eine ein Franzose, der im ganzen Lager als Leo, der Tätowierer, bekannt war, der zweite ein Slowake namens Eisenberg – beides gut gelaunte Burschen, die während der ganzen Prozedur Witze rissen und sich höflich bei den vor ihnen aufgereihten Rindviechern erkundigten, wo sie ihre Nummern eingebrannt haben wollten – auf dem linken oder rechten Arm, innen oder aussen. Es hatte etwas eigenartig Komisches, unter den gegebenen Umständen eine Wahl treffen zu können, fast so, als frage man einen Mann, ob er den Scheitel lieber links oder rechts tragen wolle, bevor man ihm den Kopf abschlug. Nur zur Information: ich entschied mich für die Aussenseite des linken Unterarms⁶ und trage das Brandzeichen bis zum heutigen Tag.

Als Nächstes kam die Einkleidung, die zebra gestreifte Häftlingsuniform. Jacke, Hose, schlabberige, formlose Mütze, Holzschuhe. Es war entwürdigend, aber nicht so entwürdigend, wie gar nichts anzuhaben, und ich zog die Sachen fast erleichtert an. Jetzt gehörte ich zur Herde, eine Nummer in Streifen, anonym, namenlos, und, vorausgesetzt, ich parierte aufs Wort und liess mir nichts zuschulden kommen, unbemerkt.

⁶ Die Häftlinge wurden in der Regel am linken Unterarm tätowiert; vgl. Długoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. 11, S. 24.

Die ganze Prozedur – das Duschen, das Registrieren, das Tätowieren und das Einkleiden, dauerte natürlich sehr lange. Es fing morgens an und war abends immer noch nicht zu Ende. Ich befand mich meist ziemlich am Anfang der Schlange, was bedeutete, dass ich warten musste, bis alle anderen jeden Schritt durchlaufen hatten, und während die Kleiderausgabe noch in vollem Gang war, fielen mir in der Nähe zwei junge polnische Häftlinge auf, die sich angeregt miteinander unterhielten.

Zunächst war es ihre Kleidung, die meine Aufmerksamkeit erregte. Sie sah aus wie massgeschneidert. Die Mützen hatten Form und sasssen fast keck auf ihren Köpfen, die Hosenbeine wiesen perfekte Bügelfalten auf und die Jacken sasssen wie angegossen. Und alles zusammen wurde mit einem Selbstbewusstsein getragen, das an Arroganz grenzte.

Doch noch etwas unterschied die beiden von den meisten anderen: Sie waren kräftig und gut genährt. Ihre Gesichter waren nicht gefängnisblass, sondern zeigten eine gesunde Bräune. Diese beiden, so entschied ich, kannten das Geheimnis des Überlebens. Sie waren Männer, die mir helfen konnten.

Ich schlenderte zu ihnen hinüber und stellte mich ihnen vor. Sie unterbrachen ihre Unterhaltung und musterten mich mit gerunzelter Stirn, und plötzlich kam ich mir vor wie ein Erstklässler, der die Unverfrorenheit besessen hat, die Unterhaltung zweier viel älterer Schüler zu unterbrechen.

Doch dann lächelte der eine der beiden und sagte ziemlich von oben herab: «Du scheinst hier neu zu sein.»

«Ich bin vorgestern angekommen. Wie lange seid ihr schon hier?»

Sie wechselten ein amüsiertes, nachsichtiges Lächeln, und der grössere der beiden sagte: «Zwei Jahre.»

Zwei Jahre! Mein Herz machte einen Sprung. Ich dachte an die

niederschmetternden Worte Ariels und sogar Ottos, meiner beiden Freunde, die von Tagen, höchstens Wochen, vielleicht Monaten gesprochen hatten, und tat sie schnell und freudig als übertrieben pessimistisch ab. Offensichtlich hatten die beiden keine Ahnung, wovon sie redeten.

Amüsiert über die Unverschämtheit und Ignoranz des Neuen, lächelten die beiden Polen immer noch spöttisch auf mich herab. Ich lächelte zurück und sagte: «Zwei Jahre. Das ist gut. Das ist sehr gut. Ein paar Idioten haben mir gesagt, dass man höchstens ein paar Tage durchhält.»

Ich muss wohl ziemlich überheblich geklungen haben, denn die Haltung der beiden, die sichtlich einer Art Lageraristokratie angehörten, änderte sich. Offensichtlich war ihnen nichts am Lob eines Neuzugangs gelegen, und ebenso offensichtlich ärgerten sie sich über seine Anmassung, ihre Leistung in Sachen Durchhaltevermögen nachahmen zu können.

«Hör zu, Freundchen», zischte der eine. «Wir waren tausend, als wir hier ankamen. Vier von uns sind noch übrig. Weisst du, was ich tun würde, wenn ich so wie du Jude in Auschwitz wäre?»

Ich schüttelte den Kopf mit dem Gefühl, auf meinen Platz verwiesen worden zu sein, aber dennoch erpicht auf jeden Rat dieser zwei jungen Burschen, die der Beweis dafür waren, dass ein Überleben möglich war. Eine Weile sagte der eine von ihnen nichts, sondern stand einfach nur da und sah mich unter halb gesenkten Augenlidern zynisch, aber auch mitleidig an. Dann entspannte sich seine Miene, und er lachte leise.

«Wenn ich du wäre», sagte er, immer noch mit einem Lachen in der Stimme, «würde ich an den Stacheldrahtzaun da drüben rennen. Sie würden dich erschiessen, bevor du auch nur in die Nähe kämst. Hör auf meinen Rat, mein Freund, und stirb heute.»

Damit schlenderten die beiden davon, inzwischen gelangweilt, nicht mehr amüsiert über mein kindisches Geplapper und meine Naivität. Gekränkt über die Zurückweisung, verbittert über ihre Herablassung, starrte ich ihnen nach und hörte mich laut sagen: «Ich werde noch am Leben sein, wenn ihr zwei längst tot seid.»

Es war natürlich eine vorschnelle, unüberlegte, meiner Verärgerung geschuldete Bemerkung, doch ich sollte damit Recht behalten. Einen Monat später fegte eine Flecktyphusepidemie durch das Lager, der auch die beiden Polen zum Opfer fielen.

Am Abend wurden wir in einen anderen Block verlegt. Dieses Mal nicht in den Keller, sondern auf den Dachboden, wo Balken schräg über unseren Köpfen verliefen. Überall auf dem Boden lagen dreckige, zerschlissene Decken, die nicht sehr einladend aussahen, aber besser waren als der nackte Steinboden des Kellers. Kaum waren wir eingezogen, kam das Abendessen: ein halber Liter Tee und ein Kanten Brot für jeden.

Ich ass meins gierig, denn langsam, aber sicher lernte ich meine Auschwitz-Lektionen. Essen bedeutete Kraft, auch wenn das Brot Sägemehl enthielt und der Tee aussah wie Spülwasser. Kraft bedeutete Überleben, denn wie unser Blockältester gesagt hatte, gab es im Lager keinen Platz für Kranke und Schwache. Während ich das klumpige Brot kaute, dachte ich: «Vielleicht kann ich ja ab und zu ein bisschen Gemüse klauen, wenn wir erst auf den Feldern arbeiten.»

Ich sollte diese Felder nie zu sehen bekommen. Auch sonst bekam niemand sie zu sehen, wenn auch aus anderen Gründen. Doch in diesem Augenblick kam ein kräftiger junger Kapo auf unseren Speicher gepoltet und musterte uns durchdringend.

Wir verstummten auf der Stelle, beäugten ihn vorsichtig und fragten uns misstrauisch, ob dieser Besuch Prügel oder Arbeit oder nur eine Schimpftirade bedeutete, denn inzwischen hatten wir gelernt, nicht viel Gutes von den höheren Rängen der Häftlingshierarchie zu erwarten. Allerdings hielt ich den roten Winkel an seiner Jacke, der ihn als politischen Häftling auswies, für ein gutes Zeichen. Ich betrachtete sein Gesicht und versuchte mir ein Bild von diesem neuen potenziellen Peiniger zu machen, kam aber zu keinem eindeutigen Schluss, denn was ich sah, war eine verwirrende Mischung aus Arroganz, Herablassung und etwas ganz Neuem – Humor.

Er stemmte die Hände in die Hüften, baute sich breitbeinig vor uns auf und schnarrte mit unverkennbar wienerischem Akzent: «Dann lasst euch mal ansehen, Saubande!»

Wir standen still und stumm. Sein Blick huschte über unsere Gesichter, dann ging er, den Knüppel lässig schwingend, zwischen uns umher. Vor einem Häftling blieb er stehen, stiess ihm den Knüppel in den Bauch und riss den Knüppel dann hoch, als wolle er damit zuschlagen. Der Häftling wich zurück, stolperte über eine Matratze und fiel auf den Rücken, und der merkwürdige neue Kapo lachte laut auf und setzte seinen Weg durch unsere stummen, unsicheren Reihen fort.

Er ging weiter, bohrte hier jemandem den Stock in die Rippen, schubste dort einen anderen an, tat so, als wolle er zu einem Schlag ausholen, was die Männer wie aufgescheuchte Hühner auseinanderspritzen liess. Und wieder lachte er dieses kehlige, kraftvolle Lachen. Die ganze Zeit fragte ich mich, ob das alles nur ein Spiel war oder ob dahinter etwas Ernstes, etwas Schlimmes lauerte.

Jetzt stand er mir gegenüber und musterte mich von Kopf bis Fuss, die Mundwinkel in einem zynischen Halblächeln nach unten gezogen. Fest entschlossen, mich nicht zu rühren, mich nicht

zum Spielball seines derben Humors machen zu lassen, wartete ich ab.

Schon spürte ich seine Faust im Magen. Ich zuckte nicht, obwohl der Schlag nicht ohne gewesen war. Die Stirn interessiert, nicht abfällig, gerunzelt, ging er einmal um mich herum. Dann klopfte er mir auf die Schulter.

«Bist ein ziemlich kräftiger Bursche, was?»

Ich sagte nichts. Eine riesige Pranke befühlte meinen Bizeps. Instinktiv spannte ich ihn an, und der Kapo nickte langsam und beifällig.

«Woher?»

«Aus der Slowakei.»

Ein weiteres Abtasten, ein weiterer Schlag auf die Schulter. Dann: «Du bist also Slowake. Könnte hinhalten. Sprichst du Deutsch?»

«Ja.»

«Gut?»

«Fliessend.»

Zischend zog er die Luft durch schiefe Zähne, klopfte sich mit dem Stock gegen das eine Bein und nahm mich noch einmal in Augenschein. Ich wusste, dass ich einer Musterung unterzogen wurde, hatte aber nicht die leiseste Ahnung, was passieren würde, wenn ich sie bestand.

Ich erfuhr es kurz darauf, denn offensichtlich war mein Begutachter zufrieden. Ein letztes Mal piekste er mich mit dem Stock an und sagte: «In Ordnung. Könnte gehen. Komm mit.»

Damit drehte er sich um und ging mit schnellen Schritten zur Tür. Ich folgte ihm – nervös, weil ich nicht wusste, was mich erwartete, aber auch irgendwie froh, denn offensichtlich hatte er mich wegen meiner guten körperlichen Verfassung ausgewählt. Während ich in meinen Holzschuhen hinter ihm die Treppe vom

Dachboden hinunterklapperte, wusste ich nicht, dass der scherzfreudige neue Kapo gerade dabei war, mein Leben zu retten.

Ich wusste auch nicht, dass er mich meinem Blockältesten für eine Zitrone abgekauft hatte. Damals wusste ich überhaupt nichts über den riesigen Schwarzmarkt im Lager, einen Markt, der manche am Leben hielt und anderen Qualen und Tod brachte.

SIEBTES KAPITEL

Nähere Bekanntschaft mit Auschwitz

Von meinem neuen Vorgesetzten lernte ich viel über Auschwitz, die Kunst des Überlebens und das Leben im Allgemeinen. Die Lektionen begannen, kaum dass sich die Tür des Dachbodens hinter uns geschlossen hatte.

Zuerst jedoch erlebte ich eine freudige Überraschung, denn vor der Tür warteten schon zwei andere neue Rekruten auf uns, Ipi Müller und Josef Erdelyi, meine alten Freunde aus dem Majdanek-Transport. Ipi, der immer noch seinen Geige spielenden Sohn suchte, und Josef, dessen Freundin vor Ewigkeiten zu Hause in der Slowakei in der Schule neben mir gesessen hatte.

Ich lernte, dass Kapo Franz¹ ein Mann mit vielen Gesichtern war. Schon als wir die Treppe hinunterpolterten, wich das barsche, angeberische Auftreten einer ruhigen, brüskten Freundlichkeit, angesichts derer ich rasch Vertrauen fasste. Über die Schulter warf er uns ein paar knappe Sätze zu, die mir klarmachten, vor welchem Schicksal er uns bewahrt hatte.

«Ihr könnt von Glück sagen, dass ich euch von dieser landwirtschaftlichen Arbeit weggeholt habe. Wisst ihr, was sie in Wirklichkeit bedeutet?»

¹ Franz Kejmar, 1922 in Wien geboren, im August 1941 als politischer Häftling nach Auschwitz verbracht, floh im November 1943 aus dem Lager. Er wurde gefasst und nach Auschwitz zurückgebracht. Siehe sein 1986 dem Auschwitz-Überlebenden und Historiker Erich Kulka gegebenes Interview (Protokoll, Sig. DO 820, Sammlung Memoiren (MM), ÖDfZ Gesellschaft für Zeitgeschichte, Wien) sowie Hermann Langbein: *Menschen in Auschwitz*. Wien: Europa Verlag, 1972, S. 366.

Ohne unsere Antwort abzuwarten, sprach er weiter: «Sie bedeutet, Leichen auszugraben und zu verbrennen. Die meisten sterben schon während der Arbeit, vor Entkräftung, oder weil sie erschossen oder totgeprügelt werden. Und die, die hinterher noch übrig sind, sterben auch. Weil sie zuviel wissen.»

Ich dachte zurück an Majdanek, wo ich mich freiwillig zu dieser Arbeit gemeldet hatte, an den Transport, auf dem Josef, Ipi und ich davon geredet hatten, über die Maisfelder zu flüchten, und mir ging auf, wie absolut naiv und ignorant wir drei waren.

Später fand ich die Einzelheiten heraus, die Franz bei seiner knappen Mitteilung auf der Treppe ausgelassen hatte. In der Nähe des Lagers waren 107'000 Leichen vergraben worden, darunter die von 20'000 ermordeten russischen Kriegsgefangenen. Diese Beweise für einen Massenmord mussten verschwinden, nicht nur, um das Verbrechen zu vertuschen, sondern auch, weil sie ein Gesundheitsrisiko darstellten. Deshalb war zur Entsorgung der Leichen ein 1'400 Mann starkes Sonderkommando zusammengestellt worden.²

Es war eine ekelhafte und gefährliche Arbeit. Wenn die Gräber geöffnet wurden, war allein schon der Gestank schier unerträglich. Zudem mussten die Häftlinge grösstenteils mit blossen Händen arbeiten. Knietief in verwesendem Fleisch stehend, mussten sie die faulenden Körper aus den Gräben hieven, während betrunkenen SS-Männer mit Peitschen und Maschinengewehren sie schikanierten und malträtierten.

Dazu muss man sagen, dass Trunkenheit unter den Angehörigen der Totenkopfverbände normalerweise nicht üblich war, aber in diesem Fall gab es dafür einen Grund. Da die Arbeit, die sie überwachen mussten, so ekelhaft war, bekam jeder von ihnen zur

² Siehe die Angaben bei Czech: *Kalendarium*, S. 305 f. und 346.

Hebung der Moral, aber auch zur innerlichen Desinfektion, pro Tag eine Flasche Schnaps zugebilligt.

Da sie die Arbeit hassten und die ganze widerliche Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich bringen wollten, trieben sie ihre Sklaven gnadenlos an. Und wenn sie den Schnaps, ihr Betäubungsmittel, in sich hineinkippten, rissen auch die letzten dünnen Fäden der Zurückhaltung, die sie vielleicht noch besaßen, und sie erschossen oder erschlugen jeden, von dem sie meinten, er strenge sich nicht genügend an. Als die letzte Leiche verbrannt war, waren von den ursprünglich 1'400 Männern nur noch 300 am Leben. Sie wurden alle exekutiert.

Wir kamen ins Freie, wo Franz' Verhalten sich wiederum abrupt veränderte. Da war er wieder, der Maulheld, der grossspurige Protz. Während wir die Lagerstrasse, die Hauptstrasse von Auschwitz, hinuntergingen, vorbei an anderen Kapos und an SS-Männern, fing er an, uns anzubrüllen und anzutreiben.

«Vorwärts, verdammtes Judengesindel!», brüllte er. «Könnt ihr nicht anständig marschieren, ihr faulen Hunde? Ich werde euch beibringen, euch wie anständige Menschen zu benehmen und auch so zu arbeiten!»

Dabei schlug er mit dem Knüppel auf uns ein. Für die SS-Männer, die uns begegneten, sah er aus wie der perfekte Kapo und hörte sich auch so an – brutal, gefühllos, skrupellos. Aber sein Knüppel traf uns kein einziges Mal. Überhaupt habe ich in der ganzen Zeit, die ich ihn kannte, nie gesehen, dass er einen Häftling schlug, und das war für Auschwitz eine wahrlich beachtliche Leistung.

Später erfuhr ich die Gründe für seine Anständigkeit. Zum einen war er einfach ein anständiger, ehrenhafter Mensch. Zum anderen hatte er viel länger unter den Nazis gelitten als wir und hasste sie viel inbrünstiger. Sein Kampf gegen sie hatte begon-

nen, als er mit siebzehn Jahren versuchte, sich nach Spanien durchzuschlagen, um gegen Franco zu kämpfen. Er kam jedoch nicht weiter als bis zur Grenze, und als die Nazis Österreich einnahmen, landete er prompt in Dachau.³

Es folgten mehrere andere Konzentrationslager, und als der Krieg ausbrach, wurde er zum Kapo gemacht, weil erfahrene, hartgesottene Häftlinge gebraucht wurden, um den naiven Neuzugängen aus ganz Europa, die zu Hunderttausenden hinter den Stacheldrahtzäunen zusammengetrieben wurden, Manieren beizubringen.

«Halt, ihr jüdischen Schweine!» Der Knüppel zischte über meinen Kopf, streifte aber nur über die Stoppeln, die der Lagerfriseur übriggelassen hatte. Wir standen vor einem neuen Block, unserem neuen Zuhause. Drinnen zeigte sich, dass wir hier weder im Keller noch auf dem Dachboden leben würden, sondern in einen riesigen Raum, wie alle anderen Häftlinge. Hier lagen keine Matratzen auf dem Boden, sondern es gab Reihen um Reihen dicht gedrängter, dreistöckiger Pritschen, die trotzdem bei Weitem nicht ausreichten und jeweils mit zwei, drei oder sogar vier Männern belegt waren.

Josef und ich hatten Glück. Wir schafften es, eine Pritsche nur für uns zu ergattern. Etwas später sassen wir auf der Kante und betrachteten unsere neue Umgebung. Als Erstes fiel uns auf, dass der Blockälteste und all seine Helfershelfer den grünen Winkel deutscher Krimineller trugen, was nichts Gutes verhiess. Der Block selbst machte jedoch einen relativ sauberen Eindruck, und ich war froh, dass Franz mit unserem Blockältesten auf gutem Fuss zu stehen schien, denn das bedeutete, dass wir nicht zu sehr oder zu oft geschlagen werden würden, da kein Kapo verletzt

3 Franz Kejmars Angaben im Interview mit Erich Kulka zufolge wurde er «am 21. März 1940 in Wien wegen Hochverrats von der Gestapo verhaftet, zu 14 Monaten Haft verurteilt und im August 1941 von Wien nach Auschwitz transportiert».

und blutende Arbeiter in seinem Kommando wollte. In dieser Nacht schlief ich mit einem zuversichtlicheren Gefühl ein als seit meiner Ankunft im Lager.

Am nächsten Morgen um fünf riss uns die Glocke aus dem Schlaf, und wir kämpften uns zu den Waschräumen durch, um uns zum Wachwerden eine Handvoll Wasser ins Gesicht zu klat-schen. Für mehr war weder Zeit, noch Platz, noch gab es Seife. Danach hiess es Antreten zum Morgenappell, und dann erscholl der Befehl: «An die Arbeit!»

Wieder sah ich die Kolonnen in Fünferreihen und Hunderterb-löcken zum Tor marschieren. Fries, der unermüdliche, giganti-sche Fries, stand da wie üblich, sonderte die Schwachen und Kranken mit Schlägen seines riesigen Knüppels aus und traktierte die Kapos gelegentlich mit Schlägen und Flüchen.

Ich sah, wie die Zurückgewiesenen mit kläglicher Bemühung um Eile ins Lager zurücktröteten, denn sie wussten, jetzt gab es für sie nur noch eine einzige Hoffnung. Sie waren lebende Tote, Männer, die aus unerfindlichen Gründen ‚*Muselmänner*‘ genannt wurden, Männer, deren Blick ausdruckslos, deren Fleisch ge-schrumpft, deren Blut dünn wie Wasser war. Sie schlurften zum Holzlager, wo irgendein anständiger Kapo ihnen vielleicht er-laubte, für ihr Leben zu arbeiten, denn sie wussten, die Alterna-tive lautete Krankenbau, und das bedeutete eine tödliche Phenol-spritze ins Herz. Aber selbst im Holzlager waren sie nicht wirk-lich sicher, denn später würde Fries das ganze Lager durchkäm-men und alle aussondern, die seiner Meinung nach das Bild stör-ten.

Siehe hierzu die Studie von Danuta Wesolowska: *Wörter aus der Hölle. Die «la-gersprach a» der Häftlinge von Auschwitz*. Aus d. Poln. von Jochen August. Kra-kow: «Impuls» Verlag, 1998, S. 115 ff.



1 Luftaufnahme von Birkenau, 1945



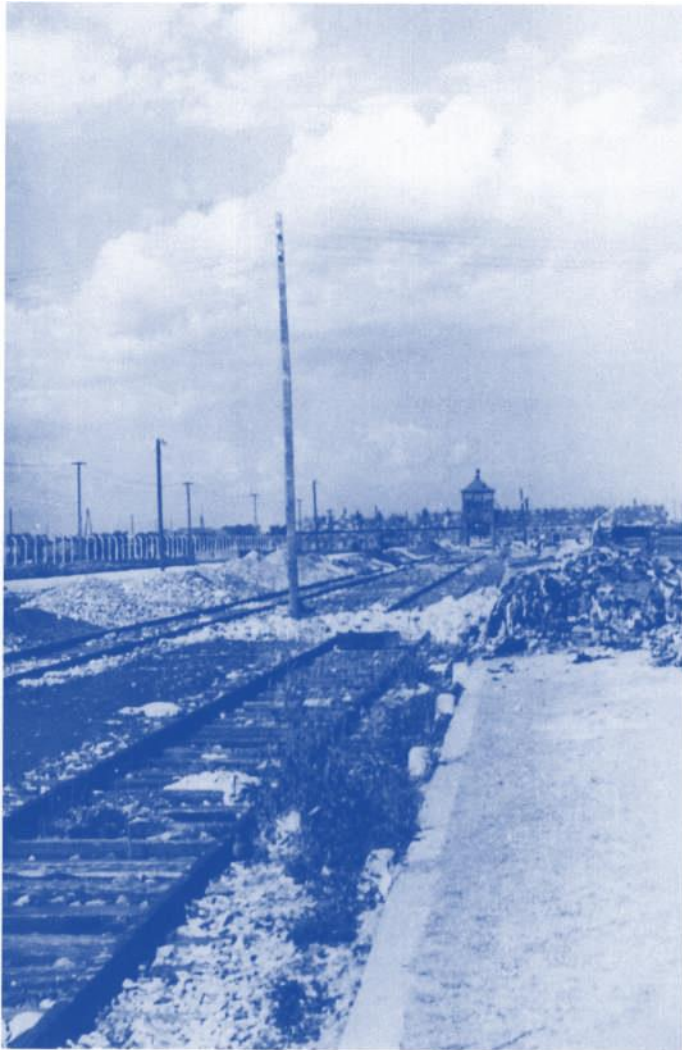
2 Alte Rampe, um 1945



3 Birkenau, Neue Rampe, 1944



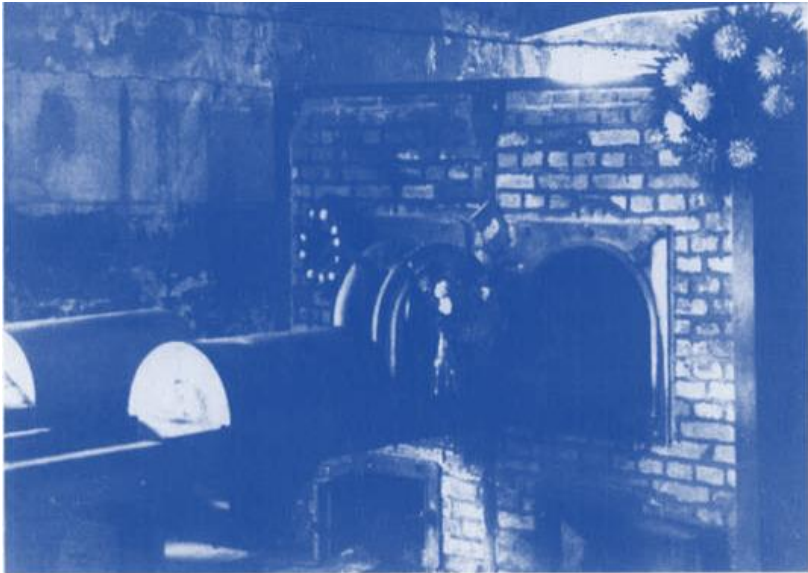
4 Birkenau, Neue Rampe, Ortsbesichtigung, Dezember 1964



5 Birkenau, Neue Rampe, um 1945



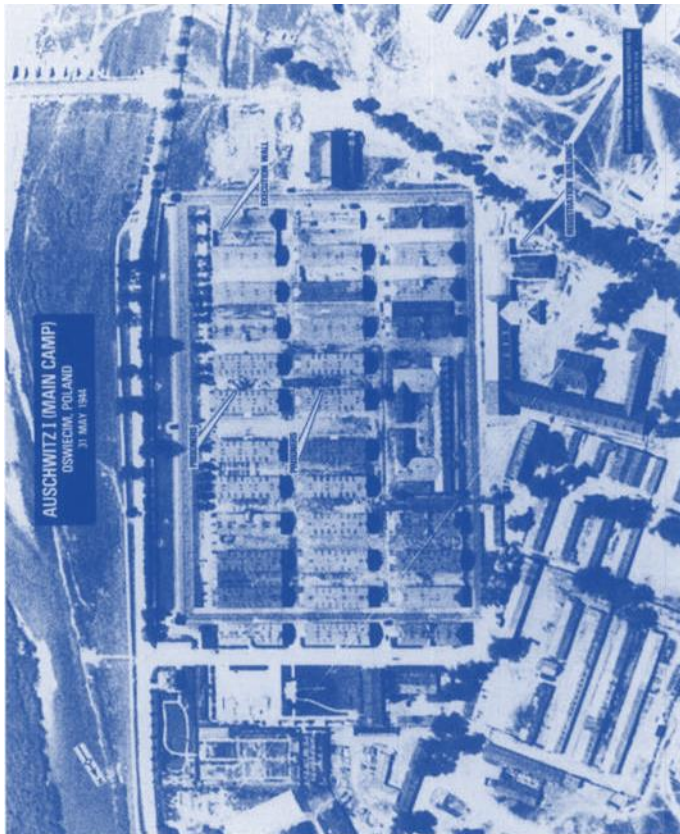
6 Auschwitz I (Stammlager), Krematorium, Ortsbesichtigung,
Dezember 1964



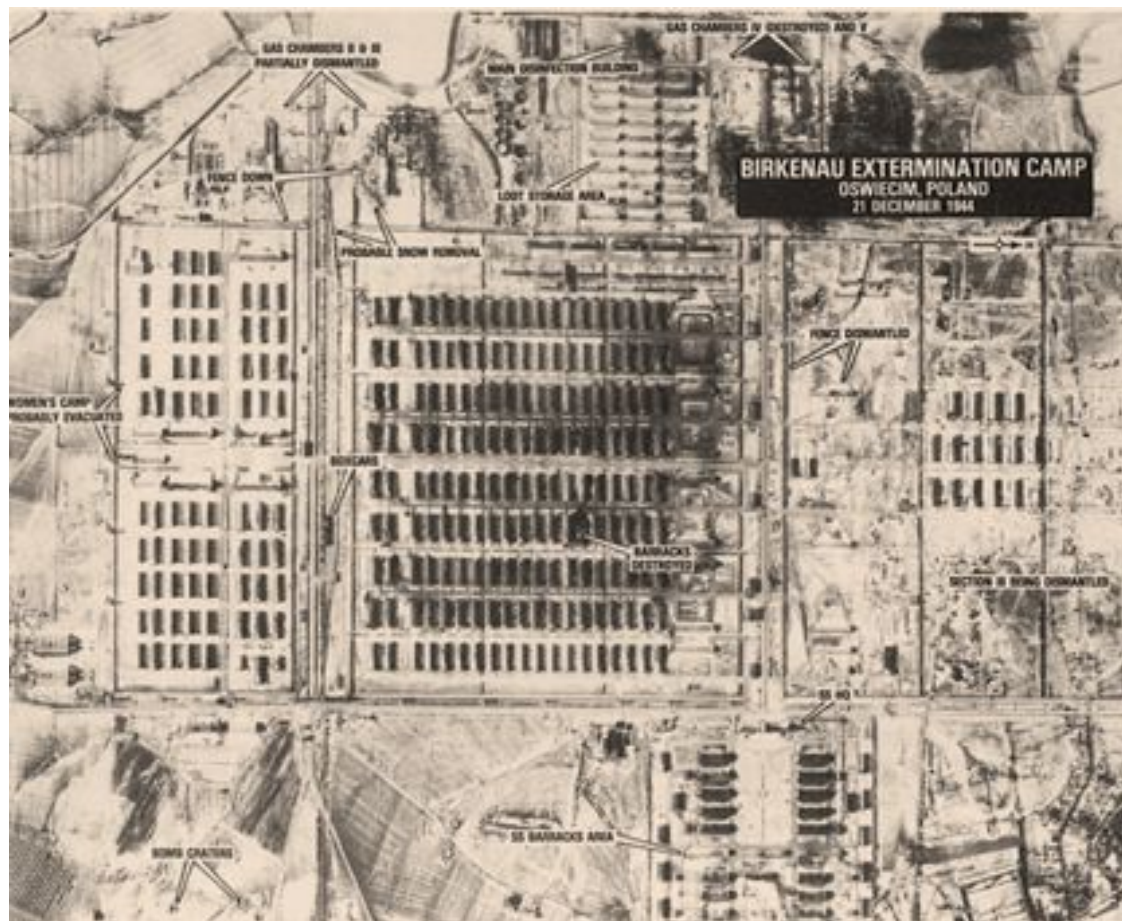
7 Verbrennungsofen im Krematorium I (Stammlager),
Dezember 1964

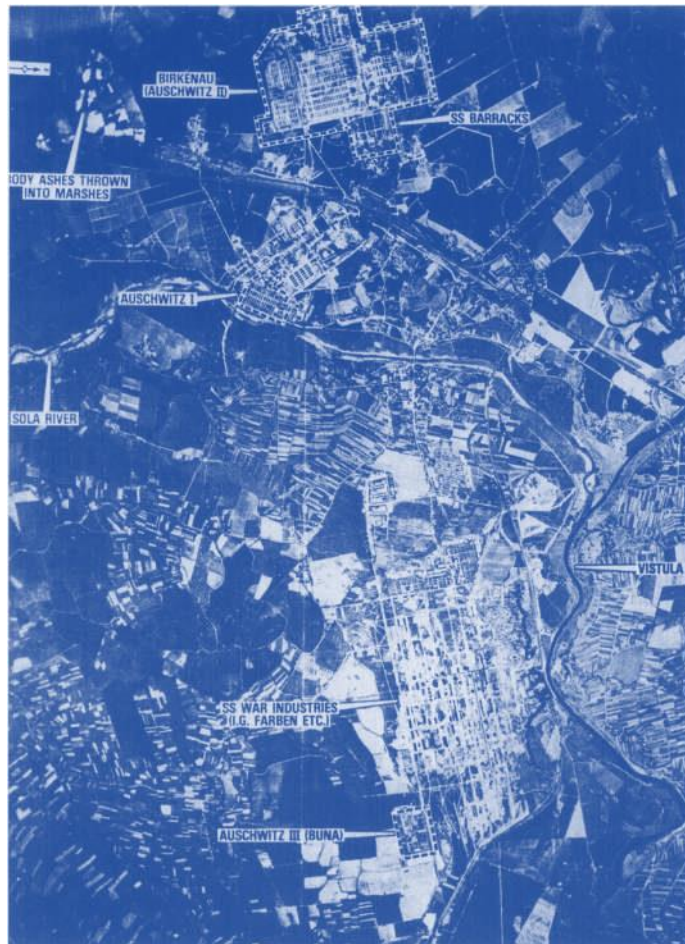


8 Luftaufnahme von Auschwitz I (Stammlager) und der Alten Rampe, 4. April 1944



9 Luftaufnahme von Auschwitz I (Stammlager), 31. Mai 1944

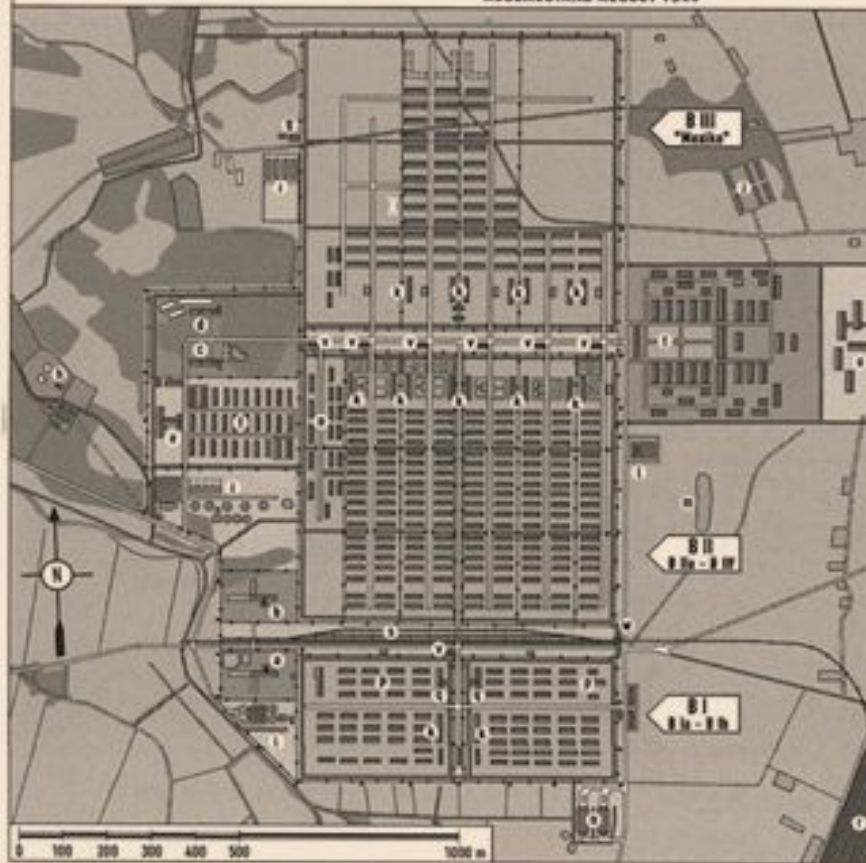




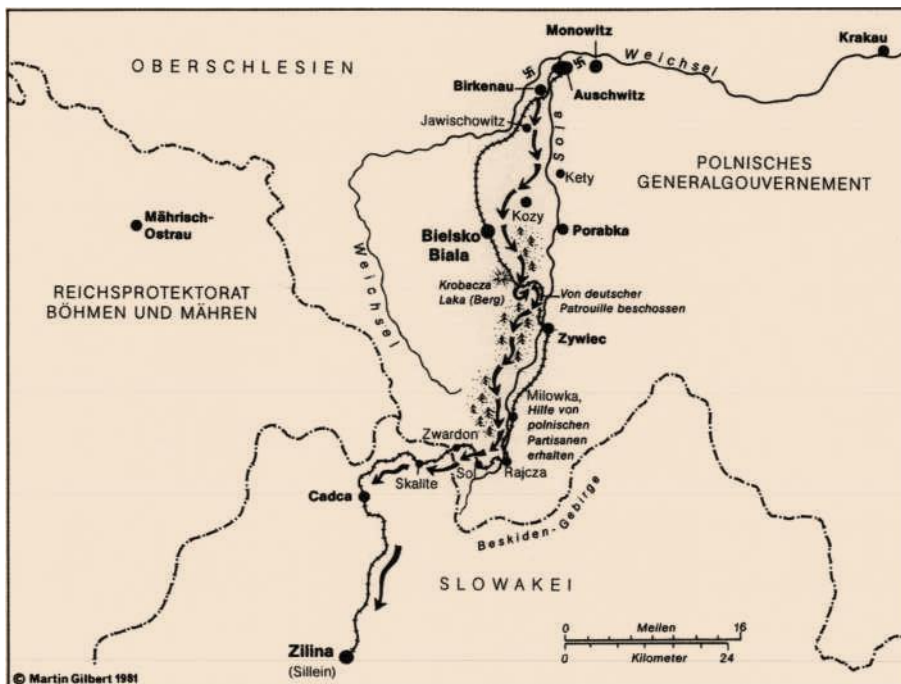
11 Luftaufnahme des Lagerkomplexes

DAS KONZENTRATIONS- UND VERNICHTUNGSLAGER AUSCHWITZ II (BIRKENAU)

AUSBAUSTAND AUGUST 1944



- a - Gaskammer/Krematorium 2
 - b - Gaskammer/Krematorium 3
 - c - Gaskammer/Krematorium 4
 - d - Gaskammer/Krematorium 5
 - e - Bad/Entwesungsanlage ("Sohna")
 - f - Effektenlager ("Kanada")
 - g - 1. prov. Gaskammer ("Rotes Haus")
 - h - 2. prov. Gaskammer ("Weißes Haus")
 - i - Kläranlage
 - j - Zwieler für Diensthunde
 - k - Küchenbaracke
 - l - Wasserwerk
 - m - Kiesgrube
 - n - Kartoffellager
 - o - Männer-HKB
 - p - Frauen-HKB
 - q - Entwesungsanlage
 - r - Bahnhof Auschwitz
 - s - "Rampe"
 - t - Lagerkommandantur/SS-Kaserne
 - u - Lazarett
 - v - Blockführerstube
 - w - Hauptwache/Lagerort
 - ☒ - Stacheldrahtzaun (hellw. elektrisch geladen)
 - ☐ - Verbrennungsgruben/Schmelzhaufen
 - ▨ - Massengrab
 - ▩ - Entwässerungsgraben
- Belegung der Lagerabschnitte**
- B I - (sowj. Kriegsgefangene)/Männerlager bis August 1942, dann bis Januar 1945 Frauenlager
 - B II - wechselnd belegte Lagerabschnitte bis Januar 1945: u.a. Quarantänelager, Theresienstädter Familienlager, Männerlager
 - B III - bis Oktober 1944 Lager für jüdische Häftlinge (bes. Frauen aus Ungarn), zu Urkas Zellen im Bau
 - X - Ungetöse hier bestand sich der Weizsäcker, in dem sich Inba und Wetzlar versteckten.



- 13 Der Fluchtweg von Rudolf Vrba und Alfréd Wetzler von Birkenau in die Slowakei im April 1944.
 Die durch Pfeile markierte Fluchtroute verlief in etwa parallel der Bahnstrecke Žilina (Sillein)-Auschwitz, auf der die meisten Judentransporte aus der Slowakei, Österreich und Ungarn abgewickelt wurden.

4 Ks. 3/63, Bd. 76, Bl. 14366

Vigilant 2793

Dr. Ing. Rudolf Vrba
13 Eaton Court,
Dutton,
Durrey, England.

The Public Prosecutor
Frankfurt a.M.
Germany.

Staatsanwaltschaft
Frankfurt a.M.
Empf. - 3. JAN. 1963
11.21

January 1, 1963.

Sir,

I read in the Times (cutting enclosed) that you are in charge of the preparation of the trial of Auschwitz criminals.

Please find enclosed with this letter a copy of my articles on Auschwitz, published in 1961. As you may see, I am one of those who were relatively well acquainted with the Auschwitz apparatus and are still alive.

I take this opportunity to inform you that I am available to help you and the Court, if you think I could be useful for this purpose.

Yours faithfully,

Rudolf Vrba
(Rudolf VRBA)

Enclosure

Staatsanwaltschaft
Frankfurt a.M.
Empf. - 3. JAN. 1963
11.21

11.21
1963/12

Jud. Hehle (Cass. Inst.)

14 Brief von Rudolf Vrba an den Staatsanwalt, 1. Januar 1963

4 Ks 3/63, Bd. 77, 31.14503

Dr. Ing. Rudolf Vrba, *R. Vrba*

13 Kainov Court,
Prague, Bohemia.

31. Januar, 1963

Herrn Landgerichtsrat Dr. Düx,
Landgericht, Untersuchungsrichter 17/
Frankfurt/Main, Klingelstrasse 29, 1.Stock.

Re: KJS 1031/61-23.1.1963

Sehr geehrter Herr Landgerichtsrat,

Ich habe Ihr obenangeführtes Schreiben erhalten und werde am 11. März 1963 vormittags 9.00 Uhr am Landgericht Frankfurt/Main zwecks Zeugenvernehmung Ihnen zur Verfügung stehen.

Ich spreche Deutsch, doch könnte vielleicht ein Dolmetscher für tschechische Sprache nützlich sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung,

R. Vrba

R. Vrba.

*1. Bericht für Landgerichtsrat Düx
(12.1.63) für 11.3.63
2.2.63 H. 1.9.2.63. B. 2.2.63*

15 Brief von Rudolf Vrba an Landgerichtsrat Heinz Düx,
31. Januar 1963

MAILED 278

Dr. R. Vrba
13 EATON COURT,
SUTTON, SURREY.

den 9. Februar, 1963.

Herrn Hermann Langbein,
Wien 10,
Wigandlg. 5.

Lieber Herrmann,
vielen Dank für Ihren Brief und die interessanten
Belegex. Ich bin natürlich bereit Sie in der Auf-
klärung des Ausschütz-verbrechens mit zu helfen.

Über das vorbereitete Ausschütz-Verfahren
als ich in Timen glesen und habe den Statistika-
ort ~~in~~ in Frankfurt meine H. G. angebotet. Ich
würde für Vernehmung am 11. März 1963 nach Frankfurt
zur Untersuchungsrichter Dr. Zie eingeladen.

Von der Liste der Angeklagten kenne
ich sehr gut den SS-Obersturfbanner Arbeitsrat der
Jahob Fries, ich war Augenzeuge eines Raub-
über-großen Verbrechens.

SS-Obersturfbanner Wilhelm Pogler ist
ein bekannter Verbrecher. Ein Zeuge könnte sein
der Kamerad Philip Müller, wohnhaft in Prag.
eine Adresse kommt zu von den Kameraden

Kulke in Krems bezichen. Müller ist der einzige
überlebende des Sonder-Kommando's, und ich
winnere mich, dass er uns über mehrere Details
von Boger verübte Morde referierte.

SS-Obersturfbanner Josef Kleber ist
auch sehr gut bekannt, er hatte ja zu tausenden
intracardiale ^{Herz}Injektionen der Hopflungen ein-
gebracht und war ja ein allgemein bekannter
Mörder. Direktes Zeugnis über dieses Kind
Professor Epstein aus Prag, der von dem Kriege
her aus an der tschechischen Medizinischen
abteilung war und jetzt Professor ^{der Pathologie} an der
Universität Prag ist. Professor Epstein war am
Anfang des Krieges in Auschwitz. Auch Joseph Farber
kannte den ~~Kleber~~ Angeklagten Kleber sehr
gut und könnte über dieses direkte
Zeugnis geben. Kleber war auf der sogenannten
Liste der Kriegs-verbrecher, und bei ~~g~~
umfangreiches Material seiner Taten im Mena-
mond der Hopflungen wurde er noch während
des Krieges veröffentlicht in einer russischen
Zeitschrift.

Wien über den SS-Obersturmbauführer Dr. Joachim Caesar, Leiter der Landwirtschaftsbetriebe Ainschütz, und SS-Obersturmbauführer Richard Flomrow, Caesars Stellvertreter. Ein Name könnte sein der Kamerad Otto Pressburger, wohnhaft in Herzlia-Nof Jam, ISRAEL, Offizier der israelischen Armee, er arbeitet in der israelischen Armee-Druckerei. Otto Pressburger war 2 Jahre in Caesars Kommando, und könnte viele objektiv und ausführlich berichten.

Die Adresse des Kameraden Wetzler ist:
Wetzler, Bratislava, Ferienikova 2.

Hast Du keine Information über SS-Scharführer Wypileff und SS-Unterscharführer Otto Graf? Der Letzte ist aus Wien. Beide waren im Kanada-Kommando, und haben einen Anteil an den Massen-Vergesungen genommen.

- 4 -

Bitte schreibe mir, ob Du mir
genügend Freude hast zu deiner Arbeit, da
ich dich aus dem IAK ausgeklammert habe.
Ich könnte hier eine Leitungscommission oder
seiner Fall in Bewegung setzen, und willig
Unterstützung für das große Ziel, dem
zu dienen, organisieren. Vielleicht könntest
Du mir ein Exemplar seiner Bücher oder
Literatur schicken. Ich könnte ~~es~~ verschicken oder
Viktor Koestler in Bewegung zu setzen oder andere
Möglichkeiten zu suchen. Mit besten Grüßen

Rudolf Vrba

Deinem Briefe sind 2 Exemplare meines Artikels
neulich beiliegend. Könntest Du vielleicht
die Kopie von diesen anderen Kameraden weiter
weiterleiten?

Mit besten Dank und Grüßen

Rudolf Vrba

Auch wir setzten uns in Marsch und passierten Fries und seine Helfershelfer, die unsere Zahl noch einmal kontrollierten. Wir marschierten mit hoch erhobenem Kopf, denn wir waren kräftig und stark, und mir fiel auf, dass Fries uns gar nicht weiter beachtete, denn Franz hatte sich einen Ruf als so tüchtiger Kapo erworben, dass die SS, selbst Fries, es für überflüssig hielt, die Reihen seiner Arbeiter genauer unter die Lupe zu nehmen.

Wir marschierten über eine baumbestandene, gewundene Strasse, vorbei an seltsamen, gesichtslosen Gebäuden und hier und da einer Hütte. Franz stimmte ein deutsches Marschlied an, und wir alle fielen ein wie Kinder auf einem Schulausflug. Mir war tatsächlich leicht ums Herz, nicht wegen des Sonnenscheins oder der Bäume, sondern weil ich mich ausserhalb des elektrischen Zauns befand und es hier keine Gewehre und Hunde mehr gab. Weit und breit war kein einziger SS-Mann zu sehen, und für mich hiess das, dass ich so gut wie frei war. Beim Singen versetzte ich Josef, der neben mir ging, einen übermütigen Rippenstoss. Er antwortete mit einem Grinsen, und ich wusste, dass er das Gleiche dachte wie ich.

Endlich erreichten wir eine riesige Lagerhalle, vor der Schienen an einer Entladerampe endeten. Neugierig auf die Arbeit, die auf uns wartete, in Gedanken aber immer noch hauptsächlich draussen auf dem weiten, offenen Gelände, marschierten wir hinein. Dann befahl Franz «Stillgestanden», was sich sehr gut traf, denn bei dem Anblick, der sich mir bot, wäre ich sowieso wie angewurzelt stehen geblieben.

Wo ich auch hinsah, überall Lebensmittel. Ganze Berge davon. Hohe Mauern aus Konservendosen mit Schinken oder Rindfleisch, Marmelade, Gemüse, Obst. Mineralwasserflaschen in endlichen, endlosen Reihen, eine gewaltige Armee blitzender

kleiner Soldaten. Endlose Weiten aus Ess-waren, echte Delikatessen noch dazu, aus allen Teilen der Welt hier in dieser finsternen Hölle namens Auschwitz zusammengetragen.

Franz grinste uns Neulinge an und blaffte mit offizieller Stimme: «Das hier ist das SS-Hauptwirtschaftslager. Eure Aufgabe ist es, die Eisenbahnwaggons draussen zu entladen und die angelieferte Ware hier drin zu stapeln. Dabei ist absolute Reinlichkeit geboten, denn ich werde nicht zulassen, dass deutsche Soldaten von dreckigen jüdischen Läusen befallen werden. Ihr findet hier Wasser, Seife und Handtücher – benutzt sie gefälligst. Und jetzt an die Arbeit, ihr faulen Säcke.»

Essen und Freiheit! Es war schier unglaublich. Als ein Güterzug rumpelnd am Bahnsteig draussen anhielt, rannten Josef und ich lachend zusammen mit den anderen hin.

Unser Waggon enthielt feinste ungarische Gewürzgurken. Frohen Herzens hievten wir die Kisten aus dem Waggon, und ich sagte leise zu Josef: «Keine Wachen! Keine Hunde! Keine Gewehre! Die müssen verrückt geworden sein. Oder meinen sie vielleicht, dass wir völlig verblödet sind?»

Franz kam auf uns zugeschlendert und sagte freundlich: «Los, los, Jungs. Haltet euch ran. Die Gurken kommen in den dritten Stock.»

Josef und ich schnappten uns jeder eine Kiste und stapften in den dritten Stock hinauf. Da ausser uns niemand da war, nutzte ich die Gelegenheit, einen Blick aus dem Fenster zu werfen und mir die wunderschöne, baumgesäumte Strasse in die Freiheit noch einmal von oben anzusehen. Und plötzlich löste sich alle Schönheit vor meinen Augen in Luft auf.

«Josef», sagte ich tonlos. «Komm mal her.»

Vor sich hinpfeifend kam er zu mir und sah über meine Schulter nach draussen. Josefs Pfeifen wurde leiser und erstarb. Einen Moment blieb er stumm, dann sagte er: «Diese Schweine! Diese verdammten, hinterhältigen Schweine!»

Das ganze Gelände war von Wachtürmen umgeben, in jedem zwei SS-Männer mit einem aufmontierten Maschinengewehr, wie das, das wir gesehen hatten, als wir vor zwei Abenden durch das Tor von Auschwitz marschiert waren. Die Elektrozäune, die Hunde und die Gewehre waren also nur ein innerer Wall, der natürlich besonders dicht sein musste, damit die Häftlinge während der gefährlichen Nachtstunden nicht ausbrechen konnten.

Am Tag jedoch konnte man uns relativ gefahrlos auf dieses weite, offene Gelände lassen. Denn von den Türmen aus, die über dem Lager aufragten wie Zyklopen, hätte man selbst eine Maus entdeckt, von menschlichen Zebras ganz zu schweigen. Bevor wir auch nur bis auf einen halben Kilometer an den äusseren Ring herangekommen wären, hätten Schüsse von einem halben Dutzend Türmen uns längst erlegt.

Und das war noch nicht alles. Von unserem Platz am Fenster aus sahen wir SS-Männer und Kapos, die unseren Blicken bis jetzt durch die Bäume und Gebäude entzogen gewesen waren. Lange bevor wir in die Schusslinie der Maschinengewehre geraten wären, hätten diese Männer uns festgehalten, denn in Auschwitz waren die Pfade, die ein Häftling begehen konnte und durfte, sehr schmal.

Josef seufzte. «Komm, kümmern wir uns um die verdammten Gurken.»

Wir merkten bald, dass wir einen der besten Arbeitsplätze im ganzen Lager ergattert hatten und das Leben unter Franz geradezu zivilisiert war, selbst wenn eine Flucht erst einmal völlig ausser Frage schien. Als wir die Gurken fertig ausgeladen und gestapelt hatten, nahmen wir uns den nächsten Waggon vor, der hoch mit Holzkisten mit Dosenschinken beladen war.

Josef und ich arbeiteten im Inneren des Waggons und hieften die Kisten an die Türen, als Franz herbeigeschleudert kam. Er sah

uns eine Weile zu und murmelte dann: «Wollt ihr nicht mal eine fallen lassen, ihr Blödmänner!»

Einen Augenblick zögerten wir. Dann wuchteten wir die Kiste über den Rand. Sie zersplitterte auf dem Bahnsteig. Und während die Schinkendosen Franz vor die Füße kullerten, schüttelte er in gespielter Entrüstung den Kopf und sagte: «Diese verdammten Gauner von der Wehrmacht. Jede Woche schicken sie uns mindestens eine kaputte Kiste mit!»

Mit seinem Stock auf mich deutend, blaffte er: «Du da – ab zum Oberscharführer, Meldung machen! Zack-zack.»

Ich sprang vom Waggon, und als ich mich an ihm vorbeisob, drückte er mir eine der grossen Dosen in die Hand und murmelte: «Versteck sie zwischen den Zitronenkisten.»

Ich nahm sie, deponierte sie in einem der Dutzend Verstecke, die Franz, wie ich später mitbekam, überall im Lager angelegt hatte, und rannte zum Büro des SS-Oberscharführers.

Kurz darauf stand ich mit gezogener Mütze und ausdruckslosem Gesicht vor dem Oberscharführer und leierte mit monotoner Stimme herunter: «Herr Oberscharführer, der Herr Kapo meldet gehorsamst, dass eine Kiste zerbrochen angeliefert wurde, und lässt Sie respektvoll bitten, zu kommen und den Schaden zu begutachten.»

«Schon wieder?»

«Ja, Herr Oberscharführer.»

Mit einem ärgerlichen Schnauben griff er sich sein Berichtsbuch, eilte, dicht gefolgt von mir, aus dem Büro und stürmte auf Franz zu, der entrüstet auf die zerbrochene Kiste hinabblickte.

Franz hob den Kopf, nahm Haltung an und schnarrte: «Schon wieder eine, Herr Oberscharführer!»

«Ich wette, das ist Absicht. Ich wette, es fehlt eine Dose.»

Franz ging in die Hocke und fing an, die Schinkendosen zu

zählen. Als er fertig war, sah er hoch. Sein breites, harmloses Gesicht strahlte geradezu vor Bewunderung.

«Herr Oberscharführer», sagte er mit fast ehrfürchtiger Stimme. «Sie haben völlig Recht. Eine Dose fehlt.»

Der SS-Mann richtete sich ein wenig auf, errötete leise und knurrte: «Dieses Mal kommen die nicht damit durch. Ich lasse mich von denen doch nicht zum Affen machen. Dieses Mal gibt es eine Meldung.»

Damit marschierte er davon. Franz sah mich todernst an und sagte leise: «Es ist wirklich eine Schande, findest du nicht auch, wie diese elenden Gauner von der Wehrmacht versuchen, die SS übers Ohr zu hauen.»

«Ja, Herr Kapo», sagte ich gleichermassen entrüstet. «Eine wahre Schande!»

In diesem Augenblick kam der SS-Mann mit gerunzelter Stirn zurück, nahm Franz beiseite und sagte so laut, dass wir alle es hören konnten: «Bist du sicher, dass du diesen verdammten Juden trauen kannst?»

Franz warf sich in die Brust und sagte mit schmerzlich verzogenem Gesicht: «Herr Oberscharführer! Ich bin seit drei Jahren Kapo, und ...»

«Ja, natürlich», murmelte der SS-Mann. «Ich dachte ja nur...»

Wir kleinen, normalen Häftlinge bekamen natürlich nichts von dieser Beute ab, die viel zu wertvoll war. Sie war viel mehr als etwas zu essen, sie war bares Geld, mit dem die unterschiedlichen Kapos grosse Geschäfte machten und sich nicht nur ein bequemes Leben, sondern auch Sicherheit für sich und ihre Freunde erkaufte. Blockälteste betrogen Häftlinge um ihre Tagesrationen. Küchenkapos handelten mit Fleisch. Und Franz, der für das SS-Hauptwirtschaftslager verantwortlich war, war ein wirklich mächtiger Mann, einer, dem es gelungen war, sich eine Vielzahl von Lebensversicherungen zu erkaufen.

Ohne die Zitrone, die er meinem Blockältesten zugesteckt hatte, hätte er mich nicht aus dem Kommando für landwirtschaftliche Arbeit herausholen können, denn derartige Transaktionen waren streng verboten. Aber Zitronen waren harte Währung, weil sie viele Vitamine enthielten, und mein Blockältester wusste, dass er mich leicht ersetzen konnte, indem er sich einen anderen Häftling zu einem günstigeren Preis kaufte.

Überhaupt waren die Kapos die Aristokraten des Lagers. In jedem Block hatten sie eigene Zimmer, wo sie ihre Freunde aufs Feinste bewirteten. Auf ihren Öfen brieten sie Fleisch und Kartoffeln, deren Duft durch dünne Trennwände zu halb verhungerten Häftlingen drang, und spülten das Essen gelegentlich mit Slibowitz herunter, den sie den Opfern der Gaskammern gestohlen hatten.

Franz war bei diesen vertraulichen kleinen Zusammenkünften oft Ehrengast. Aber anders als andere Kapos vergass er nie, die Mitglieder seiner Kolonne für geleistete Dienste zu entlohnen. Ab und zu stiess er ein Marmeladen- oder Gurkenglas um und murmelte: «Wie unachtsam von mir!»

Dann schlenderte er davon, damit wir das Zeug von dem peinlich sauberen Boden essen konnten. Er hatte auch nichts dagegen, wenn wir gelegentlich eine Flasche Mineralwasser klauten, vorausgesetzt, wir stellten es einigermaßen intelligent an und liessen keine Beweise für schnüffelnde SS-Männer herumliegen. Als Gegenleistung schmuggelten wir eben die eine oder andere Zitrone für ihn ins Stammlager zurück. Wir wussten, dass wir uns fünfundzwanzig Peitschenhiebe oder sogar den Tod einhandeln konnten, wenn wir dabei erwischt wurden, aber unter dem Schutz einer so einflussreichen Persönlichkeit zu stehen, war das Risiko wert.

Tatsächlich war das Leben im SS-Hauptwirtschaftslager so angenehm, wie es für einen normalen Häftling in Auschwitz nur sein konnte, bis zu dem Tag, an dem Franz den Bogen überspann-

te. Ich weiss nicht, ob es daran lag, dass er zu selbstsicher wurde, zu arrogant, ob er die SS zu sehr unterschätzte, oder ob es schlicht Leichtsinn war. Ich persönlich glaube allerdings nach wie vor, dass es die aufgebrachten Briefe des Oberscharführers an die Versorgungsstelle der Wehrmacht waren, in denen er sich über die vielen kaputten Kisten beschwerte, die Franz zu Fall brachten.

Was immer der Grund, das Endergebnis war verheerend. Wir erhielten Besuch von einem Oberwachtmeister Zwingli vom Heeresversorgungsamt, einem schmallippigen Männchen mit Brille und den rachitischen Schultern eines Schreibers aus einem Dickens-Roman. In unser aller Beisein teilte er dem Oberscharführer mit: «Ich werde dieser Sache auf den Grund gehen. Irgendetwas stimmt hier nicht. Aber ich werde für Ordnung sorgen.»

Franz' Gesicht war ausdruckslos, das des Oberscharführers dunkelrot angelaufen vor Empörung, das des Oberwachtmeisters pedantisch verkniffen. Jedes bisschen Autorität, das er hatte, in die Waagschale werfend, schritt er unverzüglich zur Tat.

«Ich will Wachen an den Türen da», kläffte er, auf den Eingang deutend. «Von jetzt an wird jeder, der hier durchgeht, gründlich durchsucht. Auch der Kapo.»

Eine dunkle Wolke huschte über Franz' Gesicht, verschwand jedoch sofort wieder, während der kleine Effizienzexperte, froh über diesen Einsatz, der ihn ein paar Wochen von der Ostfront fernhalten würde, weiterredete.

«Alle Waren im Lager müssen regelmässig überprüft werden, zweimal, wenn nötig auch dreimal am Tag. Dafür werde ich persönlich Sorge tragen, gelegentlich aber auch andere hinzuziehen.»

Gefolgt von dem empört hinter ihm her stolpernden Oberscharführer, wieselte er davon, um die einzelnen Schritte der grossen

Aufräumaktion bis ins Detail auszuarbeiten. Franz sah uns an, seufzte und sagte: «Jungs, dieser Zwingli ist unverkennbar ein Idiot, aber selbst Idioten können gefährlich werden, vor allem, wenn sie mit einem neuen Besen herumfuhrwerken. Ich würde einen vorübergehenden Ausbruch absoluter Ehrlichkeit vorschlagen.»

Wir waren voll und ganz mit seinem Vorschlag einverstanden, vor allem, als wir sahen, dass Zwingli es tatsächlich ernst meinte. Jedes Mal, wenn einer von uns das Lager verliess, tasteten die Wachen ihn ab, nicht flüchtig, sondern sorgfältig. Sie befühlten alle ungewöhnlichen Ausbeulungen, und eines Tages hörte ich einen Aufschrei und sah, dass sie Josef festhielten, der dunkelrot angelaufen war.

Zwingli kam angepörscht wie ein Jäger, der gerade gehört hat, wie seine Falle zuschnappt. Die Wachen nahmen zackig Haltung an und meldeten: «Herr Oberwachtmeister, der Häftling hat etwas in seinem Hosenbein versteckt.»

«Rausholen!»

Sie machten sich an Josefs Hosenbein zu schaffen und brachten ein zerknittertes, in Papier eingeschlagenes Etwas zum Vorschein. Innerlich verfluchte ich Josef. Wie hatte er nur so dumm sein können!

«Her damit.»

Einer der Wachtposten überreichte dem Mann von der Wehrmacht das Päckchen, und er wickelte es hastig aus. Ich versuchte zu erkennen, ob es sich um Brot, eine Gurke, oder vielleicht sogar ein Stück Schinken handelte, aber als ich mich etwas vordrängte, sah ich, dass es weder das eine noch das andere war. Es war ein Packen ziemlich abgegriffener Fotografien.

Die Augen des Oberwachtmeisters verengten sich. Dokumente. Illegale Fotos. Ein Saboteur, vielleicht ein Spion! Als er die Fotos jedoch hastig durchblättert, wobei er alle paar Sekun-

den in Josefs knallrotes Gesicht blickte, verschwand das aufge-regte Blitzen aus seinen Augen. Es waren Fotos von Josefs Freun-din, von Josef zusammen mit seiner Freundin, von Josefs Freun-din auf einem Fahrrad, in einem Badeanzug, in einem Liegestuhl, neben Josefs Mutter, auf einer Mauer sitzend, über die Mauer spä-hend, an die Mauer gelehnt. Josefs Freundin in jeder nur erdenk-lichen Pose, die Anstand und Sitte zuliessen.

Jetzt war es Zwingli, der rot anlief. Er holte tief Luft, dann ex-plodierte er. Er trat vor, schlug Josef die abgegriffene Bilder-sammlung links und rechts um die Ohren und schrie zwischen den einzelnen Schlägen: «Du ... Drecksau! ... Weisst... du ... nicht ... dass ... Häftlinge ... keine ... Fotos ... haben ... dürfen?»

Josef rührte sich nicht. Endlich gingen Zwingli mehr oder we-niger gleichzeitig die Worte und die Puste aus. Überhaupt war die ganze Situation zuviel für ihn. Unvermittelt drückte er Josef die Fotos wieder in die Hand und stürzte fast im Laufschrift zurück in die Sicherheit und Normalität des Büros des Oberscharführers.

Ich hätte am liebsten gelacht und geweint, weil das Ganze so lächerlich und gleichzeitig so rührend war. Aber ich tat weder das eine noch das andere, denn vor allem beschäftigte mich die Frage, wie der verrückte Idiot es geschafft hatte, diese Fotos zu retten. Wie hatten sie überlebt, als er sich nach der Ankunft in und vor der Abfahrt aus Majdanek ausziehen musste, und ein drittes Mal bei der Ankunft in Auschwitz? Was hatte er mit diesen rührenden Fotos gemacht, als sie ihn in beiden Lagern in die Duschen hin-ein- und anschliessend wieder hinausprügelten?

Ich weiss es bis heute nicht. Als ich Josef fragte, zuckte er die Schultern und sagte mit einem schiefen Grinsen: «Ehrlich gesagt, habe ich mich das auch schon gefragt.»

Während Oberscharführer und Oberwachtmeister sich gemeinsam an ihrem eigentlichen Problem die Zähne ausbissen, gab Franz uns einen weiteren Rat. Mit einem missbilligenden Blick auf Josef, der seine Fotos durchblätterte, sagte er: «Passt von jetzt an lieber auf, Jungs. Die Zeiten ändern sich.»

* * *

Er hatte Recht. Hätte er gesagt, das ganze Lager sei dabei, sich zu ändern, hätte er gleichermassen Recht gehabt. Als die Gestapo ihr Netz über immer weitere Teile Europas auswarf und immer mehr Häftlinge in Auschwitz ablud, schnellte die Sterberate nach oben. Die Jungen, die Kräftigen, die Gesunden wurden zur Minderheit unter den Muselmännern, jenen bleichen, ausgemergelten, wandelnden Toten, die sich, immer nur eine Haaresbreite von der tödlichen Phenolspritze entfernt, verzweifelt bemühten, einen geschäftigen Eindruck zu machen. Bei jedem Appell wurden mehr Tote mitgezählt und vor dem roten Backsteingebäude hielten nun Lastwagen statt Holzkarren.

Je mehr Häftlinge es gab, desto mehr Tote gab es auch, und nicht immer starben sie durch Schläge, Hunger oder weil sie sonst wie umgebracht wurden. Die sanitären Einrichtungen, von jeher unzureichend, stellten inzwischen eine echte Gefahr dar. Die Ruhr, die immer drohte, fegte durch das Lager, und dann, noch beängstigender, der Flecktyphus. Wenn die Arbeitskolonnen morgens aus dem Lager ausmarschierten, verzweifelt bemüht, sich auf den Beinen zu halten, schwang Oberscharführer Fries seinen Knüppel immer schneller und häufiger.

Es gab natürlich einen Impfstoff gegen den Flecktyphus, der im Ersten Weltkrieg von einem polnischen, aus deutsch-mähri-

scher Familie stammenden Arzt namens Rudolf Weigl entdeckt wurde. Aber jetzt, auf dem Höhepunkt des Zweiten Weltkriegs, waren die Vorräte knapp, und ganz gewiss gab es keine für so absonderliche Orte wie Auschwitz. Also beschloss die Lagerleitung, die wusste, dass die Krankheit durch Läuse übertragen wurde, das Problem bei der Wurzel zu packen und dem Schmutz den Kampf anzusagen. In einem Lager, in dem es nur wenig Wasser und noch weniger Seife gab, wurden alle, die ungewaschen waren, wie Verbrecher behandelt, natürlich nicht, weil man fürchtete, sie könnten ihre Mithäftlinge anstecken, sondern weil die Gefahr bestand, die SS-Männer könnten ebenfalls erkranken und sterben.

Es war eine neue Form der Inquisition. Männer kamen müde, verdreckt und blutverschmiert von der Arbeit zurück und wurden von Kapos umkreist, die sie als Drecksäue beschimpften, ein Ausdruck, der keine Beleidigung mehr war, sondern ein Todesurteil. Der Kampf um Wasser und Seife wurde zum Überlebenskampf. Und wie üblich waren es die Schwachen, die auf der Strecke blieben, wenn Häftlinge sich im Gerangel um Sauberkeit gegenseitig aus dem Weg rempelten.

Ich hatte Glück. Wieder war es Franz, dem ich mein Leben verdankte, denn hätte er mich nicht ins Hauptwirtschaftslager geholt, wäre ich genauso dreckig gewesen wie die anderen. So jedoch konnte ich mich peinlich sauber halten, denn im Hauptwirtschaftslager gab es jede Menge Wasser und Seife, da sichergestellt sein sollte, dass die Hände, die für die SS bestimmte Lebensmittel berührten, gründlich desinfiziert waren.

Aber obwohl ich körperlich wahrscheinlich fitter war als die meisten, musste auch ich kämpfen, um den Mut nicht zu verlieren. Der Geruch des Todes, der Anblick der wandelnden Skelette, die ständigen Erniedrigungen, das alles lastete auf mir wie ein

schweres Gewicht, das mich zu Boden zwingen wollte, und um ein Haar hätten diese tödlichen Verbündeten Erfolg gehabt.

Als wir eines Morgens zum Hauptwirtschaftslager marschierten, nahmen wir plötzlich einen schwachen, unangenehmen Geruch wahr, der zunehmend stärker wurde, und als eine Kolonne weiblicher Häftlinge um die Ecke bog, war uns klar, wo der üble Geruch herkam. Noch nie hatte ich menschliche Wesen in einem derartigen Zustand gesehen.

Franz liess uns anhalten, um sie vorbeizulassen. Die Kleider zerlumpt, die Köpfe kahlgeschoren, schlurften die Frauen auf uns zu. Nur hier und da hatten sich ein paar, die sich einen Rest Stolz bewahrt hatten, einen Stofffetzen um den Kopf gebunden. Aber es waren ihre Gesichter, die mir das Blut in den Adern gefrieren liessen, ihre Totenschädel, ihre Augen, die leer und blicklos waren.⁵

Der Staub wirbelte unter den Holzschuhen der Frauen auf. Ihre Kapos, drall, wohlgenährt, strotzend vor Gesundheit, Peitschen in den Händen, trieben sie auf uns zu, schreiend, drohend, schlagend, während SS-Frauen mit Schäferhunden den Marsch überwachten. Wir standen da, uns demütig unserer eigenen Kraft und Stärke bewusst, fast beschämt, weil wir im Vergleich zu diesen jammervollen Gespenstern so gesund waren.

Allmählich nahmen sie uns wahr, erst eine, dann fünf, dann die ganze taumelnde Kolonne. Und von Gott weiss woher mobilisierten sie irgendwelche letzten Kraftreserven. Sie hoben die Köpfe, diese weiblichen Muselmänner, sie versuchten, die Schultern zu straffen, und als sie auf einer Höhe mit uns waren, rief eine der

5 Seit Ende März 1942 wurden Jüdinnen aus der Slowakei nach Auschwitz deportiert. In den Blöcken 1-10 des Stammlagers richtete die SS ein Frauenkonzentrationslager ein, das zunächst noch der Kommandantur des KZ Ravensbrück unterstand. Im August 1942 wurden die weiblichen Häftlinge nach Birkenau in den Lagerabschnitt Bla verlegt.

hohlwangigen Heldinnen: «Jemand aus der Slowakei unter euch?»

Josef, Ipi und ich brüllten: «Ja ... wir!»

«Wisst ihr, wo...»

Doch wir bekamen den Namen, den sie uns zurufen wollte, nie zu hören. Ein bulliger weiblicher Kapo zog ihr die Peitsche über das Gesicht. Sie taumelte, eine Freundin bekam sie gerade noch zu fassen und schleppte sie halb an uns vorbei, während Blut aus einer tiefen Platzwunde auf die Lumpen der beiden tropfte. Wir hielten den Mund, denn wir wussten jetzt, dass jedes Wort von uns die Peitschen nur erneut auf den Plan rufen würde.

Das heisst, ich versuchte, den Mund zu halten, konnte es aber nicht, denn während die zerlumpte Reihe an uns vorbeizog, hob sich plötzlich ein Gesicht aus der Masse der grauen, ineinander verschwimmenden Gesichter heraus.

Es war das Gesicht meiner Cousine Eva. Meiner Cousine Eva aus Topolcany.

Sie war ungefähr in meinem Alter, etwas über siebzehn, keine Schönheit, das nicht, aber intelligent, voller Energie, voller Humor, und in der ganzen Stadt bekannt für ihren Schick. Eva, die Intellektuelle, die so gut Englisch sprach. Eva, die Pianistin, immer unterwegs zu irgendwelchen Partys. Eva, die kein Muselman war, sondern immer noch hoch erhobenen Hauptes daherging.

Ich rief ihren Namen. Sie drehte den Kopf und schaute überrascht und ungläubig zu mir herüber. Ich sah, wie sie die Stirn runzelte, sah, wie Erkennen in ihren Augen aufflackerte und Leben in ihr schmales, hageres Gesicht kam.

«Rudi!»

Eine Peitsche hob sich und sauste auf sie herab, aber Eva wankte nicht. Ich hob die Hand zum Gruss, und sie hob die Ihre

in einer grossartigen Geste des Trotzes, und als sie in nur zehn Meter Entfernung an mir vorbeimarschierte, schrie sie:

«Wiedersehen, Rudi. Wiedersehen!»

Wieder sauste die Peitsche auf sie herab, hatte aber nicht mehr Wirkung als eine Fliegenklatsche, denn Eva war kein gewöhnliches Mädchen. Ihre Stimme war nicht mehr sehr kräftig, aber immer noch voller Mut. Kein Winseln, kein Flehen um Mitleid, schwang darin, sondern der Geist des Widerstands, der selbst am Rand des Todes noch in ihr glomm.

«Wiedersehen, Eva. Viel Glück!»

Lächerliche Worte. Bedeutungslose Worte. Leere Worte. Denn ich wusste genauso gut wie sie, dass kein Glück der Welt sie retten würde. Ich wusste genauso gut wie sie, dass sie sterben würde, und als die Kolonne hinter einer Häusercke verschwand, sah ich ihr nicht nach.⁶

«Bewegung, ihr faulen Säcke. Das hier ist kein Schulausflug. *Abmarsch!*»

Franz' Stimme war schärfer, als ich sie je zuvor gehört hatte. Franz verstand.

Ich habe nie erfahren, wo diese slowakischen Mädchen herkommen und was aus ihnen wurde. Aber ein paar Tage später marschierte ein neuer Trupp Frauen am Hauptwirtschaftslager vorbei und wurde von den Kapos auf einen Hof getrieben, der an den hinter unserem Gebäude grenzte. Wir wussten, dass sie am Verhungern waren, wir hätten es auch gewusst, hätten wir nicht gesehen, wie sie streichholzdünne Arme durch den Stacheldraht streckten, leere Konservendosen von den Abfallhaufen fischten und sie mit den Fingern sauber kratzten.

Eine Weile beobachtete Franz sie, stirnrunzelnd, an seinem Daumennagel herumkauend. Schliesslich sagte er: «Rudi, wir müssen was für diese Mädchen tun.»

⁶ Was aus Eva wurde, konnte leider nicht ermittelt werden.

«Aber was zum Teufel können wir denn tun, wo diese verdammten bewaffneten Affen die Tür bewachen?»

«Ich weiss es noch nicht. Aber mir fällt schon noch was ein.»

Ich überliess ihn seinen Überlegungen, glaubte aber nicht, dass ihm tatsächlich eine Lösung einfallen würde. Sicher, wir sassen auf Bergen von Lebensmitteln, aber sie wurden so streng bewacht, dass wir genauso gut kilometerweit entfernt hätten sein können. Ich war mir absolut sicher, dass nicht einmal der gewiefte Franz es schaffen würde, die Hindernisse um uns herum zu überwinden.

Doch er gab nicht so schnell auf. Nach einer Weile kam er zu mir und sagte: «Hör zu. Im Erdgeschoss stehen tausend Kisten mit Marmelade, guter italienischer Marmelade mit Nüssen drin, und ich weiss, dass es genau tausend sind, weil Zwingli, die kleine Ratte, sie schon zweimal gezählt hat.»

Er grinste mich an und fuhr mit einem Augenzwinkern fort: «Wie ich den Herrn Oberwachtmeister kenne, wird er sie noch einmal zählen. Sag mir Bescheid, wenn es so weit ist.»

Er war verschwunden, bevor ich ihn fragen konnte, was er vorhatte, aber ich musste zugeben, dass er Zwingli richtig eingeschätzt hatte. Ein paar Minuten später kam das penible kleine Männchen ins Lager getrottet und fing an, die Marmeladenkisten noch einmal zu zählen. Es dauerte eine ganze Weile, denn er war gründlich, und als er fertig war, sagte ich Franz Bescheid.

«Sehr schön. Ich wusste, dass er zurückkommen würde, um die Kisten ein letztes Mal zu zählen. Jetzt können wir uns nehmen, was wir wollen.»

«Und wenn er noch mal kommt?»

«Er wird nicht noch mal kommen. Dreimal – so einer wie er macht alles dreimal.»

«Vielleicht. Aber wie zum Teufel sollen wir an den Wachen vorbeikommen?»

Jetzt war Franz in seinem Element. Er griff sich eine der Kisten, balancierte sie auf den Fingerspitzen der einen Hand und sagte: «Pass auf!»

In aller Ruhe ging er zur Tür, die Marmeladenkiste auf der hoch erhobenen Hand wie ein Kellner, der ein Tablett durch ein überfülltes Restaurant trägt. An der Tür angekommen, hob er auch den anderen Arm und sagte zu den Wachen: «Machen Sie bitte schnell mit der Durchsuchung, meine Herren, ich habe es eilig.»

Die Wachen tasteten ihn ab, befühlten seine Taschen, beklopften seine Hosenbeine. Dann liessen sie ihn mit einem Kopfnicken passieren, und Franz verschwand hinter dem Gebäude.

Ich rannte an ein Fenster im oberen Stock, von dem aus ich die Mädchen sehen konnte, und beobachtete alles. Ich sah Franz zum Zaun gehen, sich halb umdrehen und die Kiste mit einer Bewegung aus dem Handgelenk heraus zu einer Gruppe slowakischer Mädchen schleudern. Sie landete klirrend vor ihren Füßen. Eine Sekunde lang starrten sie ungläubig auf dieses Geschenk, das im wahrsten Sinn des Wortes vom Himmel gefallen war. Dann stürzten sie sich darauf. In weniger als einer Viertelminute war die Marmelade verschwunden.

Leise vor sich hinpfeifend kam Franz zurück, aus zweierlei Gründen in Hochstimmung. Erstens, weil er immerhin einigen der Mädchen etwas zu essen beschafft hatte, und zweitens, weil er die Wachen so dreist und unverfroren zum Narren gehalten hatte. Ich jedoch machte mir immer noch Sorgen und sagte ihm das auch.

«Wie wollen wir das vertuschen, wenn er die Marmelade noch mal zählt?»

«Er wird sie nicht noch mal zählen. Er zählt nie mehr als dreimal. Er ist ein Gewohnheitstier, wie alle Hunde.»

NÄHERE BEKANNTSCHAFT MIT AUSCHWITZ 177

Doch dieses Mal irrte sich der sonst so kluge, gewitzte Franz. Zwingli kam zurück und fing an, die Marmeladenkisten ein viertes Mal zu zählen.

«Eins ... zwei... drei... vier ... fünf...»

Ich rannte los, um Franz zu suchen. Er stiess einen leisen Fluch aus und kam hastig mit mir zurück zum Lagerraum. Gemeinsam beobachteten wir die menschliche Rechenmaschine.

«Fünfundsechzig ... sechsendsechzig ... siebenundsechzig...»

Franz betrachtete ihn fast verträumt durch gesenkte Lider, während mein Magen vor Anspannung völlig verkrampft war. Und Zwingli zählte und zählte, die Zahlen leise vor sich himurmelnd. Sie fielen herab wie Sandkörner in einem Stundenglas.

Weiter und weiter, bis das Unvermeidliche immer näherkam. Ich fing an zu schwitzen. Franz jedoch blieb völlig ungerührt.

«Neunhundertsiebenundneunzig ... neunhundertachtundneunzig ... neunhundertneunundneunzig.»

Langsam richtete Zwingli sich auf und zupfte an seinem linken Ohrfläppchen herum. Er hatte nicht gesehen, dass Franz und ich ihn aus einer Ecke des Lagerraums beobachteten. Er hatte überhaupt nichts gesehen, ausser den Marmeladenkisten. Nun schien er seinen eigenen Augen nicht glauben zu wollen. Schier endlos stand er einfach nur da und betrachtete die Reihen der säuberlich aufgestapelten Kisten. Dann fing er noch einmal von vorne an, nur um sich zu vergewissern, dass er nicht dabei war, den Verlust zu verlieren.

«Eins ... zwei... drei... vier ... fünf ... sechs ...»

Es war ein Aufschub, aber einer von nur von begrenzter Dauer. Männer wie Zwingli machten keine Fehler, wenn es um Zahlen ging, und wir wussten, dass der Augenblick der Abrechnung nur

tausend Sekunden entfernt war. Beiläufig sagte Franz: «Gehen wir wieder an die Arbeit. Es hat keinen Zweck, noch länger hier rumzustehen.»

Wir gingen, und ich machte mich wie ein Automat daran, einen Waggon zu entladen. Franz lärmte und witzelte auf seine übliche, gut gelaunte Art, als zähle Zwingli nur Strickmaschen, statt Beweise zu sammeln, die den für das SS-Hauptwirtschaftslager verantwortlichen Kapo an den Galgen bringen konnten.

«Na los, ihr jüdischen Faulpelze. Bewegt euch! Bringt das...»

«Kapo!»

Langsam, fast träge, drehte Franz sich um. Sein Gesicht war ausdruckslos und respektvoll, als er sagte: «Herr Oberwachtmeister?»

«Eine der Marmeladenkisten fehlt. Als ich sie heute Morgen gezählt habe, waren es tausend. Jetzt sind es nur noch neunhundertneunundneunzig. «

Franz runzelte die Stirn und tippte sich mit einem Fingernagel gegen die Zähne. Dann sah er Zwingli an und sagte unschuldig: «Vielleicht haben Sie sich verzählt, Herr Oberwachtmeister. Das ist mir auch schon oft passiert.»

Es war Arroganz der feinsten Art. Zwingli wurde rot und brüllte: «Ich verzähle mich nicht! Einer von diesen dreckigen, diebischen Juden hat eine der Kisten geklaut!»

Franz nahm zackig Haltung an und schnarrte: «Falls das stimmt, werden wir den Verantwortlichen bald gefunden haben.»

Und sich zu uns umdrehend, bellte er: «Ihr habt gehört, was der Herr Oberwachtmeister gesagt hat. Also, wer von euch ist es gewesen? Wer von euch hat die Kiste geklaut? Raus damit, sonst prügele ich euch allen das Hirn zu Brei!»

Niemand sagte etwas. Alle, mit Ausnahme von Josef, mir

selbst und drei neuen französischen Häftlingen, die gesehen hatten, wie Franz mit der Kiste davonspazierte, scharrrten mit den Füßen und sahen sich nervös um. «Also gut», blaffte Franz weiter. «Der Herr Oberwachtmeister und ich werden jetzt das gesamte Gebäude absuchen. Und Gnade euch Gott, wenn wir auch nur einen Splitter von dieser Kiste finden.»

Damit zogen sie los, um den Heuhaufen nach einer Nadel abzusuchen, die nicht da war. Wir arbeiteten weiter, bis sie eine Stunde später zurückkamen, Franz war immer noch ganz gelassen, Zwingli jedoch schien mit den Nerven am Ende zu sein.

«Ich mache dich für diese Sache verantwortlich, Kapo», fauchte er. «Dafür kommst du in Block II.»

Block 11 war der Strafblock, der Block, wo Männer eine Scheinverhandlung bekamen, die kaum länger als drei Minuten dauerte, bevor sie zum Tod verurteilt wurden.

Franz bedachte Zwingli mit einem langen Blick, der gleichzeitig arrogant und vorwurfsvoll war.

«Herr Oberwachtmeister», sagte er leise, «ich bin schon sehr lange Kapo. Und ich bin Deutscher, wie Sie wissen. Verstehe ich Sie richtig, dass Sie meine Ehrlichkeit anzweifeln?»

«Abführen», knurrte der Oberwachtmeister, aber ich sah, dass er verunsichert war. Die Wachen bauten sich neben Franz auf, der mir verstohlen zuzwinkerte, als er abgeführt wurde.

Zwingli zog sich in sein Büro zurück und bestellte ein paar Minuten später den Unterkapo, einen Polen namens Skarzinsky zu sich, der nichts für uns Juden übrighatte, bis jetzt aber von Franz in Schach gehalten worden war. Eine halbe Stunde später kam Skarzinsky zurück und baute sich lächelnd vor Josef und mir auf.

«Hört zu, Jungs», sagte er. «Ich hab so eine Ahnung, wie das Ganze abgelaufen ist, und ich weiss, dass es deswegen ver-

dammt grossen Ärger geben wird. Zwingli meint es ernst. Wenn ihr mir sagt, was passiert ist, kann ich die Sache vielleicht irgendwie hinbiegen.»

Josef und ich sahen ihn verständnislos an. «Wir wissen nichts», sagte ich. «Ich glaube immer noch, dass er sich verzählt hat.»

Er wandte sich den Franzosen zu, Neulingen, die in Auschwitz noch nicht durchblickten. In fliessendem Französisch versuchte er es bei ihnen mit demselben Trick, und dieses Mal funktionierte er.

Ich verstand nicht, was sie sagten, aber so, wie sie die eine Hand in die Luft reckten und auf die Tür deuteten, wusste ich, dass sie beschrieben, wie Franz sich mit der Marmelade davongemacht hatte. Der Unterkapo nickte kurz und verschwand im Büro des Oberwachtmeisters. Ein paar Minuten später gingen die beiden auf den Hof, auf dem die slowakischen Mädchen eingepfercht gewesen waren, und kamen mit Resten der Kiste zurück. Sie würden genügen, um Franz zu hängen.

Zwingli liess ihn auf der Stelle holen. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, beschuldigte er ihn direkt.

«Du hast die Marmelade gestohlen. Gib es zu!»

«Herr Oberwachtmeister, es macht mir nichts aus, unnötig zu leiden», sagte Franz. «Aber ich muss wiederholen, dass ich Deutscher bin und als solcher von einem Deutschen Gerechtigkeit erwarte.»

Langsam holte Zwingli die Holzsplitter hinter dem Rücken hervor und schlug sie Franz ins Gesicht.

«Du hast die Marmelade gestohlen», brüllte er. «Du hast sie auf der hoch erhobenen Hand an den Wachen vorbeigetragen. Du hast sie den jüdischen Weibern zugeworfen!»

Franz sah zu uns herüber, sah uns der Reihe nach an. Dann sagte er: «Wer von euch miesen Schweinen hat mich verraten?»

Zum zweiten Mal wurde er abgeführt, und ich war sicher, dass ich ihn nie wiedersehen würde. Bald jedoch sickerte zu uns durch, dass er anders als erwartet nicht zum Tod verurteilt worden war. Allerdings war seine Strafe in vieler Hinsicht schlimmer als der Tod.

Er wurde zu fünfzig Peitschenhieben, zwei Wochen im Stehbunker und zu «lebenslang» im Strafkommando verurteilt. Wir wussten alle, dass jede einzelne der drei Strafen einem Todesurteil gleichkam.

Es gab nur sehr wenige, die die Peitsche überlebten. Im Stehbunker, einer Art Telefonzelle ohne Fenster, wurden die meisten entweder verrückt oder starben. Je fünf zu dieser Strafe verurteilte Häftlinge wurden nach ihrer langen Tagesarbeit dort hineingepackt und mussten die Nacht in absoluter Dunkelheit verbringen. Man nahm ihnen die Schuhe weg, so dass sie auf den nackten Steinen stehen mussten. Da der Platz gerade ausreichte, dass sich einer der Männer hinsetzen konnte, gingen meist nach ein paar Nächten die Kämpfe um dieses Privileg los.

Falls Franz diese beiden Torturen überstehen wollte, musste er schier übermenschliche Kräfte besitzen, dachte ich, und selbst wenn er es schaffte, würde er das Strafkommando, das darauf angelegt war, langsam zu töten, nie überleben.

Die Hauptaufgabe des Strafkommandos bestand nämlich darin, zur Verstärkung der Sicherheitsanlagen rund um das Lager riesige Gräben auszuheben, fünf Meter tief und sechs Meter breit. Die Männer bekamen keine Werkzeuge, sondern mussten mit blossen Händen graben und die Erde in ihren Mützen wegtragen. Wenn sie morgens zur Arbeit abmarschierten, zogen sie einen Karren hinter sich her, in dem sie diejenigen, die tagsüber starben, zurückbringen mussten, und im Allgemeinen war er abends ziemlich gut beladen, denn die Kapos und die SS-Männer, die die Auf-

sicht über das Kommando führten, wurden wegen ihrer sadistischen Neigungen ausgewählt.

Zum Beispiel mussten die Häftlinge, wenn sie die Erde wegbrachten, durch ein Spalier von Bewachern laufen, die auf sie einschlugen und eintraten. Wenn ein Mann stürzte und nicht mehr aufstehen konnte, sagte einer der Kapos mit lauter Stimme: «Wollen wir doch mal sehen, ob er schauspielert oder ob er wirklich nicht mehr laufen kann.»

Während die anderen zusahen, prügelte er den Mann zu Tode und verkündete dann grinsend: «Er konnte wirklich nicht mehr laufen!»

Andere hatten einen noch subtileren Sinn für Humor. Zum Beispiel gab es den «faulen» Kapo, der ein Virtuose mit dem Lasso war und erst gegen Abend in Aktion trat.

Nach dem Abendessen warf er einen Blick in die grosse Kiste, die für die Leichen derer bereitstand, die in der Nacht starben. Wenn sie leer war, sah er seine Mitkapos erstaunt an und sagte: «Irgendwas stimmt hier nicht.»

Dann machte er sich breit grinsend mit dem Lasso auf die Jagd, bis es ihm gelang, einem Häftling die Schlinge um den Hals zu werfen. Die anderen Kapos bildeten daraufhin einen Kreis und sahen dem widerlichen Rodeo zu, das immer mit einer Strangulation endete. Der «faule» Kapo nahm den Applaus entgegen und verkündete gähnend: «Genug gearbeitet für heute. Ich gehe wieder in mein Zimmer.»

All diese Geschichten hatte ich gehört, bevor Franz weggebracht wurde, ein paar davon hatte er mir selbst erzählt. Und während ich an jenem Nachmittag Kisten aus einem Zug lud, hoffte ich, dass er möglichst schnell unter der Peitsche sterben würde, dass vielleicht schon der erste Schlag seine Nieren treffen und ihn töten würde.

Mein Todeswunsch war gut gemeint, aber ich hatte Franz unterschätzt. Ich hatte die Lebensversicherungen vergessen, die er

seit so Langem abgeschlossen hatte, die Beiträge, die er in Form von Zitronen, Schinken, Salami und Marmelade an einflussreiche andere Kapos entrichtet hatte.

Als die Auspeitschung bevorstand, trat ein Kapo zu den beiden Häftlingen, die diese Aufgabe erledigen mussten, und murmelte: «Geht vorsichtig mit Franz um. Sorgt dafür, dass es gut aussieht, aber geht vorsichtig mit ihm um.»

Als Franz in den Stehbunker kam, waren zufälligerweise keine anderen Häftlinge für diese Strafe vorgesehen. Irgendwie vergass der zuständige Kapo, Franz die Schuhe wegzunehmen, und wie der Zufall es wollte, hatte jemand eine Decke auf dem Boden des Bunkers liegen lassen.

Und als er zwei Wochen später im Strafkommando landete, hiess es überall: «Seht mal, wer hier ist? Franz Marmelade!»⁷

Alle freuten sich, ihn zu sehen, sogar der «faule» Kapo, der normalerweise nur auf neue Beute für sein Rodeo erpicht war. Freuten sich so, dass sie irgendwie sogar vergassen, ihn zu schlagen.

Er war einer der bemerkenswertesten Männer, die ich in Auschwitz kannte. Er überlebte das Lager und ist in seinem heimatlichen Wien, wo er ein Hotel führt, immer noch als Franz Marmelade bekannt.

7 Franz Kejmar gibt im Interview mit Erich Kulka an, SS-Schutzhaftlagerführer Hans Aumeier habe ihm den Spitznamen gegeben.

ACHTES KAPITEL

Eine nackte Welt

Oberwachtmeister Zwingli war zufrieden wie ein Mann, der nicht nur eine leckere Mahlzeit verspeist, sondern auch siegreich einen Streit mit dem Oberkellner ausgefochten hat. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, wippte er auf den Absätzen, ein arrogantes Lächeln zauberte fast so etwas wie Leben auf sein kittgraues Gesicht. Das war seine grosse Stunde.

«Ich habe Juden nie gemocht», hob er an wie zu einem Vortrag vor einer anthropologischen Gesellschaft. «Habe ihnen nie getraut. Doch nie hätte ich gedacht, dass ich einmal erleben würde, wie selbst Juden so tief sinken können wie ihr. Ihr seid Abschaum. Das Einzige, was man zu euren Gunsten sagen kann, ist eventuell, dass ihr euch von diesem üblen kommunistischen Kapo habt beeinflussen lassen. Bildet euch aber bloss nicht ein, dass das eine Entschuldigung ist. Ihr seid schlimmer als Diebe. Ihr seid Saboteure, Schädlinge, ihr verschiebt hier das Essen von Männern, die kämpfen, um die Zivilisation zu retten! Morgen bekommt ihr eine neue Arbeit zugewiesen, und ich hoffe, dass euch der Lagerkommandant ins Strafkommando schickt.»

Zivilisation! Ich dachte an die verhungerten slowakischen Mädchen, die im Abfall wühlten, an die in die Aura des Todes gehüllten «Muselmänner», die Prügel, die Erschiessungen, die Morde. Fast staunend schaute ich in das schmierige, zuckende Gesicht vor mir und begriff plötzlich, dass Zwingli bedingungslos jedes Wort glaubte, das er sagte.

Sein Wunsch, dass wir ins Strafkommando geschickt wurden,

ging allerdings nicht in Erfüllung, denn Fries hatte andere Pläne, wie übrigens auch Rudolf Höss, der Lagerkommandant.

Das sollten wir erfahren, nachdem wir den letzten Blick auf das Paradies von Franz Marmelade, wie er jetzt bei den einfachen Häftlingen, den Kapos und sogar der SS hiess, geworfen hatten und ins Lager zurückkehrten. Als wir in unsere hübschen, sauberen Baracken marschierten, beschied man uns kurz und bündig: «Ihr werdet in Block 18 verlegt. Ins Buna-Kommando.»

Also nicht der Strafblock, sondern Buna.¹ Josef und ich schauten uns an und fragten uns, was schlimmer war, denn wie ein widerwärtiger, nicht identifizierbarer Geruch zog dieser seltsame Name nun schon lange durchs Lager. Was er bedeutete, wussten wenige, dass man sich besser von dem Ort dieses Namens fernhielt, alle.

Bald wussten wir auch, dass die Gerüchte zutrafen. Um drei Uhr nachts wurden wir geweckt und mussten vor unserem Block Aufstellung nehmen. «Na, wenigstens bleibt uns der Zählappell erspart», flüsterte Josef.

Das sollte aber auch der einzige Vorteil des Buna-Kommandos gegenüber dem übrigen Lager bleiben. Ein deutscher Kapo mit dem grünen Winkel des Berufsverbrechers paradierte vor uns auf

1 Seit April 1941 erbaute die Interessengemeinschaft Farbenindustrie Aktiengesellschaft (I.G. Farben) in der Nähe der Stadt Auschwitz Werke zur Herstellung von synthetischem Gummi (Buna) und synthetischem Treibstoff. Auf Befehl von Hermann Göring, Bevollmächtigter des Vierjahresplans, stellte das Konzentrationslager Auschwitz dem Chemiekonzern Häftlinge als Sklavenarbeiter zur Verfügung. Das Arbeitskommando Buna, das auf der I.G. Farben-Baustelle arbeiten musste, galt als Todeskommando. Anfangs mussten die Häftlinge zu Fuss vom Stammlager zur Baustelle marschieren, später wurden sie mit dem Zug transportiert. Im Oktober 1942 richtete die I.G. Farben direkt neben dem Werksgelände ihr firmeneigenes KZ Buna/Monowitz ein.

und ab und schrie: «Einige von euch sind neu in diesem Kommando. Denen gebe ich einen guten Rat: Wenn ihr abends euer Brot bekommt, esst nur die Hälfte davon und hebt euch den Rest für den nächsten Morgen auf. Denn bis mittags kriegt ihr nichts zu essen. Und ihr habt nicht nur einen schweren Marsch vor euch, sondern ihr müsst auch härter arbeiten als je zuvor in eurem Leben, und wer mit leerem Magen losgeht, stirbt.»

Ein Grummeln meines leeren Magens bestätigte seine Worte. Aber er fuhr schon fort: «Habt ihr alle Brot?»

Niemand sagte etwas, schon gar nicht Josef, Ipi und ich, denn mittlerweile hatten wir gelernt, dass man es in Auschwitz tunlichst vermied, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, egal, wie. Doch der Kapo kam schon auf uns zu und sagte: «Das ist euer erster Tag im Buna-Kommando, stimmt's?»

«Ja, Herr Kapo.»

«Ich wette, ihr habt kein Brot.»

Pause. Dann: «Nein, Herr Kapo.»

Leise fluchend zog er ein Stück aus der Tasche, brach es in drei Teile und gab sie uns. So dankbar wir das Brot annahmen, wussten wir in dem Moment doch alle drei, dass unser Leben nun wirklich hart werden würde. Deutsche Verbrecher waren nicht für ihre Grosszügigkeit bekannt.

Es war auch kein Akt der Menschenfreundlichkeit. Der Kapo hatte uns das Brot nicht gegeben, weil er uns helfen wollte, das vor uns Liegende zu überleben, sondern weil er nicht wollte, dass wir auf dem Marsch zur Arbeit zusammenbrachen. Dann bekam nämlich er von Fries mit seinem Knüppel eins über den Schädel. Dem Kapo oblag es, dafür zu sorgen, dass alle Männer arbeitsfähig waren, und wenn das aus irgendeinem Grund nicht der Fall war, musste er dafür büssen. Er kriegte nicht nur Prügel, sondern wurde unter Umständen sogar degradiert.

Irgendwo rief jemand: «Marsch!», und wir setzten uns, einer nach dem anderen, in wohlgeordneten Kolonnen von einhundert Mann Richtung Tor in Bewegung. Ich war in der sechzehnten Hunderterkolonne, und als wir an den SS-Männern vorbeikamen, die uns zählten, sah ich, wie Fries uns über seinen Knüppel hinweg voller Verachtung musterte. Offenbar schlief der Mann nie und erlahmte nie auch nur eine Sekunde lang in seiner Wachsamkeit.

Wir marschierten über die vertraute, mit dem Blut von Häftlingen erbaute Strasse zwischen den Bäumen und Gebäuden entlang, bis wir zu einem Güterzug mit siebzig oder achtzig Waggonen kamen. SS-Männer mit Hunden und Maschinenpistolen beobachteten uns kalt, und dann traten die Kapos in Aktion.

Ehe ich mich's versah, prügelten sie uns in die Waggonen, trieben uns fluchend und tretend durch die offenen Türen zu dem einen Zufluchtsort, der dahinter lag. In Panik stürzten wir hinein, stiessen uns bei dem Versuch, von den Knüppeln wegzukommen, gegenseitig um, stolperten und traten auf die, die unter die Füße der vorwärts trampelnden Menge gerieten. Die Halbbetäubten wurden nach uns hineingeworfen, und da es zum Sitzen ohnehin viel zu eng war, mussten wir sie stützen.

Es war auch zu eng zum Bewegen, denn der Waggon war in ein Abteil für einhundertundzwanzig Häftlinge und in ein anderes für den Kapo und seine Helfer geteilt. Wütend schaute ich sie in ihrem Erster-Klasse-Abteil an: den Berufsverbrecher und seinen Stellvertreter, den Schreiber und seinen Stellvertreter, und den jungen, hübschen Knaben mit dem zarten Gesicht, der keine offizielle Funktion zu haben schien.

«Wer ist der Blonde?», flüsterte ich dem Mann neben mir zu.

«Der Pipel² des Kapos natürlich. Was zum Teufel dachtest du denn?»

Nachdem wir eine halbe Stunde eng zusammengezwängt und ohne uns rühren zu können, gewartet hatten, ruckte der Zug und rumpelte langsam los. Wir fuhren nach Buna, und angesichts dessen, was ich eben erlebt hatte, begriff ich, dass ich meine Haltung zu Auschwitz ändern musste. Es ging nicht mehr ums Überleben schlechthin. Es ging darum, das Heute zu überleben und nicht zuviel an morgen zu denken.

Die Fahrt dauerte vermutlich nur zwei Stunden, doch sie kam einem endlos vor. Neben mir, an mich gequetscht, stand ein Mann mit Ruhr; er würde den Tag nicht überleben. In einer Ecke erbrach sich ein Mann, dem ein Kapo mit dem Knüppel den Arm gebrochen hatte, vor Schmerzen. Selbst die Gesunden fanden es schwer, in dem Gestank von Schweiß, Blut und Exkrementen zu atmen.

Endlich jedoch kamen wir langsam zum Stehen. Die Türen wurden aufgerissen, und wieder fielen die Kapos über uns her: Wild auf uns einknüppelnd, zerrten sie uns aus den Waggonen, trieben uns mit irrsinnigem Tempo an und schrien in einem fort: «Schneller, ihr Schweinehunde! Schneller!»

Auch die SS war anwesend, in grosser Zahl mit Hunden und Waffen. Die Männer schauten immer wieder auf ihre Uhren und knurrten: «Beeilt euch ... wir sind zu spät! Macht ihnen Beine! Sie sollen antreten!»

Sie droschen uns in Reih und Glied und machten uns Beine. Die langen Kolonnen geprügelter Zebras schleppten sich im flotten Takt zu den ständigen Schlägen und sporadischen Schüssen nach Buna.

2 «Pipel» wurden junge Häftlinge genannt, die Funktionshäftlingen wie zum Beispiel Lager- oder Blockältesten «persönliche Dienste zu leisten hatten». (Langbein, *Menschen*, S. 453)

Vor mir geriet ein Mann ins Stolpern. Ein Kapo schlug ihn mit dem Knüppel nieder, und als er aus dem Glied taumelte, schoss ein SS-Mann sofort, verfehlte ihn und erschoss den Mann daneben. Dann brüllte ein anderer Kapo: «Verdammt noch mal, hebt die Leiche auf. Hier ist kein Friedhof! Nehmt ihn mit!»

Die Sommersonne verbrannte mir den Nacken. Der Schäferhund, der neben mir hertrötete, hechelte. Als ein weiterer Mann aus der Reihe torkelte und hinfiel, schoss ihm ein SS-Mann den Kopf weg, ohne auch nur stehenzubleiben. Weiter vorn scherte ein verzweifelter Häftling aus und wurde von einer Maschinenpistolensalve niedergemäht. Die SS-Männer traktierten die Kapos mit Fusstritten und schrien die ganze Zeit: «Schneller, ihr Hunde! Wir sind zu spät! Wir sind zu spät!»

Das muss die wahre Hölle von Auschwitz sein, dachte ich. Die Hölle im Laufschrift, ein Auschwitz, von dem ich mich bisher hatte fernhalten können. Doch ich täuschte mich, es war nur das Fegefeuer, ein entsetzlicher Vorgeschmack auf Buna.

Dann erblickte ich unseren Arbeitsplatz: Holzstapel, Betonmischmaschinen, alles, was man zum Bauen brauchte. Halbfertige Gebäude erhoben sich gen Himmel, und überall rannten Hunderte von Männern, angetrieben vom Gebrüll der Vorarbeiter, wie Ameisen hin und her. Selbst aus der Entfernung war es grauhaft anzusehen, doch erst beim Näherkommen offenbarte sich mir das gesamte Bild mit all seinen fürchterlichen Einzelheiten.

Rennende, fallende Männer wurden getreten und erschossen. Mit irrem Blick schlugen sich Kapos einen blutigen Pfad durch das Gewimmel der Häftlinge, SS-Männer schossen aus der Hüfte wie Filmcowboys, die in einen grotesken, nicht enden wollenden Horrorstreifen geraten waren. Und in grausigem Widersinn zu

dem Chaos bahnten sich Gruppen ruhiger Männer in untadeliger Zivilkleidung einen Weg durch die Leichen, die sie keines Blickes würdigten, massen mit leuchtendgelben Zollstöcken Bauholz ab und machten sich, absolut gleichgültig gegenüber dem Blutbad rings um sie herum, fein säuberlich Aufzeichnungen in ledergebundenen schwarzen Notizbüchern.

Mit denen, die hier arbeiten mussten, sprachen die Herren in den dezenten grauen Anzügen nie. Auch nicht mit den Kapos oder niederen SS-Chargen. Wenn sie allerdings hin und wieder einem ranghohen SS-Mann ein paar Worte ins Ohr sagten, erfolgte ein neuer Gewaltausbruch. Dann trat der Uniformierte brutal nach einem Kapo und brüllte: «Mach den Schweinen Beine, du fauler Hund. Weisst du nicht, dass die Wand um elf Uhr hochgezogen sein muss?»

Woraufhin sich der Kapo wieder aufrappelte, sich seinerseits auf die Häftlinge stürzte und auf sie eindrosch. Schneller, schneller, schneller! In Buna gab es nur zwei Arten von Arbeitern – die Schnellen und die Toten.

Wir wurden zu einem riesigen Lagerraum geführt, der mit Zementsäcken vollgestellt war. «Bringt die dort drüben hin. Los, los!», schrie unser Kapo. «Im Laufschrift! Rennt, ihr Schweine, rennt!»

Jemand warf mir einen Zementsack auf den Rücken, und ich rannte. Als mir an der Tür ein Kapo mit dem Knüppel einen Schlag auf die Nieren verpasste, strauchelte ich, rannte aber weiter. Zehn Meter weiter prügelte ein Hilfskapo auf mich ein. Vor mir ging ein Mann zu Boden, mit dem Knüppel zerschmetterten sie ihm den Kopf. Ich stolperte über seine Leiche, blieb aber irgendwie auf den Beinen und warf meinen Sack an einer Betonmischmaschine und einem merkwürdigen Geflecht aus dickem Eisendraht ab, das bald mit Beton bedeckt sein würde. Josef keuchte hinter mir, und panisch, wie in einem Alptraumrennen,

rannten wir gegen die Uhr an, die wir nie besiegen konnten, rann-
ten zurück, um weitere Säcke zu holen. Ständig hagelte es Schläge
und Beschimpfungen.

In einem fortrennend, schleppte ich Sack um Sack, bis mir der
Schweiss in den Augen brannte und mein Mund und meine Kehle
trocken und staubverkrustet waren. Stundenlang – wie viele Stun-
den, werde ich nie wissen – raste ich hin und her, hin und her,
denn ich wusste, jetzt war ich Teil einer Maschine, ein Rädchen
im Getriebe, das weggeworfen wurde, sobald es zerbrach.

Endlich ertönte ein durchdringendes Pfeifen. Auf der Baustelle
kam sofort alles zum Halt. Das Rumpeln der Betonmischmaschi-
nen erstarb, Männer brachen in die Knie. Ich blieb einfach neben
Josef stehen, psychisch und physisch taub. Als ich allmählich
wieder klarer sehen konnte, fiel mein Blick auf einen der Wasser-
hähne, aus dem man das Wasser zum Mischen des Betons holte.
Langsam, mechanisch ging ich darauf zu und wollte ihn gerade
auf drehen, als mich jemand am Arm packte.

Ich riss mich los und drehte mich um. Ein grosser, kräftiger
Häftling von etwa dreissig schaute auf mich hinunter und sagte:
«Rühr den nicht an, mein Freund. Ein Schluck, und du kriegst die
Ruhr. Und dann schmorst du!»

Ich betrachtete den Wasserhahn, dann wieder den Häftling.
Dann bedankte ich mich bei ihm und ging zurück zu Josef und Ipi
Müller, die, den Kopf zwischen den Knien, auf dem Boden sas-
sen.

In riesigen Kübeln wurden ein teeähnliches Gebräu und Suppe
gebracht, eine dünne, graue Brühe, von deren Zutaten und Her-
kunft man lieber nichts wissen wollte. Wir schlangen alles gierig
herunter, doch ich hatte immer noch Durst und merkte, wie sich
mein Blick stets aufs Neue zu dem Wasserhahn verirrte. Ich war
auch nicht der Einzige, der davon hypnotisiert war. Ein magerer

Ukrainer, die eine Seite seines Gesichts blutverkrustet, sprang plötzlich auf und ging schwankend dorthin. «Halt, Iwan!», schrie sein Freund. «Du holst dir den Tod! *Iwan ...*»

Zu spät. Über Iwans Gesicht strömte das Wasser aus dem Wasserhahn, und er trank es in grossen Schlucken. Sein Freund rannte zu ihm und zog ihn weg.

«Du dämlicher Idiot», schnauzte er ihn an. «Jetzt bist du so gut wie tot.»

Iwan schenkte ihm ein langes, breites Grinsen, zuckte mit den Achseln und sagte: «Was soll's! Dann sterbe ich wenigstens nicht vor Durst!»

Ich betrachtete die Baustelle, den riesigen Ameisenhaufen, in dem einen Moment lang alles zum Stillstand gekommen war. Vor mir ausgestreckt lag ein Pole, die Augen geschlossen, die Sonne glitzerte auf seinem schweissnassen Gesicht. Einer seiner Landsleute versetzte ihm mit der Fussspitze einen Tritt in die Rippen, doch er rührte sich nicht. Beim zweiten Rippenstoss öffneten sich seine Augen langsam.

«Steh auf, Janek. Die Sonne bringt dich um. Wenn du jetzt nicht aufstehst, wirst du nie mehr aufstehen.»

Janek schloss die Augen wieder und murmelte: «Lass mich. Herrgott noch mal, lass mich in Ruhe!»

Sein Freund beugte sich zu ihm hinunter, packte ihn am Arm und hievte ihn auf die Beine. Janek blinzelte ihn an, grinste verstört und bedankte sich leise, denn jetzt war er wach und wusste, dass er vor dem fast sicheren Tod bewahrt worden war.

Andere hatten weniger Glück. Als nach einer Stunde erneut das Pfeifen ertönte, musste auch ich mich zwingen aufzustehen. Doch ein paar Männer bewegten sich nicht – sie konnten nicht mehr –, und kurz bevor die Maschinen wieder zu lärmern begannen, machten sich die Kapos an die Arbeit.

Einer stellte sich über den Ukrainer, der aus dem Wasserhahn getrunken hatte und mit offenem Mund und grauem Gesicht flach auf dem Rücken lag. Der Kapo trat ihm in die Rippen und grinste, als er sich nicht rührte.

«Aha, du kannst nicht aufstehen!», sagte er. «Oder willst du vielleicht nicht aufstehen? Mal sehen!»

Immer für einen Spass zu haben, kamen ein paar andere Kapos hinzu. Zweimal sauste der Knüppel nieder und spaltete dem Ukrainer den Schädel. Mit feierlicher Miene blickte der Schläger in die Runde seiner Kollegen und sagte: «Na, jetzt wissen wir's. Er kann wirklich nicht aufstehen!»

Aufgemuntert durch diesen kleinen Scherz nach dem Mittagessen, traten sie wieder in Aktion, schwangen ihre Knüppel und stürzten sich brüllend auf uns: «Zurück an die Arbeit, ihr Schweinehunde! Los, los! Nehmt die Beine in die Hand! Rennt, *rennt*, *RENNT!*»

Und wir rannten. Die Betonmischmaschinen rumpelten, die Kapos fluchten, und die Herren von der SS paradierten gemessenen Schrittes, unerschütterlich, die Augen rastlos nach jedem Rädchen suchend, das stockte oder Zeichen von Abnutzung zeigte. Jemand warf mir einen Sack Zement auf den Rücken, und abermals war ich eine Ameise in der endlosen Kolonne.

Die Arbeit wiederaufzunehmen war härter, als sie zu beginnen. Morgens war ich nicht nur relativ frisch gewesen, sondern hatte auch nicht geahnt, was mir bevorstand. Jetzt schmerzten mir die Glieder, und die Aussicht, noch stundenlang Zementsäcke schleppen zu müssen, nagte an den letzten Resten meiner Willenskraft. Jede Faser meines Körpers schrie nach Ruhe; meine Kehle war bald wieder staubtrocken, und wenn ich nicht überall die Toten und Sterbenden gesehen hätte, wäre ich wahrscheinlich zu Boden gesunken.

Doch in der Nachmittagsschicht passierte etwas Wunderbares, wir hatten das Glück, das jeder Häftling brauchte, wenn er Auschwitz überleben wollte. Ich musste meine Säcke immer vor einem Zivilarbeiter³ im Blaumann abwerfen, der für die Herstellung der Schalung und Bewehrung für den Stahlbeton zuständig war. Nachdem ich etwa eine Stunde gearbeitet hatte, riss der Sack auf, den ich gerade abgeworfen hatte.

Der Arbeiter – offenbar ein Handwerker – fluchte auf Französisch; und Josef, der direkt hinter mir war, drückte, ebenfalls auf Französisch, sein Verständnis aus. Der Mann im Blaumann schaute ihn mit plötzlichem Interesse an, und einen Augenblick lang sprachen sie rasch miteinander, was ich aber nicht verstand.

Allerdings bemerkte ich, dass Josef allmählich sehr froh aussah. Er drehte sich zu mir um und sagte: «Wir haben eine neue Arbeit, Rudi. Der Herr hier sagt, wir sollen bei ihm bleiben und ihm helfen, diese Drahtdinger anzufertigen.»

Die Vorstellung, den Rest des Nachmittags Stahlrippen zu flechten, statt im Laufschrift Zement zu schleppen und Spiessruten durch die Kapos zu laufen, war zu schön, um wahr zu sein. Ich warf den Kapos einen Blick zu und sah zu meinem Erstaunen, dass weder sie noch die SS-Männer uns überhaupt beachteten.

Unser neuer Chef grinste und sagte: «Wegen der Burschen macht euch keine Sorgen. Das regle ich mit ihnen.»

Er ging sofort zu einem SS-Mann, redete kurz mit ihm und deutete auf uns. Der Deutsche schaute nicht einmal zu uns hin-

3 Neben KZ-Häftlingen arbeiteten beim Bau der I.G. Farbenwerke zwangsrekrutierte Ostarbeiter, ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene sowie reichsdeutsche Arbeiter und Angestellte. Siehe hierzu die Studie von Piotr Setkiewicz: «Ausgewählte Probleme aus der Geschichte des IG Werkes Auschwitz», in: *Hefte von Auschwitz* 22 (2002), S. 7-147.

über. Er nickte nur, und als der Franzose zurückkam, informierte er uns rasch über alles Notwendige.

«Dieses Areal umfasst etwa vierzig Quadratmeter», sagte er. «Und hier bin ich zuständig und sonst keiner. Solange ihr hier drin seid, haben weder die Kapos noch die SS das Recht, euch anzurühren. Wenn ihr wieder draussen seid, erschiessen sie euch vermutlich, weil dort meine Befugnisse enden. Aber jetzt ran an die Arbeit.»

Den Rest des Nachmittags drehten wir an unserem kleinen Zufluchtsort Stahldrähte, während ausserhalb das Schiessen, Schlagen und Morden weiterging. Die Ameisen flitzten hin und her, bis sie umfielen, doch Josef und ich arbeiteten in Frieden und vergleichsweiser Ruhe.

Um fünf Uhr ertönte wieder das Pfeifen; für den Tag war die Arbeit beendet. Unser neuer französischer Freund sagte:

«Bis morgen früh. In welcher Gruppe wart ihr?»

«Dem sechzehnten Hundert», sagte ich.

«Achtet darauf, dass ihr jeden Tag darin seid, dann könnt ihr hier bei mir Weiterarbeiten.»

Als wir wegmarschierten, sagte Josef zu mir: «Was für ein Dusek, dass ich so vernünftig war, Französisch zu lernen und nicht Russisch wie du, du Idiot!»

«Dusek?», sagte ich. «Wir haben mehr als Dusek. Guck dir die Kolonne an.»

Es war kein schöner Anblick. Nach wie vor schlugen die Kapos um sich wie die Berserker. Die SS-Männer umlauerten uns, und die Schäferhunde waren uns auf den Fersen; doch keiner der Häftlinge schien mehr darauf zu achten. Keiner hatte mehr die Kraft dazu, und falls der Verstand nicht vollkommen abgestumpft war, beschäftigte er sich schon mit dem Brot und dem Tee, die uns im Lager erwarteten.

Die Kolonne unterschied sich sehr von der, die morgens an Fries vorbeimarschiert war. Da hatten wenigstens noch alle ge-

lebt. Jetzt hatten wir die Sterbenden und die Toten bei uns, denn die Leichen mussten mit den noch Lebenden gezählt werden, wenn wir wieder im Lager waren. In jeder Hundertergruppe, die sich über die wunderschöne Betonstrasse schleppte, gab es mindestens zehn matte, leblose Gestalten.

Wir zwängten uns in den wartenden Güterzug, und abermals dauerte es eine halbe Stunde, während der die Schreiber alles prüften und noch einmal prüften, herumpalaverten und pedantisch ihre kleinen Pappkarten ausfüllten. Doch endlich kletterten der Kapo und seine Handlanger in ihr Privatabteil, und die Fahrt zurück nach Auschwitz begann; die Toten und Sterbenden wurden vom Gewicht derjenigen, die einen weiteren Tag in Buna überlebt hatten, aufrecht an die Wände des Waggons gedrückt.

Es war etwa acht Uhr und dunkel, als wir den Zufahrtsweg zum Lager erreichten. Das übliche Empfangskomitee erwartete uns: die schweigenden SS-Männer mit den Hunden und Waffen und unweigerlich die drohende, massige Gestalt von Fries, wachsam wie eh und je. Ich warf einen Blick auf den viel versprechenden Schriftzug «Arbeit macht frei», der mir in den Tagen, als ich noch nichts von Buna wusste, wahrhaftig Mut gemacht hatte.

Durch das Tor. An den elektrisch geladenen Stacheldrahtzäunen mit den nackten, hellen Glühbirnen vorbei. Hin zu Block 18, wo wir unsere Toten fein säuberlich auf stapelten. Der Blockschreiber wartete schon, um sie zu notieren. Lustlos – was für eine langweilige Arbeit! – hob er einen leblosen Arm nach dem anderen, warf im Licht eines Streichholzes einen kurzen Blick auf die Nummer, strich sie aus seiner Liste und ging zum nächsten Stapel weiter; und die ganze Zeit bewegten sich die Suchscheinwerfer nach rechts und links, fegten die Dunkelheit hin-

weg, blendeten unsere erschöpften Augen, gemahnten uns stetig daran, was und wo wir waren und bleiben würden.

Josef und ich holten uns unser Brot und unsere Margarine und tranken unseren Viertelliter Tee. Mit äusserster Willensanstrengung zwangen wir uns, nur die Hälfte des Brotes zu essen, und überlegten dann, wo wir den Rest verstecken sollten.

Ich beschloss, meins die ganze Nacht in der Hand zu behalten; Josef wollte raffinierter vorgehen. Er schob das kostbare Brot in seine Hosentasche und rollte die Hose zusammen, um sie als Kissen zu benutzen. Dann legten wir uns hin und lauschten, zu müde, um gleich einzuschlafen, den Geräuschen der Nacht in Auschwitz.

Röcheln und Schnarchen in verschiedenen Tonlagen, schweres, unregelmässiges Atmen und das sinnlose Gemurmel von Männern, die den Alpträumen des Tages selbst im Schlaf nicht entkommen konnten. Das Stöhnen der Sterbenden und das beängstigend fantastische Gefasel der Fiebernden, bald ein schrilles Schreien, bald ein harsches Flüstern; sie riefen die Namen ihrer Frauen und Kinder, ihrer Mütter, lachten oder weinten in ihren Halluzinationen. Nicht gerade einschläfernd.

Doch ich muss eingnickt sein, denn ich erinnere mich an nichts, bis ich spürte, wie Josef mich an der Schulter rüttelte.

«Rudi», flüsterte er. «Wach auf. Meine Hose ist weg. Jemand hat sie gestohlen.»

Seine Hose ... und sein Brot. Irgendwie hatte es ein Dieb geschafft, sie ihm unter dem Kopf wegzuziehen, als er wie ich eingeschlafen war. Rasch, leise standen wir von der Pritsche auf und fanden sie ein paar Meter weiter, wo jemand sie auf den Boden geworfen hatte. Josef fuhr mit der Hand in die Tasche und zog sie ohne ein Wort wieder heraus. Ich konnte sein Gesicht kaum sehen, doch ich wusste, sein Brot war weg; und instinktiv ballte ich

die Faust fester um mein eigenes Frühstück, das ich noch immer umklammert hielt. Wir waren unter Wölfen in Block 18, unter einem hungernden, erbarmungslosen Wolfsrudel.

Wir kletterten zurück auf unsere Pritsche. An das Ächzen und Stöhnen und Schnarchen, das Konzert von Hunderten unruhiger Schläfer, waren wir gewöhnt. Doch da erklang plötzlich ein neuer Ton ... ein Jammern, ein Schrei der Verzweiflung: *«Mein Brot... mein Brot!»*

Dann schlurfende Schritte, ein dumpfer Schlag, ein Durcheinander leiser Flüche, ein Schrei, der erstickt wurde und in ein Stöhnen überging. Dann ... Stille.

Undeutlich sah ich eine Gestalt mit dem Gesicht nach unten in dem engen Gang zwischen den Pritschen liegen. Unter mir beugte sich ein älterer Häftling heraus und sah, nur mässig interessiert, hinab. *«Was ist los?»*, fragte ich ihn.

«So ein verdammtes Schwein hat einem Muselmann das Brot gestohlen. Der arme Teufel war zu schwach, um hinter ihm her-zulaufen.»

«Und was ist passiert? Haben ihn die anderen verprügelt?»

«Ihn umgebracht, natürlich. Was nützt es, einen solchen Halunken zu verprügeln?»

Das war Gesetz in Block 18. Stahl ein Mann Essen, brachte man ihn um. Und war man selbst körperlich nicht in der Lage, das Urteil zu vollstrecken, gab es andere Scharfrichter. Es war ein gnadenloses Gesetz, aber gerecht, denn einem Mann das Essen zu stehlen war das Gleiche, wie ihn zu ermorden.

Um drei Uhr morgens wurde unser Block vom Schnarren und Brüllen der Kapos auf die Beine getrieben. Wir taumelten zum Appell hinaus, nur diejenigen, die gestorben waren oder im Sterben lagen, blieben zurück. Die Kapos marschierten an den benommenen Reihen auf und ab, riefen hier und da einen Mann heraus und schrien: *«Krankenbau!»*

Das war natürlich ein Todesurteil. Manchmal schlich ein Häftling, der vor ein paar Wochen noch stark und kräftig gewesen war, davon, weil er sein Schicksal akzeptierte, ja vielleicht sogar begrüßte, und andere flehten, jämmerlich, inbrünstig: «Bitte, Herr Kapo, lassen Sie mich gehen. Nur noch einmal. Ich bin noch stark genug...»

«Muselmänner kann ich nicht gebrauchen!»

«Bitte, Herr Kapo. Ich arbeite hart. Ich schwöre, dass ich hart arbeite!»

Ein anständiger Kapo liess sich bisweilen erweichen. Doch im Allgemeinen blieb es bei der einmal getroffenen Entscheidung, denn Fries duldete niemanden, der mitgeschleppt werden musste, in einem Arbeitskommando. Erspähte er einen Mann in den Kolonnen, der nicht arbeitstauglich war, war der Kapo dran: erstens, weil er dem Mann erlaubt hatte, aus dem Lager zu marschieren, und zweitens, weil er nun eine Verspätung verursachte. Denn die Kolonne musste stehenbleiben, weil das Aussondern und Zählen noch einmal ganz von vorn begonnen werden musste. Das war ärgerlich und unrentabel.

Jeden Tag verschwanden also alte Gesichter für immer aus dem Buna-Kommando, und neue ersetzten sie. Zuerst fand ich das deprimierend, wenn vielleicht auch nur aus eigensüchtigen Gründen. Denn obwohl meine Arbeit ein wenig leichter war als die vieler anderer, brachte auch mich jeder Tag dem Krankenbau näher. Nach einer Weile jedoch gewöhnte ich mich, wie alle, an die verheerende Sterblichkeitsrate und wurde regelrecht immun. Aber nicht, als ich merkte, dass Ipi Müller starb.

Seine Augen leuchteten immer noch, ja, manchmal funkelteten sie beinahe, und sein Herz schlug mutig; doch aufrechtgehalten wurde er wahrscheinlich nur durch seinen unerschütterlichen

Glauben, dass er irgendwo in Auschwitz seinen Sohn finden würde, Filip, den Jungen, der so wunderschön Geige spielte.

Jeden Tag sagte Ipi zu mir: «Ich wünschte, wir kämen aus dieser Buna-Arbeit heraus, Rudi. Wenn wir zur normalen Zeit zur Arbeit gingen, würde das Orchester spielen, und ich könnte mich nach ihm umsehen.»

Sein blinder Glaube machte mich traurig, denn ich war überzeugt, dass Filip tot war. Zum Glück unternahm ich nichts, Ipi Zuversicht zu erschüttern, denn nachdem wir etwa eine Woche in Buna gearbeitet hatten, kam er mit vor Aufregung strahlendem Gesicht zu mir gelaufen.

«Er ist hier, Rudi», stiess er hervor. «Ich habe eine Nachricht von ihm bekommen. Am Sonntag besucht er uns.»

Ein bizarrer Gedanke schoss mir durch den Kopf. Ich dachte an die Besucher, die im Sonntagsstaat zu uns nach Hause in Trnava gekommen waren, und wie wir uns bei Kaffee und Kuchen im Wohnzimmer gepflegt unterhalten hatten. Nun erwarteten wir also in Block 18 in Auschwitz einen Sonntagsgast, und obwohl ich mich für Ipi freute, musste ich lächeln, denn der Sonntag war im Lager eine kleine Hölle für sich, anders als das tagtägliche Elend, das wir in der Woche erlebten, aber nicht weniger grauenhaft.

Einerseits war es ein grosser Vorteil, dass wir nicht zur Arbeit mussten. So ehrten die Nazis ihren lutherischen Sabbath in dieser Stadt der Heimsuchungen, in der die Hälfte der Bevölkerung Juden waren. Da freilich endeten die Zugeständnisse an einen Gott, der vielleicht noch in einem hintersten Winkel ihrer Seele steckte. Gottesdienste jeglicher Art waren verboten. Wer dabei angetroffen wurde, wie er einen abhielt, hatte sein Leben verwirkt, und dennoch hielten viele mutige Priester, hauptsächlich Polen, heimliche Messen für ihre Gläubigen und hatten nie Mangel an Zulauf.

Die Sonntage waren also arbeitsfrei, aber dennoch gefährlich.

Die Kapos hatten nichts zu tun, als herumzuschnüffeln, ob wir uns gegen die Lagerregeln versündigten. Wie Spürhunde schnürten sie durch die Blocks, suchten eine Decke, die einen Millimeter verzogen war, ein Staubflöckchen, alles, was die strengen Vorschriften verletzte.

Und dadurch wurde der Sonntag auch zum Straftag, einem Tag, an dem banale Vergehen, die normalerweise in Chaos und Hektik der Werktage nicht auffielen, in der relativen Ruhe der Untätigkeit entdeckt und umso grausamer geahndet wurden.

Es war auch der Kraft-durch-Freude-Tag, um mir einmal diesen Begriff aus Hitlers Schlagwortlexikon zu borgen. Unsere Herren und Meister befürchteten offenbar, dass wir faulenzten und dabei verweichlichten. Da das nun gar nicht anging, mussten uns die Kapos zur Leibesertüchtigung zusammentreiben. Natürlich nur, weil es uns guttue, versicherten sie uns.

Dieser Drill, das Kniebeugen, Armestrecken, im Laufschrift auf der Stelle marschieren, war oft ein solches Spektakel, dass es ein zahlreiches Publikum sogar aus den höheren Rängen der SS anzog. Nachsichtig lächelnd weidete man sich daran, wie die Kranken und Hungernden, die Schwachen und Sterbenden eine groteske Pantomime zur höheren Ehre der Körperkultur auf führten.

Doch für Ipi spielten an diesem Sonntag weder die Strafen noch das erniedrigende Vorgeführtwerden bei dem sonntäglichen Drill eine Rolle. Filip würde kommen, und dahinter trat alles andere zurück. Als Filip endlich da war, ein grosser, dunkler, schlaksiger junger Bursche von etwa zweiundzwanzig, liess ich sie allein, weil ich wusste, dass sie nicht viel Zeit miteinander haben würden. Es tat gut, sie nur zu sehen, den zähen, grauhaarigen, sensiblen Schneider und den jungen Künstler, der dünn, aber voller Leben war. Es tat gut, aus der Ferne zu beobachten, wie sie

die Gegenwart von sich schoben, in die Vergangenheit eintauchten und eine Zukunft planten, die es für den Vater, das wusste Filip, nicht mehr geben würde.

Er sagte es mir auch ganz deutlich. Ipi lächelte, als ihm sein Sohn auf Wiedersehen sagte, doch als Filip durch das Menschengewühl in dem Block auf mich zukam, um sich zu verabschieden, war sein Gesicht traurig.

«Mein Vater hat mir erzählt, wie sehr du ihm geholfen hast», sagte er. «Ich möchte mich dafür bedanken. Und bitte, tu mir noch einen Gefallen.»

«Natürlich», erwiderte ich. «Was immer du möchtest.»

«Er hat mich gefragt, ob ich im Orchester bin. Ich habe ja gesagt, und das war gelogen.»

Voller Selbstironie grinste er, beinahe höhnisch verzog er den Mund nach unten. Das Gespräch fiel ihm nicht leicht.

«Weisst du, wo ich arbeite? Im Krematorium und im Strafblock unter Unterscharführer Palitzsch.⁴ Du hast wahrscheinlich von ihm gehört.»

Ich schüttelte den Kopf, was Filip zu überraschen schien. Doch dann fiel ihm ein, dass er schon länger im Lager war als ich, und erklärte: «Jeden Tag bringt die Gestapo Häftlinge und Zivilisten aus verschiedenen Gefängnissen in Block II und klagt sie verschiedener Delikte an. Im Allgemeinen dauern Anklage und Urteilsverkündung keine drei Minuten. Die Leute werden zum Tode verurteilt, und gleich an die Erschiessungswand zwischen Block

4 SS-Hauptscharführer Gerhard Palitzsch (*1913) kam mit den ersten dreissig Häftlingen im Mai 1940 vom KZ Sachsenhausen nach Auschwitz, war Rapport- und später Lagerführer und in Auschwitz dafür berichtigt, Erschiessungen an der «Schwarzen Wand» zwischen den Blöcken 10 und 11 im Stammlager vorzunehmen. Palitzsch konnte nach 1945 nicht ermittelt werden.

10 und 11 gestellt und erschossen. Doch manche sterben im Gebäude selbst, und meine Aufgabe ist es, bei dieser kleinen Operation behilflich zu sein. Man befiehlt den Männern, sich auszuziehen, und schiebt sie dann der Reihe nach in einen Raum, der aussieht wie das Sprechzimmer eines Arztes. Jedenfalls meinen sie, sie würden ärztlich untersucht oder so was, und sind deshalb ganz ruhig, wenn sie zu einem Messgerät an der Wand gebracht werden – du kennst die Dinger mit dem hölzernen Schieber, der oben auf den Kopf gedrückt wird – und sich darunter stellen. Vielleicht wundern sie sich, wen zum Teufel es hier noch interessiert, wie gross sie sind, wenn sie sterben müssen, doch sie wissen natürlich nicht, dass sich in der Wand hinter dem Messgerät Löcher befinden, durch die Palitzsch hindurchschaut, bis er ihren Hinterkopf findet, und sie mit einem Kleinkalibergewehr abschießt, das kein Geräusch und keine Panik verursacht. Manchmal haben wir natürlich zu viel zu tun für das ganze Getue mit dem Messgerät. Dann ruft Palitzsch sie nacheinander herein und schießt ihnen aus ein, zwei Meter Entfernung einfach zwischen die Augen. Egal, wie es abläuft – meine Aufgabe bleibt gleich: die Leichen wegschaffen und das Blut vom Boden wischen, bevor der nächste Kunde kommt. Es ist weiss Gott keine schöne Arbeit, doch sie hat einen Vorteil: Die Jungs, die abgeknallt werden, haben normalerweise ein bisschen Brot oder sonst was Essbares in der Tasche, und Palitzsch ist es egal, wenn ich es nehme.»

Filip versuchte beiläufig, ja, zynisch zu klingen, doch er musterte die ganze Zeit mein Gesicht und suchte nach Zeichen des Abscheus, des Zorns oder sogar der Furcht. Doch kaum hatte ich ihm gesagt, dass ich ihn verstünde, änderte sich sein Verhalten. Jetzt sprach er ruhig und klar, leise, aber eindringlich wie Ipi.

«Schau, Rudi», sagte er, «ich mache mir nichts vor. Ich

weiss, dass mein Vater bald stirbt, und du weisst es auch. Aber ich hätte gern, dass er in dem Glauben stirbt, dass ich im Lager-orchester die erste Geige spiele.

«Filip», sagte ich, «da werde ich doch nicht behaupten, dass du das nicht tust.»

Die Anspannung wich aus seinem Gesicht, nun wirkte er doch erleichtert. Er grinste, schlug mir auf die Schulter und sagte: «Danke, Rudi, bis bald einmal.»

Ich sah ihn sogar schon eine halbe Minute später wieder. Er kam zurückgelaufen, steckte mir zwei kleine Päckchen zu und verschwand ohne ein weiteres Wort. Ich öffnete sie unauffällig und fand darin ein Stück Brot und eine Handvoll Bonbons.

Drei Tage später starb Ipi Müller ruhig und ohne weiteres Aufheben. Er starb auf seiner Pritsche, und ich war froh, dass ein Mann seines Formats nicht, wie es in Auschwitz gang und gäbe war, durch Prügel oder Schüsse oder auf andere Weise entwürdigt ins Jenseits befördert wurde.

Josef und ich arbeiteten weiter in Buna. Vielleicht wegen unseres französischen Beschützers, vielleicht, weil wir stark und nach der Arbeit im Lebensmittellager der SS immer noch wohlgenährt waren, ertrugen wir das Tempo besser als die meisten anderen. Ja, in der fünften Woche waren wir aus dem sechzehnten Hundert, in das wir uns am ersten Tag durch Zufall eingereiht hatten, die einzigen Überlebenden.

Stunde um Stunde flochten wir unsere Stahldrähte. Tag für Tag sahen wir, wie sie im Beton verschwanden und die weissen Gebäude in die Höhe wuchsen und Gestalt annahmen. Weder wussten wir, für was oder wen genau wir bauten, noch kümmerte es uns. Ich erfuhr auch wirklich erst einige Zeit nach dem Krieg, wem unser Einsatz gedient hatte und warum Tausende dabei ihr Leben gelassen hatten.

Als die britische Luftwaffe 1942 ihre Angriffe auf wichtige

deutsche Industriezentren verstärkte, beschlossen grosse Konzerne wie Krupp und I.G. Farben, sich dieser unwillkommenen Aufmerksamkeit zu entziehen und gen Osten zu bewegen. Für das Gebiet rund um Auschwitz entschieden sie sich aus mehreren Gründen. Erstens befanden sich nicht weit entfernt die oberschlesischen Kohlegruben. Zweitens gab es jede Menge Wasser und drittens mehr als genug billige Arbeitskräfte gleich hinter den Hochspannungszäunen des Lagers.⁵

Lagerkommandant Höss war natürlich über die Errichtung von Industrieanlagen so nahe an seinem Herrschaftsbereich entzückt, denn zu der Zeit war er äusserst knapp bei Kasse. Das ihm zugestandene Budget zum Betreiben des Lagers langte bei Weitem nicht, und obwohl er sich häufig, sogar bei Himmler, beschwerte, beschied man ihn immer wieder: «Es ist Ihre Angelegenheit, wie Sie das regeln.»

Und er regelte es zum Beispiel dadurch, dass er der I.G. Farben billige Arbeitskräfte verschaffte. Deren Fabriken bauten wir nämlich in Buna! Das Geld, das Höss bekam, trug zum Betreiben des Lagers bei, und weil die Arbeitsbedingungen so schlimm waren, dass die übergrosse Mehrheit der dorthin entsandten Häftlinge sich selbst vernichtete, ersparte das auch noch Zeit und Mühe. Dass nur wenige Häftlinge im Buna-Kommando mehr als ein, höchstens zwei Monate überlebten, scherte weder Höss noch die Herren Direktoren der I.G. Farben, denn es gab ja stets andere, die noch ein wenig Fleisch auf den Knochen hatten und sie ersetzen.

Buna wurde schliesslich ein wichtiges Industriezentrum zur Herstellung von synthetischem Kautschuk, und es ist

⁵ Die Faktoren, die die Wahl des Standortes für die Errichtung des Werks I.G. Auschwitz bestimmten, sind in der Zeitgeschichtsforschung umstritten. Siehe hierzu grundlegend Bernd C. Wagner: *IG Auschwitz. «Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941-1945»*. München u.a.: K. G. Saur Verlag, 2000.

immer noch ein Standort der Schwerindustrie, jetzt natürlich unter polnischer Regie. Nach dem Krieg wurde mir dort sogar ein Posten als Industriechemiker angeboten, doch ich lehnte ab. Den Preis an Menschenleben, der bei seiner Errichtung bezahlt worden war, konnte ich nicht vergessen. 1961 verklagte ich mit einigen anderen Überlebenden die I.G. Farben auf Zahlung ausstehender Löhne und bekam von einem westdeutschen Gericht 2'500 D-Mark zugesprochen. Doch beide, sowohl das Gericht als auch die I.G. Farben, befanden, dass den Verwandten und unterhaltsberechtigten Angehörigen der beim Bau dieser riesigen Fabrikanlagen Umgekommenen keinerlei Entschädigung zustehe. Was bedeutete, dass die I.G. Farben neunzig Prozent der Arbeit für die paar Pfennige bekam, die sie Höss zahlte.

Die Tatsache, dass Josef und ich es schafften, so lange zu überleben, war für uns beide kein Anlass, stolz zu sein. Im Gegenteil, uns war klar, dass uns jeder Tag dem Tod in der einen oder anderen Form näher brachte, denn die, die nach Buna gingen, sollten ja gar nicht überleben. Unsere Zeit lief ab, doch die Ironie der Geschichte ist, dass wir genau in dem Augenblick gerettet wurden, als das Lager von einer Tragödie heimgesucht wurde.

Die Katastrophe ereignete sich am 29. August 1942. Ich weiss noch, es war ein Mittwoch, ein Tag, dem wir Buna-Jungs immer entgegenfieberten, weil wir mittwochs und freitags einen halben Laib Brot und ein Stück Salami zusätzlich zu unseren üblichen Rationen bekamen. Ja, während der ganzen langen Fahrt zurück ins Lager dachte ich eigentlich nur an das Festmahl, das mich erwartete.

Doch am 29. August waren wir kaum durch das Tor marschiert, als ich sah, dass irgendetwas los war. Normalerweise war es still, wenn wir zurückkamen, denn alle anderen schliefen schon auf ihren Pritschen. Doch dieses Mal war das gesamte Lager hellwach, und alle Häftlinge hatten offenbar auf dem Appellplatz antreten müssen, sowohl die Tag- als auch die Nachtschicht. So weit das Auge reichte, sah man schwarzweisse Streifen.

«Stillgestanden!», schrie unser Kapo, und während ich Stillstand, dachte ich immer noch nur an meine Extraration und verfluchte die Bürokraten, die diesen irren neuen, wie ich fand, völlig sinnlosen Appell ausgeheckt hatten. Ich drehte mich zu Josef um und wollte mich beschweren, da blaffte mich der Kapo an, ich solle das Maul halten.

Weit entfernt sah ich, wie sich helle Scheinwerfer bewegten, und hörte kurze abgehackte Befehle. Doch was geschah, sah ich nicht, und es war mir auch einerlei. Mein Magen knurrte, meine Glieder schmerzten, die Erschöpfung schlug wie eine Welle über mir zusammen und drohte mich zu überwältigen.

Doch Stunde um Stunde mussten wir still stehen bleiben, nur gelegentlich rückten wir ein paar Schritte auf die weit entfernten Lichter zu. Es war schon Mitternacht, als ich in dem augenscheinlichen Zentrum dieser wahnwitzigen Operation Gestalten ausmachen konnte. Im Licht von Suchscheinwerfern mit Batteriebetrieb, die SS-Männer auf dem Rücken trugen, sah ich Kapos und Häftlinge. Männer rannten scheinbar ziellos hin und her, es wurde noch mehr gebrüllt, und man hörte das unruhige Scharren Tausender Holzschuhe. Das war zu viel. Die Szene verschwamm vor meinen Augen, und meine Knie wurden weich – ich schlief im Stehen ein.

Halb eins. Ein Uhr. Zwei Uhr. Halb drei. Jetzt näherten

wir uns dem Kern der Sache. Drei Uhr, und wegen der grellen Suchscheinwerfer blinzelnd, gewahrte ich eine verwirrende Szene.

Der Verantwortliche für das Ganze war, wie ich hätte raten können, wenn ich überhaupt einen Gedanken daran verschwendet hätte, Jakob Fries, um den es nur so wimmelte von Kapos und SS-Männern. Weiter weg zur Linken befand sich eine von Kapos umstellte Gruppe Häftlinge, zur Rechten eine ähnliche Gruppe.

In einer langen Schlange mussten alle Häftlinge an Fries vorbeimarschieren und dabei einzeln vor ihm stehenbleiben. Er untersuchte ihre Beine und brüllte: «Lauf!»

Einen Häftling, der etwa zwanzig Meter vor und zurück rannte, schickte er mit einer Daumenbewegung zu der Gruppe nach rechts, den nächsten, auf dessen Beinen, das sah selbst ich aus der Ferne, Hungerödeme waren, ohne ein Wort nach links. Ein dritter bestand die erste Untersuchung, doch als Fries ihm zu rennen befahl, schwankte und taumelte er und musste auch nach links.

Noch immer hatte ich keine Ahnung, was hier ablief, doch gleichgültig war es mir jetzt nicht mehr. Jetzt wusste ich instinktiv, durch Erfahrung, dass uns allen etwas Unheilvolles, Gefährliches drohte, und es wurde noch unheilvoller, als ich sah, wie die Gruppe der Männer zur Linken in die Dunkelheit abgeführt wurde.

Endlich war ich an der Reihe. Fries betrachtete meine Beine, die ein wenig, doch nicht zu schlimm geschwollen waren. «Lauf!», brüllte er.

Nie in meinem Leben war ich weniger zum Laufen aufgelegt. Ich war seit vierundzwanzig Stunden auf den Beinen, hatte acht davon in Buna geschuftet und war vier entweder marschiert oder in einem überfüllten Viehwaggon fast erstickt; und gegessen hatte ich seit der Suppe zu Mittag nichts.

Doch aus irgendeinem Grunde wusste ich, dass ich um mein Leben rennen musste. Ich holte tief Luft und rannte mit schweren Beinen über diese gespenstische Rennbahn, wendete und rannte zurück zu dem bulligen Oberscharführer mit dem grossen Knüppel.

Er zeigte mit dem Daumen nach links, wo schon wieder etwa vierzig Häftlinge den Platz derjenigen eingenommen hatten, die abgeführt worden waren. Ich keuchte und hatte Angst, obwohl ich nicht wusste, wovor.

Jetzt rannte ein anderer Mann. Es war Josef. Er stolperte zweimal, fiel fast hin, und Fries schickte ihn zu unserer Gruppe. Erst als er, noch nach Luft schnappend, zu mir kam, bemerkte ich plötzlich, dass alle anderen um uns herum zitterten, aber nicht, weil es kalt war, sondern weil sie Fieber hatten. Sie hatten Flecktyphus.

Sofort sagte ich es Josef. Einen Moment dachte er nach und meinte dann: «Herr im Himmel, das muss irgendein Test sein. Deshalb hat er sich unsere Beine angeschaut – weil man es da immer zuerst sieht. Deshalb mussten wir rennen. Er wollte sehen, ob unsere Beine uns noch tragen!»

Wir hatten nicht richtig laufen können, weil wir Hunger und keine Kraft mehr hatten; doch Jakob Fries' Diagnose lautete Flecktyphus. Mit einer Daumenbewegung hatte er uns beide zum Tode verurteilt. Wie Unzählige andere auch.

Wir schauten zu der Gruppe, die den Test bestanden hatte. Sie war etwa zwanzig Meter entfernt, doch es waren genügend Kapos da, die uns, wenn wir hinübergerannt wären, schon nach einem Viertel des Weges zurückgeprügelt hätten, und unsere Gruppe wurde mit der Zeit immer grösser.

«Hör zu, Josef», flüsterte ich. «Jetzt sind hier ungefähr achtzig. Wenn die hundert voll sind, führen sie uns ab. Wir müssen vorher abhauen, selbst wenn sie uns erschiessen.»

«Warte einen Moment», sagte er. «Vielleicht haben wir

noch die Chance, uns ungesehen fortzuschleichen. Warte bis kurz bevor wir losmarschieren.»

Widerwillig befolgte ich seinen Rat; ich war zu erschöpft, um mich zu streiten. Doch Josef hatte Recht, und ihm das einzustehen, hatte ich später reichlich Gelegenheit. Ja, ich erlebte ein Später nur, weil er Recht hatte.

Denn plötzlich tauchte aus der Dunkelheit ein Kapo auf, den Josef gut kannte. Der Mann schaute uns einen Moment lang verblüfft an und schlug uns dann ein paarmal heftig auf die Schultern.

«Ihr verdammten Schweine!», brüllte er. «Was zum Teufel macht ihr hier! Wisst ihr nicht, dass ihr bei dem Gesindel da drüben sein sollt? Könnt ihr nicht mal den einfachsten Befehlen gehorchen?»

Mit weiteren Schlägen und lauten Flüchen trieb er uns aus der Menge der zitternden Häftlinge hinaus auf die andere Gruppe zu. Erst als wir unter den Häftlingen dort verschwunden waren, hörte er auf uns zu beschimpfen.

Dann flüsterte er uns zu: «Schwein gehabt, Jungs. Ein paar Minuten später wärt ihr auf dem Weg in die Öfen gewesen. Seht nur!»

Wir drehten uns um und sahen gerade noch, wie die Typhuskranken, die wir eben verlassen hatten, zum Ort ihrer Vernichtung schlurften.

Der Morgen dämmerte. Ein Kapo bellte einen Befehl, und wir setzten uns in Richtung der Mauer in Bewegung, die uns vom Frauenlager⁶ trennte. Als wir dort ankamen, mussten wir uns nackt ausziehen, und dann sah ich ein grosses Loch in der Mauer.

⁶ Das Frauenkonzentrationslager wurde in den Blöcken I-10 im März 1942 eingerichtet. Es existierte im Stammlager bis August 1942. Zum Lager der männlichen Häftlinge hin war das Frauenlager durch eine Mauer abgetrennt, die quer über die Lagerstrasse verlief. Anfang August 1942 wurden die weiblichen Häftlinge nach Birkenau (Bla) verlegt.

Nackte Häftlinge gingen hindurch, doch erst nachdem ihnen unmittelbar davor zwei Kapos die Beine noch einmal untersucht und sie mit einem Lappen, der nach Desinfektionsmittel stank, von oben bis unten abgewischt hatten. In der kalten Morgenluft zitternd, stand ich so lange da, bis auch ich noch einmal inspiziert und abgerieben wurde, dann kroch ich durch das Loch in der Mauer in eine neue Welt.

Eine nackte Welt. Selbst die Kapos waren nackt. Ihr Rangabzeichen waren nun nur noch ihre wohlgenährten Bäuche und ihre desinfizierten Knüppel!

NEUNTES KAPITEL

Die Nacht des 29. August

Erst nach und nach erfasste ich die Geschehnisse der schrecklichen Nacht des 29. August 1942 in ihrer vollen Bedeutung. Meine Augen, meine Ohren und mein Verstand waren ja mittlerweile in Auschwitz aufs Äusserste geschärft worden, und mit Hilfe des «Lagertelegrafens», den ich allmählich zu verstehen lernte, gelangte ich zu dem Schluss, dass die Hälfte der Lagerinsassen ermordet worden war.¹

Ich hatte meinen Part, meine Nacktrolle sozusagen, erst im Finale gespielt, und die Ouvertüre war nicht im Stammlager Auschwitz erklingen, sondern in dem riesigen, etwa eineinhalb Kilometer entfernten Nebenlager mit dem poetischen Namen Birkenau. Hier war das eigentliche Vernichtungslager; hier waren die Gaskammern, die langen, tiefen Gruben, in denen die Leichen verbrannt wurden, sowie die Krematorien.² Hier befand sich das Zentrum der rationalisierten Massenvernichtung; hier lebten die

1 Czech führt für August 1942 eine Vielzahl von Selektionen im Häftlingskrankenbau auf. Die von Vrba angenommenen Opferzahlen lassen sich aber nicht bestätigen; vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 263 ff.

2 Die SS-Lagerverwaltung hatte in Birkenau in der ersten Hälfte des Jahres 1942 zwei Bauernhäuser zu provisorischen Gaskammern umgebaut. Die Toten wurden bis September 1942 in Massengräbern verscharrt. Die Krematorien 11 bis v in Birkenau nahm die SS in den Monaten März bis Juni 1943 «in Betrieb».

Häftlinge, die man zwang, bei der Tötung Tausender, dann Zehntausender und schliesslich von Millionen, mitzuarbeiten.³

Und hier begann auch Lagerkommandant Rudolf Höss seine Grossoffensive gegen den zur Epidemie gewordenen Flecktyphus.

Er hatte begriffen, dass der Typhus nicht nur das Leben der Arbeitshäftlinge gefährdete, die er zur effizienten Führung des Lagers brauchte, sondern auch das der SS-Männer, und zog einen Fachmann hinzu, Dr. Kurt Uhlenbroock⁴, eine anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der Typhuserkrankungen. Dr. Kurt Uhlenbroock sollte später wegen der Beteiligung an Massenmorden in Auschwitz in Frankfurt der Prozess gemacht werden. Doch aus Gründen, die wohl das Geheimnis des Staatsanwalts bleiben, wurden alle Anklagepunkte gegen ihn fallengelassen. Deshalb ist er vermutlich heute auf freiem Fuss und praktiziert seine medizinischen Kenntnisse ebenso fachkundig und gewissenhaft wie während der letzten Augusttage 1942.

Damals bedachte der gute Doktor die Situation und kam nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss, dass alle, die sich angesteckt hatten, liquidiert werden mussten. Zu diesem Behufe verschaffte er sich in Birkenau erst einmal Handlungsfreiheit, indem er etwa fünfzig Prozent der Häftlinge zum Tode verurteilte. Das

3 Die Auschwitz-Forschung geht davon aus, dass mindestens 1,1 Millionen Menschen, davon eine Million Juden, in Auschwitz ermordet worden sind; vgl. Piper: *Zahl der Opfer von Auschwitz*, S. 202.

4 SS-Hauptsturmführer Dr. Kurt Uhlenbroock (1908-1992), Lager- und Standortarzt in der Zeit vom 17. August 1942 bis zum 2. Oktober 1942, war nach den Erkenntnissen der Strafverfolgungsbehörde «nicht hinreichend verdächtig, (...) an der (...) massenweisen Tötung von Menschen beteiligt gewesen zu sein», da keine Zeugen zu ermitteln waren, die seine Beteiligung hätten bekräftigen können (siehe Einstellungsantrag der Staatsanwaltschaft b. LG Frankfurt am Main vom 16.4.1963, 4 Ks 2/63, Hauptakten, Bd. 77, Bl. 14570-14604).

Lager war schon in zwei Abschnitte geteilt, Birkenau I und Birkenau II, und als die Kranken ausgemerzt worden waren, wurde Abschnitt I in die Unterabschnitte Bla und BIb geteilt.⁵ Dann widmete Dr. Uhlenbroock seine geballte Fachkompetenz dem Frauenlager des Stammlagers, das von unserem Gelände durch die Mauer getrennt war, durch die ich gekrochen war. Auch hier wurde etwa die Hälfte der Insassinnen wegen ihres Gesundheitszustands als überflüssig erachtet und in die Gaskammern geschickt, der Rest nach Birkenau I, Unterabschnitt Bla. Damit entstand ein leerer, gut desinfizierter Raum für diejenigen von uns, die die Diagnose von Oberscharführer Jakob Fries überlebt oder sich ihr entzogen hatten.

Alle diese Einzelheiten erfuhr ich, wie gesagt, erst später. Am Abend des 29. August wusste ich lediglich, dass ich Glück hatte, am Leben zu sein, und dass ich meine fünf Sinne beieinanderhalten musste, damit sich an diesem erfreulichen Zustand nichts änderte. Eine Weile lang standen Josef und ich still in dem Tollhaus nackter Männer, um uns zu orientieren, uns mit Hilfe von Gesprächsfetzen, die in einem halben Dutzend Sprachen um uns herum schwirrten, einen Überblick über unsere Lage zu verschaffen.

Da erklangen durch das Sprachengewirr aus Polnisch, Deutsch, Ukrainisch, Französisch und Holländisch plötzlich die lieblichen Laute des Slowakischen. Ich steuerte sofort darauf zu und stand bald vor einem kleinen, dunkelhäutigen Mann mit glänzenden, kleinen Vogelaugen. Obwohl er dünn war, wirkte er immer noch zäh und hellwach.

«Aus welcher Gegend kommst du?», fragte ich ihn.

5 In Birkenau wurde im März 1942 der Lagerabschnitt BIb mit männlichen, der Lagerabschnitt Bla Anfang August 1942 mit weiblichen Häftlingen belegt.

«Aus Nove Mesto. Und du?»

«Aus Trnava. Praktisch nebenan.»

«Das kenne ich gut. Ich war Zahnarzt und hatte ein paar Patienten von dort.»

Josef und ich stellten uns vor. Er hiess Laco Fischer, und als er uns erzählte, dass er seit fünf Monaten in Auschwitz war, betrachteten wir ihn voller Hochachtung. Dieser Mann wusste, wie man überlebte, er konnte uns sagen, was hier Trumpf war. Er sah die Fragen in unseren Augen, bevor wir sie aussprachen.

«Ihr wollt wissen, was hier passiert?», fragte er. «Ich sag's euch. Die Hälfte des Lagers ist ermordet worden, und die Arbeitskommandos werden neu eingeteilt. Ich habe gehört, dass sie Männer für das Kanada-Kommando suchen.»

Josef und ich wechselten einen raschen Blick. Wir hatten von dem Ort gehört, den die Häftlinge Kanada⁶ nannten und der als Paradies, aber ein gefährliches, galt. Dort, hatten wir gehört, starben viele Männer, kaum dass sie von seinen Früchten gekostet hatten, eines gewaltsamen Todes.

Vorsichtig frage ich Laco: «Wie ist es dort? Ist es so gut wie sein Ruf? Oder so schlecht wie sein Ruf?»

«Beides», sagte er. «Ich habe dort gearbeitet. Man kann alles Essen bekommen, das man will – Brot, Margarine, sogar Butter, Würstchen in Dosen, Sardinen, Schokolade. Aber auch Seife, einfach alles. Einmal habe ich sogar Bananen gekriegt.»

Bei der Erinnerung daran lächelte er. Dann wurde er plötzlich wieder ernst, sehr ernst.

6 Die Häftlinge gaben den sogenannten Effektenlagern, in denen das geraubte Hab und Gut der Deportierten aufbewahrt, sortiert und zum Abtransport verpackt wurde, die Bezeichnung «Kanada». Der Ländername stand für Überfluss an Waren und Reichtum. «Kanada» hiess in der Lagersprache auch das Arbeitskommando, das mit den «Effekten» zu tun hatte.

«Ich werde versuchen, dorthin zurückzukommen», sagte er. «Wenn ihr auch dorthin wollt, haltet euch an mich, denn ich kenne ein paar von den Kapos. Aber denkt dran: In Kanada lebt man am Rande des Abgrunds. Und es gibt dort genügend Halunken, die einen liebend gern hinunterstossen.»

«Was muss man dort machen? Wie ist die Arbeit?»

«Schwer. Belassen wir es dabei.»

Einen Moment lang schwiegen Josef und ich. Wir dachten an Brot und Butter, Würstchen und Sardinen, Seife, Bananen und Abgründe – die Entscheidung war nicht leicht. Offenbar mussten wir zwischen Essen oder Sterben einerseits und Essen *und* Sterben andererseits wählen.

Laco betrachtete unsere Gesichter, spürte, wie wir innerlich mit uns rangen, und zeigte keinerlei Überraschung, als wir beide mehr oder weniger gleichzeitig sagten: «Gehen wir. Wo sind deine kanadischen Kapofreunde?»

Das Kanada-Kommando stellte sich als eine Elitetruppe kräftiger, gesunder Männer heraus, um die sich Möchtegernrekruten scharten, die bereit waren, für Essen alles zu tun, und die von den Unterkapos – alles Juden, fiel mir auf – nicht besonders feindselig, fast lässig, aber wirkungsvoll, mit Schlägen auf Abstand gehalten wurden.

Laco indes hatte seinen Einfluss nicht übertrieben. Er ging zu einem stämmigen Unterkapo, der Deutsch mit jiddischem Einschlag sprach, und sagte: «Ich habe zwei Slowaken für dich, Isaak. Brave Burschen.»

«Ich habe die Schnauze voll von dir und deinen verdammten Slowaken, Laco», sagte Isaak. Dann bäugte er Josef und mich und sagte: «Aber schlecht sehen sie nicht aus.»

Mir befahl er: «Renn zu dem Stacheldraht.»

Er verlangte Ungeheuerliches. Wenn ich gehorchte, konnte ich von einem SS-Mann erschossen werden, das wusste ich. Doch

um zu zeigen, wie tadellos diszipliniert ich war, lief ich los, nicht ohne inständig zu hoffen, dass er mich zurückpfeifen würde.

Doch er pfiff mich nicht zurück, und ich hatte den Stacheldraht schon fast erreicht, als mich ein deutscher Kapo, der auffiel, weil er bekleidet war, am Arm packte und brüllte: «Bleib stehen, du Idiot! Willst du dich umbringen?»

Dann rief er Isaak zu: «Der ist in Ordnung. Der andere auch.»

Isaak zuckte die Achseln und sagte: «Alles klar, Bruno. Nimm sie, wenn du willst. Aber du kennst ja diese slowakischen Schweinehunde!»

Wir stellten uns mit den übrigen auf und wurden in Waschräume geführt, wo ich plötzlich begriff, dass ich nun zu einem sehr besonderen Kommando gehörte. Nicht nur schlugen uns die Kapos nicht, sondern sie drehten sogar die Duschen für uns auf und achteten darauf, dass sie weder zu heiss noch zu kalt waren. Danach brachten sie uns in den Keller von Block 4, wo uns ein aussergewöhnlich höflicher Blockschreiber registrierte und wahrhaftig «bitte» und «danke» sagte. Es war schon fast beängstigend!

Die ganze Atmosphäre unterschied sich von der, die ich bisher in Auschwitz kennen gelernt hatte, grundlegend. Obwohl wir immer noch nackt waren und seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatten, wirkten die Männer vom Kanada-Kommando beinahe entspannt. Gewiss hatten wir Hunger, doch der war schon fast eine Lappalie und kein Messer mehr im Bauch.

Ein grosser, braungebrannter Pole neben uns sagte: «Keine Bange, Jungs. Bald gibt's was zu beissen.»

Da lachte jemand und sagte: «Ja, ja. Aber eine kleine Hungerkur ist immer gut für Leib und Seele.»

Ich schaute von einem zum anderen und konnte kaum glauben, was ich da hörte. Wir waren in einem Lager, in dem Tausende

Hungers starben, und diese Männer redeten wie ein Haufen wohlgenährter Generaldirektoren.

Selbst als der Blockälteste kam, änderte sich der zivilisiert gelassene Ton nicht. Er war ein polnischer politischer Häftling, dessen Zebrakluft wie massgeschneidert aussah und der uns mit den Worten empfing: «Tut mir leid, dass ihr diesem Keller zugeteilt worden seid, aber wir werden ihn bald einigermassen bewohnbar machen. Mein Name ist Polsakiewicz, und als Blockältester erwarte ich Ordnung und Disziplin.»⁷

Das war alles. Er sah von Kopf bis Fuss wie ein polnischer Berufsoffizier aus, schaute uns streng, aber ruhig an und war wieder verschwunden.

Wir blieben den ganzen Tag in Block 4, und zu meinem Erstaunen bekam jeder eine Decke und eine Pritsche für sich allein. Sorgen bereitete mir einzig die Art, wie alle meine Mithäftlinge meinen sorgsam formulierten Fragen auswichen, wenn ich herauszubekommen versuchte, was für eine Arbeit wir verrichten sollten.

Die meisten lächelten und sagten: «Du wirst schon sehen.» Ein paar, wie zum Beispiel ein junger Slowake mit Namen Bock aus Piest'any, sagten höhnisch: «Was kümmert es dich? Du überlebst sowieso nicht lange.»

Dem, was sie verschwiegen, entnahm ich, dass ich bald ein weiteres Geheimnis von Auschwitz kennen lernen würde, und mich beschlich das ungute Gefühl, dass dieses Wissen aus irgendeinem Grunde gefährlich war. Doch als sie uns am nächsten Morgen herausliessen, verbannte der Anblick, der sich mir bot, alle Gedanken an die Zukunft fürs Erste aus meinem Kopf.

7 Vermutlich handelte es sich um Stanislaw Polsakiewicz (1906-1943), Häftling Nr. 1763, Mitte August 1940 nach Auschwitz verbracht. Polsakiewicz wurde im März 1943 ins KZ Buchenwald überstellt und verstarb dort im September 1943.

Das Lager sah vollkommen anders aus. Die Mauer zwischen den beiden Abschnitten war niedergerissen worden, und es schien doppelt so viel Platz und halb so viele Häftlinge zu geben, was natürlich zutraf. Muselmänner waren überhaupt keine mehr da. Dafür hatten Fries und Dr. Uhlenbroock gesorgt.

Als wir nach dem Zählappell reglos stehen bleiben mussten, während andere Kommandos aus dem Lager marschierten, sah ich, dass jedes, aber auch jedes kranke Glied am Körper von Auschwitz amputiert und in einer einzigen Nacht verbrannt worden war.⁸ Ich sah erhobene Häupter, gestraffte Schultern. Niemand schlurfte. Niemand liess sich hängen. Endlich einmal gab es keinen Mann, der aussah, als sei er am Rande des Todes.

Eine Stunde lang standen wir da, und ich betrachtete verwundert diesen ungewohnten, beinahe aufmunternden Anblick. Dann kam der Befehl: «Aufräumungskommando, rührt euch! Aufräumungskommando, marsch!»

Und Kanada marschierte. Wir paradierten durch das Tor wie die kaiserliche Garde. Die zurückbleibenden Häftlinge hielten bei ihren alltäglichen Arbeiten inne und schauten uns nach. Die SS betrachtete uns mit beinahe fachlichem Interesse, und ich bildete mir ein, dass ich es sogar in Fries' Augen glimmen sah, als wir an ihm vorbeikamen und noch einmal gezählt wurden. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft im Lager empfand ich, wie offenbar alle anderen ebenfalls, einen gewissen Stolz auf unsere Gemeinschaft, und ich glaube, man merkte ihn uns, so gering er war, auch an.

⁸ Czech zufolge wurden die Kranken auf Lastwagen nach Birkenau verbracht und in den provisorischen Gaskammern von Bunker Nr. 1 und Nr. 2 ermordet (Czech: *Kalendarium*, S. 289 f.). Ende August 1942 wurden nach Czech die Leichen noch nicht in Gruben verbrannt.

Laco Fischer allerdings zerstörte meine eiteln Anwandlungen sofort im Keim. Während wir marschierten, flüsterte er mir zu: «Wir arbeiten mit beschlagnahmtem Eigentum. Aber erzähl um Gottes willen niemandem davon, denn wenn sie das mitkriegen, bringen sie dich um. Halt dich in meiner Nähe, und tu, was ich tue. Und iss nicht zu viel.»

«Iss nicht zu viel? Bist du wahnsinnig?»

«Nein, ich bin im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, Junge. Wenn du vorsichtig bist, kannst du hier so viel Essen stehlen, wie du willst. Aber iss in den ersten Tagen nichts als trockenes Brot. Mehr verträgt dein Magen nicht.»

Und so marschierten wir in Kanada ein, dem kommerziellen Zentrum von Auschwitz, dem Lagerhaus der Leichenfledderer, wo Hunderte von Häftlingen hektisch damit beschäftigt waren, die Kleider, das Essen und die Wertsachen derjenigen, deren Körper noch brannten und deren Asche bald als Dünger benutzt wurde, aus den Waggonen zu holen und zu sortieren.

Es war ein unglaublicher Anblick: ein riesiger, rechteckiger, von Stacheldraht umzäunter Hof mit einem Wachturm an jeder Ecke. Dazu mehrere riesige Magazinbaracken sowie ein Gebäude, das aussah wie ein Bürohaus mit einer quadratischen Veranda an einer Ecke. Als Allererstes fiel mir jedoch in der Mitte des Hofes ein Berg hoch aufgestapelter Koffer, Kisten, Rucksäcke, Seesäcke und Pakete ins Auge.⁹

Daneben erhob sich ein weiterer Berg von 50'000, vielleicht 100'000 Decken. Angesichts dieser Zwillingshügel persönlicher Habe war ich derart erstaunt, dass ich gar nicht darüber nachdachte, wo ihre Besitzer sein mochten. Viel Zeit zum Nachden-

9 Das «Effektenlager I» oder «Kanada I» befand sich unweit des Stammlagers; vgl. Andrzej Strzelecki: «Der Raub der Habe der Opfer», in: Długoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. 11, S. 185.

ken hatte ich aber ohnehin nicht, denn mit jedem Schritt kam ein neuer Schock.

Zur Linken sah ich Hunderte Kinderwagen. Blitzblanke Kinderwagen für Erstgeborene ebenso wie ramponierte Exemplare, die, durch Generationen hindurch vererbt, vieles erlebt und Charakter hatten. Luxuriöse, protzige Kinderwagen – Statussymbole – und bescheidene, solide aus Familien, die weder Status noch Geld besaßen. Ich betrachtete sie voller Erstaunen, fragte mich aber immer noch nicht, wo die Kinder waren.

Ein weiterer Berg bestand aus Töpfen und Pfannen aus tausend Küchen aus einem Dutzend Länder. Eine Million Mahlzeiten waren darin gekocht worden, jetzt waren es anonyme Gegenstände, deren Eigentümer nie mehr essen würden.

Dann sah ich Frauen. Echte Frauen, nicht die schrecklichen geschlechtslosen, stinkenden Skelette, deren Herzen tot und die Franz Marmelade zum Verhängnis geworden waren. Hier waren junge, gut gekleidete Mädchen mit üppigen, kräftigen Figuren und Gesichtern, die allein schon deshalb schön waren, weil sie gesund waren. Bewacht von noch gesunderen, eleganteren weiblichen Kapos liefen sie geschäftig mit Kleiderbündeln und Paketen hin und her.

Ein verworrenes Puzzle, aus dem sich kein Bild für mich ergab und das ich völlig wahnwitzig fand. Neben einer der Lagerhallen saßen zum Beispiel Mädchen rittlings hintereinander auf einer Bank, nahmen aus Zinkeimern auf einer Seite der Bank Zahnpastatuben, drückten sie auf der Bank aus und warfen sie in die Eimer auf der anderen Seite. Wie absolut undeutsch, was für eine schreckliche Vergeudung von Arbeit und Material! Von wegen: In einer von zehntausend Tuben mochte ja ein Diamant stecken, ein Notgroschen, von dem eine bedauernswerte, vertrauensselige

Familie gehofft hatte, sie könne sich damit Privilegien oder sogar die Freiheit erkaufen.

Vor dem vermeintlichen Bürogebäude hiess es «Stillgestanden!» Unser Kapo Bruno ging zu der Veranda, zu der ein paar Stufen hinaufführten, und klopfte ehrerbietig, Mütze in der Hand, an. Die Tür ging auf, und ein riesiger SS-Scharführer trat heraus, ein über einsachtzig grosser, blonder Mann um die dreissig, mit slawischen Zügen, frischen geröteten Wangen, stechenden blauen Augen und wahren Röntgenblick. Obwohl er einen leichten Bauch hatte, wie ein Sportler, der nicht mehr trainiert, wirkte er doch robust. Eskortiert wurde er von zwei beeindruckend gutaussehenden Unterscharführern, einer dunkel und arrogant, der andere blond, der reine Arier. Während der folgenden Wochen sollten diese drei Männer, Scharführer Richard Wiegleb¹⁰ sowie seine Untergebenen Otto Graf¹¹ und Hans König¹², beide Berufsschauspieler aus Wien, eine bedeutende Rolle in meinem Leben spielen.

Wiegleb, den obligatorischen Stock in der Hand, stolzierte

10 SS-Scharführer Richard Wiegleb (*1903) war in der Abteilung IV (Verwaltung) tätig. Über seinen weiteren Verbleib ist nichts bekannt.

11 SS-Unterscharführer Otto Graf (*1920) war in der «Effektenverwaltung» eingesetzt. Graf wurde vom Landesgericht in Wien (25. April 1972 bis 27. Juni 1972) freigesprochen. Über seinen weiteren Verbleib liess sich nichts ermitteln. Rudolf Vrba war Zeuge im Verfahren gegen Graf.

12 Im Prozess gegen Otto Graf stellte sich heraus, dass der Nachname «König» offenbar ein Spitzname für den SS-Angehörigen mit Vornamen Hans war, der mit Otto Graf in der Effektenverwaltung arbeitete. Die Bezeichnungen «Graf» und «König» waren im Sprachgebrauch der Häftlinge üblich. Im Oktober 1989 besuchte Vrba den Prozess gegen den ehemaligen SS-Rottenführer Ernst August König in Siegen. In dem Zeugen Heinrich Kühnemann (1918-1998), vormals SS-Angehöriger von Auschwitz und im Effektenlager tätig, identifizierte Vrba den SS-Mann, den er als «Hans König» kannte. Gegen Kühnemann wurde vor dem Landgericht Duisburg von Mai 1991 bis September 1993 verhandelt. Das Verfahren musste wegen Verhandlungsunfähigkeit des Angeklagten eingestellt werden.

zum Rand der Veranda, um uns in Augenschein zu nehmen. Sein Blick wanderte die Reihen entlang, musterte die Neuen und stempelte sie in Gedanken wohl gleich entweder als Unruhestifter, fleissige Arbeiter, Faulenzer oder als potenzielle Informanten ab. Hier und da erkannte er einen Unterkapo und begrüßte ihn mit einem derben Spruch.

«Na, Isaak? Lebst du noch? Wie hast du das geschafft?»

Isaak grinste und trat von einem Fuss auf den anderen.

«Und du, Stefan. Auch du atmest noch? Da müssen wir was tun.»

Nichts geht über ein bisschen Humor: Der Herr scherzte mit den Dienern. Doch aus irgendeinem Grunde merkte ich, dass dieser gutaussehende, leutselige Mann ein gnadenloser Mörder war und dass man ihm aus dem Weg gehen musste. Und wie zur Bestätigung meiner Befürchtungen brüllte er plötzlich: «*Los! An die Arbeit!*»

Im nächsten Moment hetzten Graf und König, zwei elegante Jagdhunde, uns wie Hasen übers Feld; Stöcke, Fäuste und Stiefel flogen.

«*Los! Los! Los!*» Ein paar Männer fielen hin, doch ich hielt mich dicht neben den Veteranen und wich den Schlägen aus. Die Häftlinge rannten zu dem Berg mit dem Gepäck, schnappten sich, so viel sie tragen konnten, und rannten damit zu einem Lager-raum. Ich blieb ihnen auf den Fersen, in jeder Hand zwei Koffer. Graf wartete schon vor der Tür, um uns hindurchzuprügeln, und König im Inneren, um uns zu noch mehr Eile anzutreiben.

Wir warfen Koffer, Kisten und Rucksäcke auf eine riesige Decke. Dort wurden sie sofort aufgerissen oder mit einem Vorschlaghammer aufgeschlagen, und über die herausquellenden Lebensmittel, Kleidung, Toiletten- und Wertsachen, Dokumente und herzerreissenden Familienfotos machten sich Spezialisten her und sortierten sie: Männerkleidung auf eine Decke, Frauen-

kleidung auf eine andere und Kinderkleidung auf eine dritte, bis sich die verschiedenen Gegenstände hoch auf einem halben Dutzend Decken auftürmten. Die Koffer und Kisten wurden weggeschafft und mit allen Dokumenten verbrannt, die Decken, wenn sie voll waren, zu den Frauen getragen, die die Fracht nach Qualität einteilten und in die Lagerhallen packten; und die ganze Zeit, während die alten Hasen schwitzten und wir dusseligen Lehrlinge hin- und hersprangen, prügeln Graf und König auf uns ein, durchsuchten uns, bestrafte uns und brüllten in einem fort: «Los! Los! Schneller, ihr Schweinebande, schneller! Karacho! Karacho!»

Nur ein Mann rührte sich selten. Scharführer Wiegleb sass auf seiner Veranda, neben sich ein Glas Bier, aus dem er sich ab und zu einen Schluck genehmigte, beobachtete jede Bewegung und griff nur ein, wenn er ein ernsthaftes Vergehen bemerkte.

Sein Vertrauen in seine beiden Unterscharführer war gerechtfertigt. Sie übersahen so gut wie nichts und arbeiteten zügig und effizient. Als ich bei meinem zehnten Lauf einen Koffer fallen liess, und dieser aufriss, so dass sich um mich herum Hemden, Schuhe, Apfel, belegte Brote und Salami ergossen und ich mit einem Ruck stehen blieb – nach achtundvierzig Stunden Fasten wie ausgehungert, war mir alles egal –, stürzten sich die beiden SS-Männer auf mich und trieben mich mit heftigen Schlägen und unter tätiger Mithilfe eines halben Dutzends dienstefriger Unterkapos weiter.

Fast dankbar, von der Versuchung weggeknüppelt worden zu sein, stolperte ich weiter und sah, wie sich der Häftling hinter mir auf die Salami stürzte, sie sich in den Mund stopfte und im Weiterlaufen aufass. Das war die erste wichtige Lektion, die ich im Kanada-Kommando lernte: Stiehl nur, was jemand anderes fallen lässt. Schnapp es dir schnell, während der andere verprügelt wird.

Als es Mittag wurde, war mir der Hunger vergangen, und ich schaffte es auch irgendwie, Lacos Warnung zu beachten, am ersten Tag nur trockenes Brot zu essen. Einer anderen Versuchung zu widerstehen war nicht minder schwer. Und zwar der, Essen zu stehlen und es für Freunde und Verwandte oder zum Tauschen heimlich mitzunehmen; doch Seine Majestät Wiegleb und seine Höflinge waren schlau und kannten alle Tricks. Ich sah, wie König einen Mann aus der unaufhörlich schleppenden, rennenden Menschenmenge zerrte und brüllte: «Gepäck fallen lassen. Stillgestanden!»

Er durchsuchte ihn und zog prompt einen Apfel und ein Stück Brot aus seinen Taschen.

«Aha, du stiehlst!», brüllte er, damit es alle hörten. «Ich werde dir Manieren beibringen, du Schwein. Fünfundzwanzig Hiebe!»

Sie wurden auf der Stelle verabreicht, und als ich an dem Opfer vorbeiflitzte, lernte ich eine weitere Lektion: Bleib still und gib keinen Muckser von dir, wenn du bestraft wirst.

Dieser Häftling war nämlich neu. Als Königs Stock zum fünfzehnten Mal auf seinem Gesäss niederging, schrie er. Daraufhin schlug König sofort noch fester zu und brüllte: «Sei still, du alte Memme!»

Im Todeskampf zuckte der Mann hoch, sackte wieder zusammen, als König ihm einen brutalen Schlag in den Nacken versetzte, und als er sich in dem vergeblichen Versuch, sich zu schützen, ans Gesäss fasste, zerschlug ihm der SS-Mann die Finger. Da diese Schläge nicht ihr eigentliches Ziel trafen, zählten sie nicht. Der Häftling bekam sieben, acht, vielleicht neun Schläge zusätzlich zu den fünfundzwanzig auf Nacken, Rücken und Hände, weil er sich nicht zusammengenommen hatte. Letztendlich wurde er wegen schlechter Manieren bewusstlos geschlagen und zum Sterben liegen gelassen.

Schon am ersten Tag gewöhnte ich mich an den Anblick dieser

Strafaktionen. Ja, fast freute ich mich darüber, denn wenn König oder Graf beschäftigt waren, konnte ich stehlen, und das bedeutete, überleben.

Die Prügel von den Unterscharführern waren schlimm genug, jedoch nichts im Vergleich zu den Strafen, die Wiegleb austeilte. Gelegentlich erhob er sich aus seinem Sessel und schrie langsam, gewichtig: «Komm her, du faules Schwein.»

Dann trat ein Häftling aus der rennenden Reihe und musste vor ihm Aufstellung nehmen.

«Du glaubst also, du bist im Sanatorium. Oder vielleicht im Urlaub. Vielleicht hältst du dich ja auch für eine Schildkröte. Nun, da täuschst du dich. Du bist ein Mann, der sich flink bewegen kann, und ich habe einen Zauberstab, einen Stock, der Wunder wirkt und Schildkröten dazu bringt, wie ein Mann zu laufen.»

Dann schlug er ruhig und fachmännisch, nicht hektisch und inbrünstig wie seine Helfershelfer, auf den Häftling ein, bis der blutend, zu nichts mehr zu gebrauchen, zusammenbrach.

Endlich ging dieser unglaubliche Tag zu Ende. Wir stellten uns in Fünferreihen auf, bereit, ins Lager zurückzumarschieren. Doch bevor die Tore geöffnet wurden, stieg Wiegleb von seinem Thron auf der Veranda, lief zwischen uns auf und ab, stiess hier und dort einen Mann mit dem Stock an.

«Du ... und du ... und du ... *vortreten!*»

Ungefähr fünfzehn Männer, nicht ganz willkürlich ausgewählt, denn Wiegleb hatte Argusaugen, traten aus den Reihen. König und Graf durchsuchten sie gründlich und fanden vier oder fünf Schmuggler unter den fünfzehn.

Einer hatte zwei Zitronen. Zwanzig Hiebe. Ein anderer ein Hemd. Fünfundzwanzig Hiebe. Ein dritter eine Dose Sardinen. Auch fünfundzwanzig Hiebe. Zwei weitere hatten nur Brot und kamen mit ein paar Boxhieben und einem Tritt davon. Dann, und

erst dann, marschierte das Kanada-Kommando los. Beim Marschieren fiel mir ein eigenartiges neues Geräusch auf. Statt klappernder Holz pantinen hörte man das weiche Auftreten von Ledersohlen. Ich warf einen Blick nach unten und sah, dass beinahe jeder Häftling richtige Schuhe trug, manche sogar welche aus Wildleder oder Krokodilleder; Holz suchte man hier vergeblich.

Laco bemerkte meine erstaunte Miene und sagte grinsend: «Das ist einer der Vorteile. Aus irgendeinem Grunde ist es ihnen offenbar egal, wenn wir Schuhe klauen. Vielleicht meinen sie, dass es dem Kommando Niveau verleiht – oder vielleicht, dass wir in Holzschuhen langsamer sind!»

Wir gingen ins Lager zurück. Ich hörte Fries' laute ausdruckslose Stimme am Tor: «Aha ... da kommt Kanada! Halt!»

Wir blieben stehen. Sechs SS-Männer rannten durch die Reihen und durchsuchten uns rasch, doch beileibe nicht so effizient wie die beiden Unterscharführer. Und so hatten sie dann auch nur einmal Glück und zerrten einen Mann heraus, der unter seiner Jacke ein Hemd verbarg. In aller Gemächlichkeit schlug Fries ihn tot, und wir trugen die Leiche zusammen mit den anderen Toten zurück zu Block 4 zum Zählappell.

Erschöpft von der Arbeit und der Hitze, voller blauer Flecke von den Schlägen, die ich mir eingefangen hatte, ein wenig benommen von all den Eindrücken, fragte ich mich allmählich, ob Kanada das Risiko wert war. Als ich mich aber umsah und die alten Kanadier anschaute, schwanden meine Zweifel.

Sie packten ihre Beute aus. Irgendwie hatten sie es geschafft, sie durch die zweimalige Durchsuchung zu schmuggeln. Einer hatte sechs Dosen Sardinen, ein anderer zwei Pfund Feigen. Hemden, Obst und Seife, Salami, Würstchen und Schinken ka-

men zum Vorschein, und zum Schluss sah es bei uns aus wie in einem gut sortierten Lebensmittelladen. Polsakiewicz, der Blockälteste, schlenderte herbei und kassierte seinen Anteil, hier eine Zitrone, dort ein Paar Krokodillederschuhe, Fleisch, Obst und sogar Aspirintabletten, um die Kopfschmerzen zu lindern, die verantwortliche Posten eben mit sich bringen.

Danach schlenderten einige der Männer zur Tür. Und als ich ihnen folgte, überzeugte mich die Szene draussen endgültig davon, dass ich in Kanada bleiben musste.

Um den Block lungerten die Hungrigen herum. Die Männer aus Kanada überflogen ihre Gesichter, suchten Freunde oder Verwandte, gingen zu ihnen und gaben ihnen Essensreste. Auch die Häftlingsärzte kamen in der Hoffnung, Medikamente zu ergattern, jedwede Medizin, alles, was ihnen bei ihrer Sisyphusarbeit dienlich sein würde. Und sie kamen nicht umsonst, weil alle im Kanada-Kommando wussten, dass sie jederzeit im Krankenbau landen konnten und dann dringend einen Freund brauchten.

Als sich die Männer nach einer Weile wieder zerstreut hatten, gingen Josef und ich zu unseren Pritschen. Ich sank auf meine Matratze, und bevor ich die Augen schloss, fiel mir auf, dass ich zum ersten Mal, seit ich Franzens Lebensmittellager verlassen hatte, keinen Hunger hatte. Und recht bedacht, war Franzens Lager, verglichen mit Kanada, nur ein kleiner Krämerladen.

* * *

In einer Woche in Kanada lernte ich mehr über den wahren Zweck von Auschwitz als in den drei Monaten nach meiner Ankunft. Es war eine widerwärtige Lektion, weniger wegen des Sadyismus oder der Brutalität oder der willkürlichen Morde als viel-

mehr wegen der kaltblütigen Profitmacherei, die hier betrieben wurde.

Mit der Zeit verwandelten sich die Taschen und die Kleidung, die Lebensmittel und traurigen Fotografien mit den lächelnden Menschen für mich in wirkliche Menschen; die Kinderwagen wurden Babys und die Haufen sorgfältig zusammengestellter Schühchen wurden Kinder wie meine Cousine Lici in Topolcany. Der vage Verdacht, den ich vergeblich zu verdrängen versucht hatte, stimmte!

Ich war in einer Todesfabrik; in einem Vernichtungszentrum, in dem Tausende und Abertausende Männer, Frauen und Kinder vergast und verbrannt wurden, nicht so sehr, weil sie Juden waren – wenn das sicher auch ein vorrangiger Gedanke in dem kranken Hirn des Führers war –, sondern weil sie mit ihrem Tod einen Beitrag zur deutschen Kriegführung leisteten.

Ich sah ja die ausgehenden Güterzüge jeden Tag. Ich sah, dass sie, je nach Order Wieglebs, montags mit Hemden von erstklassiger Qualität beladen wurden, dienstags mit Nerzen, mittwochs mit Kinderleibwäsche, mit Mänteln oder sonstigen Textilien. Mir wurde klar, dass sie Deutschland dazu dienten, die Moral der unter der Kriegswirtschaft leidenden Bevölkerung zu heben, von der man ja die ganze Zeit verlangte, den Gürtel enger zu schnallen.

Ich sah, wie alles, das nicht von den Häftlingen in die Waggons geladen wurde, die Reichsmark, die Francs, die Lire, die Dollars und englischen Pfunde vom Schwarzmarkt, das Gold und der Schmuck und die sorgfältig versteckten Edelsteine in Wieglebs Palast gebracht wurden. Ich wusste, dass diese Vermögenswerte für die Reichsbank bestimmt waren, der König von Kanada sich aber seinen Anteil abzweigte. Freilich begriff ich erst später, wie klug sie benutzt wurden, um einerseits die Wirtschaft des Reichs zu stützen und andererseits über Schweizer Banken ausländische

Währungen zu manipulieren, damit die Wirtschaft der Alliierten Schaden litt.

Ebenfalls später erfuhr ich, wie wichtig die psychologische Kriegführung an der Heimatfront war. Brauchten die Berliner Gören Schuhe, fand Hitler welche in Auschwitz, und Mutti schrieb Vati an die russische Front und pries den Retter mit dem schmalen schwarzen Schnurrbart.

Natürlich musste ich andere, mich unmittelbarer betreffende Lektionen lernen. Ich lernte, dass es im Kanada-Kommando eine Führungsspitze gab, die wie die Feudalherren lebte; dass es eine soziale Stufenleiter gab, auf der man sich hocharbeiten konnte; dass Fehden schwelten, aufloderten und entbrannten, dass Liebesaffären erblühten, gelebt und beendet wurden; dass das Leben in Kanada tatsächlich in vielerlei Hinsicht dem Leben woanders gleich. Wichtig war nicht, wer man war, sondern, wen man kannte.

Je länger ich überlebte, merkte ich, desto näher kam ich dem harten Kern, der gelernt hatte, nicht nur zu leben, sondern gut zu leben. Allmählich wurde ich zumindest halbwegs als zum lebenden Inventar gehörig betrachtet. Die Leute begannen, mich mit Vornamen anzureden, und nachdem ich von den Veteranen akzeptiert war, wurde ich auch der Beförderung für würdig befunden.

Ich musste mich nicht mehr mit dem Gepäck abplacken, sondern bekam die Aufgabe, Decken voller Kleidung aus den Räumen, wo die Koffer ausgepackt wurden, dahin zu tragen, wo die Mädchen sie sortierten, und als ich entdeckte, dass die Mädchen aus der Slowakei kamen, brachte das noch ein wenig Sonne in mein Leben. Manchmal konnte ich ihnen eine oder zwei Zitronen, ein Stück Schokolade oder eine Büchse Sardinen zustecken, und sie schenkten mir dafür ein Lächeln, ein Glas Limonade, ein Stück Brot und Käse oder vielleicht auch ein paar von meinen

eigenen Sardinen, die ich hinter dem Lagerhaus in aller Eile hinunterschluckte. Die Arbeit war hart, doch sie lohnte sich, denn ich litt nie Hunger oder Durst und das Grausige des Orts wurde durch die weibliche Wärme ein wenig gemildert.

Häftlinge der unteren sozialen Stufenleiter – das Fussvolk sozusagen – schlossen unschuldige Freundschaften mit den Mädchen, die sie aus der Entfernung bewundern und selten sprechen konnten, und tauschten Briefe und kleine Geschenke mit ihnen aus. Diese zarten Zeichen der Zuneigung nahm ich bei meinen Gängen hin und her mit, ohne zuerst zu ahnen, dass die höheren Tiere, die Kapos, wussten, was ich tat.

Sie taten nämlich nichts, um mich daran zu hindern. Im Gegenteil, nachdem sie einmal den Vrbaschen Botendienst für zuverlässig befunden hatten, benutzten sie ihn selbst, was für mich sowohl ein Vorteil als auch eine Gefahr war. Von den Kapos brachte es mir kleine Belohnungen ein, und ihre Protektion schützte mich bis zu einem gewissen Grade vor willkürlichen Bestrafungen. Andererseits ging ich schwere Risiken ein, denn die Liebeshändel der höheren Herrschaften waren nicht immer unschuldig und die Geschenke, die ich hin- und hertrug, keine trivialen Mitbringsel, sondern Luxusgegenstände. Wenn ich erwischt wurde, bekam ich mindestens fünfundzwanzig Hiebe, konnte aber den Dienst als Botenjunge nun nicht mehr ablehnen.

Ja, mit meiner Hilfe entbrannte sogar eine heisse Liebesaffäre zwischen meinem Kapo Bruno und Hermine, die Kapo der slowakischen Mädchen war, die die Kleidung sortierten. Hermine war etwa zwanzig und eine wunderschöne junge Wienerin, prachtvoll gekleidet mit teuren Blusen und Röcken aus den Kleiderbeständen und hohen schwarzen Stiefeln, die glänzten wie die eines preussischen Gardeoffiziers. Sie behandelte ihre Mädchen streng, doch ich sah nie, dass sie sie schlug. Die Gerte trug sie

mehr oder weniger wie ein Accessoire, als werde sie gleich in eine Reitbahn einreiten.

Wenn ich mit meiner schweren Decke zu ihr angekeucht kam, begrüßte sie mich immer mit einem halb mütterlichen, halb koketten Lächeln. Und sie war so attraktiv, dass ich nicht im Geringsten überrascht war, als Bruno mich eines Tages beiseitenahm und mir einen Brief für sie zusteckte.

Dann folgten die Geschenke. Zuerst ein, zwei Orangen, vielleicht ein wenig Butter oder ein Stück Schinken. Doch mit Fortschreiten der Affäre warb Bruno immer aufwändiger um sie, und ich musste ihr teure Toilettenseife, Kölnisch Wasser und exklusive französische Parfüms bringen. Hermine nahm alles mit unergründlichem, beinahe majestätischem Lächeln entgegen, und bald fand Bruno immer neue Ausreden, um sich in der Nähe der Mädchen herumzutreiben.

Aber er war kein Mann, der sich für die Aufmerksamkeiten mit einem gelegentlichen Lächeln oder freundlichen Wort begnügte. Ja, es dauerte nicht lang, da büsste diese Liaison ein wenig von ihrer jungfräulichen Reinheit ein, was übrigens sowohl die Macht der Kapos als auch den Wunsch dieses Paares bewies, seiner Liebe greifbaren Ausdruck zu verleihen.

Bruno und Hermine liefen natürlich Gefahr, bestenfalls ihren Rang und die damit verbundenen Privilegien und schlimmstenfalls ihr Leben zu verlieren. Doch sie scheuten das Risiko nicht, wie ich eines Tages entdeckte, als ich meine Last bei den slowakischen Mädchen ablad und keine Spur von Hermine entdeckte.

Normalerweise empfing sie mich immer, um gleich nachzuschauen, was in dem Päckchen für sie war, und um sicherzustellen, dass ihre Untergebenen nicht zuviel stahlen. Auf meine Frage, wo sie sei, grinsten eines der Mädchen und deutete mit dem Kopf zum Lagerraum.

«Dort drin. Mit Bruno.»

Zeit für weitere Fragen hatte ich nicht. Ich rannte zurück, um meine nächste Ladung zu holen, und da ich unbedingt die Fortsetzung dieses Liebesromans erfahren wollte, muss ich den Geschwindigkeitsrekord zwischen den Arbeitsbereichen der Männer und Frauen gebrochen haben.

«Was denken sie sich? Ich meine ... wie?»

«Wir haben ihnen ein kleines Liebesnest gebaut. Es ist richtig kuschelig.»

Schon lief ich mit meiner leeren Decke davon und kam noch flinker zurück.

«Was meinst du mit Liebesnest?»

«Wir haben Tausende von Decken zu einer Wand aufgestapelt. Schliesslich brauchen Liebende ein wenig Privatsphäre, findest du nicht?»

Sie lächelte mich mit gespielter Unschuld an und sagte: «Ach, wie gern wäre ich auch Kapo!»

Bei meinem nächsten Gang sah ich, wie Bruno rasch aus dem Lagerraum schlüpfte. Als er mir im Vorbeilaufen einen Blick zuwarf, unterdrückte ich den Impuls, ihm zuzuzwinkern. Wenn ich allerdings geahnt hätte, was mich diese Affäre einmal kosten würde, wären meine Gefühle ihm gegenüber weniger freundschaftlich gewesen.

Der Ärger begann, als die Miete für das Liebesnest stieg. Hermine gelüstete es nach immer grösserem Luxus. Mittlerweile erwartete sie jeden Tag ein teures Präsent, und die Mädchen mussten auch ihren Anteil bekommen, denn ohne deren tätige Mithilfe wäre die Liebe verkümmert.

Meine illegalen Frachten wurden also immer schwerer, mein Risiko grösser, und gleichzeitig gewann ich zunehmend den Eindruck, dass Wiegleb mich besonders scharf im Auge hatte; mein Leben wurde also nicht angenehmer.

Zuerst dachte ich, ich bildete es mir nur ein und es liege an meinem schlechten Gewissen. Doch bald war ich sicher, dass

er Verdacht gegen mich geschöpft hatte, in welche Richtung, wusste ich allerdings nicht. Vielleicht verdächtigte er mich des Schmuggels, vielleicht störte es ihn aber auch nur, dass er mit mir einen Mann vor sich hatte, der sich einen Funken Widerspruchsgeist bewahrt, einen Häftling, der sich noch nicht in einen gut abgerichteten Hund verwandelt hatte.

Ändern konnte ich an der Situation allerdings nichts, denn mittlerweile war ich in die Hermine-Bruno-Affäre so sehr verstrickt, dass ich mich nicht mehr herauswinden konnte, ohne mir selbst grosse Probleme einzuhandeln. Hermine, die ihren Freund vollkommen unter der Fuchtel hatte, gab mir täglich neue Aufträge.

Manchmal sagte sie: «Rudi, mein Toilettenwasser geht zur Neige.» Oder: «Rudi, ich habe solchen Appetit auf ein Stück Milkschokolade. Das schreckliche schwarze Zeug mag ich nicht. Und versuch, mir ein paar Anchovis zu besorgen.»

Und dann trottete ich mit der Einkaufsliste im Kopf zurück zu Bruno und sagte Hermine beim nächsten Gang, dass das Gewünschte mit der nächsten Ladung geliefert werde.

Das Ganze war natürlich Irrsinn. Wir waren im schlimmsten Konzentrationslager, das die Welt je erlebt hatte, doch der Lebensstandard der Mächtigen und Halbmächtigen hier war weitaus höher als der der meisten Menschen in Europa. Gut, sie lebten ja auch von dem Raubgut, das aus ganz Europa kam.

Je länger die Liebesaffäre zwischen Bruno und Hermine währte, desto grösser wurde die Gefahr, dass ich entdeckt wurde. Irgendwann würde mich mein Glück verlassen, davon war ich überzeugt, und als mich Wiegleb schliesslich herausrief, überraschte mich das nicht. Ja, ich war sogar richtig froh, weil ich nichts bei mir hatte.

Absichtlich bedächtig kam er von seiner Veranda herunter, stellte sich vor mich und knurrte: «Fallen lassen!»

Ich liess die Decke fallen. Es war nur Kleidung darin, denn ob-

wohl ich bis zu dreihundert Mal am Tag Decken hin- und hertransportierte, war nur bei etwa fünf Gängen Schmuggelware dabei.

Wiegleb versetzte mir einen fast freundschaftlichen Stockschlag auf die Schulter und sagte: «Los, weiter. Zack, zack!»

Ich flitzte wieder los, eigentlich immer noch froh, dass er mich angehalten hatte, denn ich dachte, jetzt werde er mich eine Weile lang in Ruhe lassen. Doch ich irrte mich.

Schon beim nächsten Gang hörte ich das vertraute Brüllen von der Veranda: «Halt, du Schwein! Lass fallen!»

Wieder hatte ich nichts. Wieder gab er mir einen beiläufigen Klaps mit auf den Weg. Wieder hatte ich Oberwasser und war nun absolut sicher, dass ich gegen weitere Aufmerksamkeiten gefeit war. Wieder irrte ich mich. Bei meinem dritten Gang wurde ich zum dritten Mal nacheinander herausgerufen, was sicher noch niemandem in Kanada passiert war. Wieder war ich sauber.

Bruno hatte das Katz-und-Maus-Spiel sehr genau beobachtet. Als ich in den Lagerraum kam, um meine nächste Decke zu holen, wartete er auf mich.

«Hör zu, Rudi», flüsterte er. «Er hat dich jetzt dreimal hintereinander durchsucht. Für heute wird er dich nicht mehr anhalten, schon gar nicht beim nächsten Gang. Deshalb nimm ein paar Sachen für Hermine mit.»

Das fand ich durchaus logisch, wenn mich auch eine leise Angst beschlich, als ich sah, was er so leichthin als «Sachen» abtat. Es war eher die Ausbeute eines ausgedehnten Einkaufsummels im London, Paris oder New York der Vorkriegszeit ... Eau de Cologne, zart duftende Seife, eine kleine Flasche Chanel, ein Huhn in der Dose, die teuersten Frankfurter Würstchen und Sardinen aus Portugal.

«Bruno», sagte ich ein wenig bang, «das ist eine ganze Menge!»

«Mach dir keine Sorgen. Er hält dich nicht an. Vor König und Graf wagt er es nicht, noch einen Fehlschlag zu riskieren. Du hättest sehen sollen, wie sie beim letzten Mal hinter seinem Rücken gegrient haben.»

Das leuchtete mir ein. Wenn Wiegleb von seinem Thron herabstieg und einen Häftling durchsuchte, war das auch eine unausgesprochene Kritik an seinen zwei Unterscharführern, eine schlaue Art, ihnen zu vermitteln, dass sie ihre Arbeit nicht gut machten. Doch wenn er eine Niete zog, gestand er sozusagen öffentlich ein, dass er sich geirrt hatte. Ich nahm also meine Decke und rannte los.

«Du ... *halt*!»

Ich glaubte es nicht. Ich rannte weiter, wohlweislich darauf achtend, nicht schneller zu werden, und tat so, als dächte ich, dass er den Mann hinter mir meinte. Wenn ich es bis zu den Frauen schaffte, war ich in Sicherheit.

«*Du*, du Sauhund! Markier hier nicht den Ahnungslosen! Komm her und lass die Decke fallen, sonst knall ich dich ab!»

Ich drehte mich um und rannte zu Wiegleb, dem gewieftesten Psychologen, den ich je kennen gelernt habe. Er wusste, wie mein Hirn gearbeitet hatte. Er wusste, dass ich dachte, er werde mich niemals ein viertes Mal anhalten, und dass ich mich in Sicherheit wog. Ich liess meine Decke fallen, und ein Ausdruck gespielter Überraschung breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er des mobilen Delikatessenladens mit Parfümerieabteilung ansichtig wurde. Triefend vor Sarkasmus sagte er: «Nanu! Was für eine merkwürdige Kleiderkollektion!»

In aller Ruhe ging er um meine Decke herum und deutete auf einen Gegenstand nach dem anderen. Seine Stimme war leise und gefährlich.

«Ein Huhn. Milkschokolade, wahrhaftig aus der Schweiz. Eau de Cologne ... und Chanel! Wie gern hätte ich solches Par-

fünf mal für meine Frau. Jetzt frage ich mich bloss, für welches glückliche Mädchen diese kleine Sendung bestimmt war.»

Ich sagte nichts. Er sah mich streng an und schnauzte los: «Für Hermine, nicht wahr?»

Ich schwieg weiter; doch jetzt war mir klar, dass ich nicht mehr einfach nur ein Häftling war, den man beim Schmuggeln ertappt hatte, sondern dass Wiegleb genau wusste, dass ein Neuer wie ich niemals solche Luxusgegenstände hätte stehlen können. Er wusste, sie kamen von Bruno, und das würde er beweisen. Wenn sein Kapo meinte, er könne schalten und walten, wie er wollte, würde er ihn vernichten. Für ihn war es die letzte Runde in einem Kampf, der schon seit Monaten hin- und herwogte, einem Kampf auf Leben und Tod zwischen Bruno, dem altgedienten Kämpfen aus Vorkriegsgefängnissen und einem halben Dutzend Konzentrationslagern, und Wiegleb, der die Karriereleiter in Dachau und Sachsenhausen erklimmen hatte.

«Kapo, herkommen!»

Bruno wusste genau, was passiert war. Er wusste, jetzt ging es ums Ganze. Wenn Wiegleb mich zum Reden brachte, konnten er und Hermine im Strafblock sterben. Doch sein Gesicht war die Unschuld selbst, als er gehorsam angetrabt kam und das Diebesgut betrachtete.

Er war ein guter Schauspieler. Zuerst zeigte er pures Erstauen, dann unbändige Wut. Er schlug mit seinem Stock nach mir und brüllte: «Du dreckiges Judenschwein! Du stinkendes diebisches Schwein!»

Er schlug mich immer weiter, bis Wiegleb sehr ruhig sagte: «Überlass das mir, Kapo. Mit mir redet er schneller als mit dir. Er wird mir gleich erzählen, wo er diese heisse Ware herhat, und wenn es seine letzten Worte sind.»

Auf der anderen Seite des Lagers sah ich, dass Hermine, hübsch wie eh und je, herüberschaute. Ja, das ganze Arbeitskom-

mando schaute zu, während es weiter seinen Aufgaben nachging, denn wenn es irgendwo Ärger gab, verbreitete sich die Nachricht in Kanada schnell. Bester Laune rief Wiegleb Otto Graf und Hans König herbei, die beim Anblick der Decke einen erstaunten Pfiff ertönen liessen und witzige Bemerkungen zu dem erlesenen Geschmack machten, den ich bei der Auswahl der Sachen an den Tag gelegt hatte.

Dann musste ich mich bücken. Wieglebs Stock krachte auf meinen Hintern, und ich flog nach vorn. Königs Stiefel trat mich wieder zurück.

«Von wem hast du das?»

Wieder hob Wiegleb mit der eleganten, sparsamen Bewegung des geübten Experten den Arm. Wieder ging der Stock hernieder. «Von wem hast du das?»

Dreimal, viermal, fünfmal. Abgemessene, methodische Hiebe, die mein Fleisch zum Platzen brachten. Und Wiegleb schrie auch die Frage nicht, sondern flüsterte fast, sprach die einzelnen Silben ausdruckslos aus, monoton.

Von ... wem ... hast ... du ... das? Sechs, sieben, acht. Von ... wem ... hast... du ... das? Undeutlich sah ich Brunos Stiefel und hörte die Häftlinge vorbeiflitzen. Neun, zehn, elf. Von ... wem ... hast... du ... das? Jetzt sorgte der professionelle Schläger dafür, dass der Schmerz mit jedem Schlag grösser wurde, Wiegleb berechnete ihn methodisch, akkurat wie ein guter Techniker. Brunos Stiefel verschwammen vor meinen Augen. Die Geräusche des Lagers ebten ab und dröhnten mir dann wieder in den Ohren. Wenn ich taumelte und Graf und König mich wieder an Ort und Stelle traten, bemerkte ich es kaum.

Zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn. Nun sah ich keine Stiefel mehr, nur noch einen roten Schleier. Ich hörte weder die Häftlinge noch das Zischen des Stocks, nur ein dumpfes Grollen. Der Schmerz war nun konstant und erfasste alles, drang in alle Fasern

meines Körpers und entlud sich nach jedem weiteren Schlag mit neuer, unglaublicher Intensität.

Von ... wem ... hast... du ... das? Jetzt spürte ich die Worte mehr, als dass ich sie hörte, aber sie hatten keine Bedeutung mehr. Waren unnütz. Wiegleb vergeudete seine Zeit, denn mein Verstand klammerte sich nur noch an die eine Frage: Wann würde er aufhören? Wann würde ich sterben? Wann würde das alles zu Ende sein? Von wem hast du das? *Von wem hast du das?* VON WEM HAST DU DAS? Die Schläge meisselten das Fragezeichen in meinen Körper, und dann wirbelten die Worte in meinem Kopf herum, und ich schwebte, und um mich herum zuckten rote, gelbe und purpurfarbene Lichter wie ein ausser Rand und Band geratenes Nordlicht. Der Boden krachte mir ins Gesicht, aber das spürte ich schon nicht mehr.

Es hätte das Ende sein sollen. Üblicherweise wurde ein Häftling, der das Bewusstsein verlor, so lange weiter geprügelt, bis er tot war; doch Wiegleb war raffinierter. Er wusste, dass er mich reif für den Krankenbau und die Phenolspritze geprügelt hatte.

Am nächsten Morgen erwachte ich auf meiner Pritsche von dem stechenden Schmerz einer unbewussten Bewegung. Ich blieb stocksteif liegen, überlegte, was mir passiert war, und erinnerte mich allmählich. Bruno stand neben mir und schaute auf mich herab, verriet aber keinerlei Regung.

«Du hast dich gestern gut gehalten», sagte er. «Siebenundvierzig Schläge, alle Achtung, und der Kerl weiss, wie man schlägt. Er wollte es nicht glauben, dass du nicht redest. So jemanden wie dich hat er noch nie erlebt. Und weisst du, am Ende hat er dich, glaube ich, sogar ein wenig bewundert.»

Und so faselte Bruno weiter, wie ein alter Fussballanhänger, der über das grösste Spiel redet, das er je gesehen hat. Mit einiger Anstrengung fragte ich: «Wie bin ich hierher gekommen?»

«Zwei von den Jungs haben dich hierher getragen. Verdammst noch mal, der ganze Hof wusste, was los war. Die Jungs, die an dir vorbei mussten, haben jeden Schlag kommentiert! Ich glaube, sie haben Wetten abgeschlossen, wann du reden würdest!»

Ich wusste, was er meinte. Ich wusste auch, dass er und Hermine die riskanteste Wette von allen abgeschlossen hatten. Sie hatten ihr Leben auf mein Schweigen gesetzt. Sie hatten gewonnen. Und ich hatte auch gewonnen, denn das gesamte Kanada-Kommando wartete nun gespannt, ob Bruno mir die Schuld zurückzahlte.

«Ich kann nicht aufstehen», sagte ich. «Ich kann nicht arbeiten.»

Er verstand, was ich meinte. Wer nicht arbeiten konnte, starb.

«Keine Sorge», sagte er. «Ich habe Freunde im Krankenbau, die sich um dich kümmern. Von den Schlägen kriegst du Wundrose. Dein Hintern wird anschwellen wie ein Ballon, und sie müssen es aufschneiden. Aber mach dir keine Sorgen. Du bekommst alles, was du brauchst... Essen und die beste Versorgung.»

Er ging seine Leute zusammentrommeln. Ich lag reglos da, versuchte, die Situation einzuschätzen, addierte das Gute, subtrahierte das Schlechte und kam jedes Mal zu einer anderen Lösung. Der Krankenbau bedeutete den Tod; doch Bruno war mächtig. Ich hatte ihn nicht verraten, doch würde er mich verraten? Seine Freunde konnten mich am Leben erhalten; aber vielleicht war ihm lieber, ich starb, weil ich zuviel wusste.

Josef kam zu mir und hielt mir ein Glas Limonade an die trockenen Lippen. Es war reiner Zitronensaft mit Wasser und Zucker. Es schmeckte gut.

ZEHNTES KAPITEL

«Hier ist keine Synagoge!»

Nicht einmal Brunos beste Freunde, egal, welcher Couleur, hätten ihn wegen seiner medizinischen Kenntnisse gelobt. Doch mit seiner Beurteilung von Wieglebs Können als Chirurg mit Stock hatte er voll ins Schwarze getroffen und meine Krankheit bemerkenswert korrekt diagnostiziert.

Die Schläge verursachten eine qualvolle Vereiterung in meinem Gesäss und meinen Beinen. Vier Tage hatte ich schier unerträgliche Schmerzen, die bei der leichtesten Berührung noch unerträglicher wurden; und die ganze Zeit gelang es Bruno gemeinsam mit Ernst Burger,¹ dem Schreiber von Block 4, und dem Blockältesten, meinen Zustand vor der Lagerverwaltung geheim zu halten, ein Kunststück, das sie das Leben hätte kosten können.

Jeden Tag sah ein Häftlingsarzt nach mir, dem Bruno ständig Medikamente besorgen konnte, doch am vierten Tag hörte ich, wie er klipp und klar sagte: «Wenn er nicht bald operiert wird, stirbt er.»

Das nun verlangte den organisatorischen Fähigkeiten meines mehr oder weniger willigen Wohltäters einiges ab, doch er hatte damit gerechnet und war vorbereitet. Als Erstes musste er dafür sorgen, dass ich Oberscharführer Klehr nicht unter die Augen

¹ Der Österreicher Ernst Burger, seit Dezember 1941 (Häftlings-Nr. 23850) in Auschwitz, gehörte dem Lagerwiderstand («Kampfgruppe Auschwitz») an und versuchte Ende Oktober 1944 zusammen mit polnischen Häftlingen aus dem Lager zu fliehen. Ein SS-Mann verriet die geplante Flucht. Burger und seine Kameraden wurden am 30. Dezember 1944 im Stammlager gehängt.

kam, denn diesem oblag es ja, den Häftlingen, die von dem SS-Arzt zur «Euthanasie» selektiert worden waren, eine tödliche Dosis Phenol zu spritzen.

Zweitens musste Bruno sicherstellen, dass ich einigermaßen anständige Rationen aus Kanada bekam, denn ich musste halbwegs bei Kräften sein, wenn die Operation ein Erfolg werden sollte. Obwohl ich ihm also reichlich Kopfschmerzen bereitete, gelang es ihm, mir eine relative Vorzugsbehandlung zu verschaffen.

Das erfuhr ich allerdings erst nach und nach. Zuerst wusste ich gar nicht zu schätzen, dass es zum Beispiel ein erheblicher Vorteil für mich war, eine obere Pritsche zu bekommen, denn viele Männer hatten nässende Wunden oder die Ruhr, und ihre Körperausscheidungen sickerten zu den Kranken unter ihnen durch. Ein weiterer kleiner Luxus bestand darin, dass niemand Neues zu uns gelegt wurde, als einer der Männer auf meiner Pritsche starb, so dass ich ein wenig mehr Platz bekam. Allerdings nahm ich alle diese kleinen Vergünstigungen gar nicht als solche wahr, weil ich in der ersten Zeit als Patient im Krankenzimmer von Auschwitz ständig an grauenhafter Übelkeit litt.

Der Raum selbst war nicht einmal schlecht, und die Häftlingspfleger gaben sich alle Mühe, ihn mit Karbol einigermaßen sauber zu halten; doch die dramatische Überbelegung machte ihre Arbeit fast unmöglich. Die Bettstellen waren dreistöckig, und auf jeder Pritsche lagen mindestens drei Männer. Blutvergiftungen, Wundbrand und die Ruhr waren allgemein verbreitet; und obwohl die Pfleger ihr Bestes taten, siegte der Gestank von faulem Fleisch und Körperausscheidungen über den antiseptischen Geruch des Karbols.

Zunächst teilte ich mir die Pritsche mit einem Mann von etwa vierzig, dessen rechter Arm sich langsam zersetzte, und einem anderen von nicht einmal zwanzig, der Typhus und Ruhr hatte und sich im Delirium ständig herumwälzte.

Beide waren polnische Juden, beide lagen im Sterben, und beide, sage ich jetzt voller Scham, waren mir zuwider. Auf dem eng begrenzten Raum war ich immer nur bemüht, von ihnen, ja, von diesem ganzen grauenhaften Ort abzurücken. Ich versuchte, Augen und Ohren zu verschliessen, vor den nie verstummenden Geräuschen, den herzerreissenden, furchterregenden nächtlichen Schreien, dem dumpfen Aufprall, mit dem die Toten auf dem Steinfussboden aufschlugen, wenn sie beim Kampf um «Lebensraum» von der Pritsche getreten wurden.

Doch wenn ich mich auch nie an all das gewöhnte, begriff ich nach einer Weile, dass es in dieser Krankheitshölle beispiellose Tapferkeit und unglaubliche Würde gab. Monek, der ältere Pole neben mir, litt wegen seines verfaulenden Arms permanent unsägliche Schmerzen. Doch er redete nie darüber; und wenn sein Freund auf meiner anderen Seite – sie kamen beide aus der Stadt Mlawa – im Delirium schrie, sagte er leise zu mir: «Bitte, nimm es dem Jungen nicht übel. Er ist sehr krank. Und sonst so ein netter Kerl...»

Ich war nicht so tolerant und dachte eigentlich nur an mich selbst, denn ich wusste immer noch nicht, ob ich Bruno trauen konnte oder demnächst vor dem berühmten «Phenol-Doktor» Klehr landen würde. Als die Pfleger kamen, um mich in den Operationsraum zu bringen, wusste ich deshalb nur, dass ich entweder gleich von meinen Schmerzen befreit oder binnen weniger als zehn Minuten tot sein würde. Eines allerdings machte man mir sofort klar: So oder so, ein Zuckerschlecken würde es nicht werden.

Im Operationsraum war ein halbes Dutzend Häftlingsärzte in weissen Kitteln an einem Patienten zugange. Sie fertigten ihn rasch ab, hoben ihn dann auf eine Trage und bedeuteten meinen Pflegern, mich zu bringen.

Sie hoben mich auf den Tisch, Gesicht nach unten, und ban-

den mich an Knöcheln und Handgelenken fest. Ich war in der Falle. Und als mir dann ein Assistent einen Ätherbausch vors Gesicht hielt, wusste ich, dass es kein Entrinnen mehr gab.

«Fang an zu zählen ...»

«Eins ... zwei ... drei...» Kam jetzt die Spritze mit dem Phenol oder das Messer?

«Vier ... fünf ... sechs ...» Warum zum Teufel wurde ich nicht bewusstlos von dem Zeug? Warum gaben sie mir nicht mehr?

«Zweiundzwanzig ... zweiundzwanzig ... zweiundzwanzig...» Bei dieser Zahl blieb ich aus irgendeinem Grunde hängen und bekam es nun wirklich mit der Angst zu tun. Was, wenn sie anfangen zu operieren, bevor die Betäubung einsetzte? Ich versuchte ihnen etwas zuzuschreien, doch es kam kein Laut; und dann spürte ich, wie das Messer, das glühende Messer, in mein Bein schnitt.

Das war das Letzte, das ich für geraume Zeit mitbekam. Ob der Äther endlich wirkte oder ob ich ohnmächtig wurde, werde ich nie erfahren; doch als ich wieder zu mir kam, lag ich nicht mehr auf dem Tisch, sondern wurde in einer Ecke von zwei polnischen Pflegern aufrecht gehalten, die mir Beine und Gesäss verbanden. Obwohl ich noch benommen war, konnte ich sehen, dass die Ärzte schon den nächsten Patienten unterm Messer hatten, und ich erinnere mich, dass ich neben Dankbarkeit Bewunderung empfand, denn selbst unter den entwürdigenden Bedingungen von Auschwitz gelang es den meisten, ihre Menschlichkeit zu bewahren und ihrer Berufsehre getreu zu handeln.

In der Nacht schlief ich trotz des Lärms, denn ich war immer noch benebelt von den Ätherdämpfen. Am Morgen setzte sich der Ältere meiner beiden Pritschengenossen auf und sah noch gefasseter aus als sonst; auch sein junger Freund war ruhiger.

«Wie geht's ihm?», fragte ich. «Offenbar besser.»

Der Pole lächelte sanft und sagte traurig: «Gott hat ihm geholfen. Er ist tot.»

Plötzlich fühlte ich mich beinahe schuldig. Ich dachte daran, wie gereizt ich manchmal auf ihn, ja, auf beide, reagiert hatte, und ein wenig lahm und gewiss unzureichend, sagte ich: «Es tut mir ... leid. Es tut mir wirklich leid.»

«Es muss dir nicht leid tun», flüsterte der Ältere. «Ich bin froh, dass er tot ist. Weisst du, ich kenne ihn schon von klein auf. Ich kannte auch seine Eltern. Ich bin froh, dass er Auschwitz nun entkommen ist und seine Leiden ein Ende gefunden haben.»

Ich schwieg. Was konnte ich schon sagen? Monek aus Mlawa, Monek, der stumm neben mir litt, hatte mit seinen seltsam förmlichen Worten alles gesagt.

«Aber tust du mir einen Gefallen?», fuhr er fort. «Bist du einverstanden, dass wir ihn hier liegen lassen, bis die Glocke geschlagen wird? Bist du einverstanden, dass wir ihn nicht, wie es üblich ist, hinuntertreten?»

«Natürlich. Ich würde nicht im Traum daran denken ...»

Als es schliesslich läutete, hoben wir den Jungen behutsam von der Pritsche. Monek murmelte ein Gebet auf Hebräisch. Das hörte ich zum ersten Mal in Auschwitz und sagte eher aus Achtung vor der Aufrichtigkeit seiner Gefühle denn aus anderen Gründen: «Amen.»

Ein paar Tage später kam eines Morgens ein Pfleger zu mir, einer von Brunos angeheuerten Helfern, die sich um mich kümmern mussten. «Es gibt eine Selektion», flüsterte er. «Deshalb hör genau zu. Sieh zu, dass du sauber bist – ja, geh jetzt gleich und wasch dich. Bleib ruhig und halt dich gerade. Wenn dich jemand fragt, ob du gesund bist, sag, es geht dir gut. Ich Sorge dafür, dass du mit dem Rücken zur Wand zu stehen kommst, dann sehen sie deine Wunden nicht.»

Mein Magen krampfte sich zusammen. Jetzt kam die nächste Hürde, klar, nach den Schlägen in Kanada und der Operation. Sie war die höchste, das wusste ich, denn nun hing mein Leben von Lust und Laune eines SS-Arztes ab, eines Mannes, der mich in den Tod schicken konnte, wenn ihm mein Gesichtsausdruck nicht gefiel, eines Richters, der drei Viertel der Häftlinge im Krankenhausbau zum Tode verurteilen würde.

Im Waschraum wusch ich mich gründlich. Als ich herauskam, bereiteten die Pfleger ihre Patienten auf den grossen Moment vor. «Alle aufstehen!», schrien sie. «Hemden aus! Los, los! Beeilung! Antreten!»

Manche blieben liegen, wo sie waren, denn sie waren zu schwach, um sich zu bewegen. Sie wussten, dass sie damit ihr eigenes Todesurteil unterschrieben, weil sie nun automatisch umgebracht wurden, doch es war ihnen einerlei. Die anderen, manche schwankend vor Anstrengung, rafften sich auf, und bald stand ich in Reih und Glied mit einer Unmenge nackter Gerippe, die alle genau wussten, dass ihre Chancen gleich null waren. Überzeugt, dass sie sterben würden, blieben einige nicht lange aufrecht stehen, doch wieder wurde ich Zeuge grossen Muts, grosser Würde und Tapferkeit.

«*Achtung!*» Das Bellen kam von der Tür, und ein solches Bellen kündigte stets den Auftritt eines SS-Offiziers an. Als die Männer mühsam versuchten, Habachtstellung anzunehmen, ging Bewegung durch die Reihen, und auch der Blockälteste stand stramm, als der Arzt samt Gefolge eintrat.

«Herr Hauptsturmführer, melde gehorsamst sechsendvierzig Häftlinge vom Krankenbaupersonal und siebenhundertvierunddreissig kranke Häftlinge.»

Der Arzt, gross gewachsen, dünn, mittleren Alters, nickte militärisch knapp. Er machte den Eindruck eines Mannes, der eine widerwärtige Aufgabe mit Effizienz zu erledigen hat und sich

aufgrund seiner hohen Berufung und des hippokratischen Eids sogar dazu herablässt, stinkende Juden zu untersuchen. Doch wir wussten alle, wie auch er sicherlich, dass er hier nicht hehren Zielen diene. Was er hier tat, war elende Routine, und damit basta.

Hinter ihm kamen ein SS-Mann mit Notizbuch, der Blockälteste und der Blockschreiber. Den Schluss bildeten, wie Erstsemester-Medizinstudenten, die Häftlingsärzte, darunter einige der hervorragenden medizinischen Kapazitäten Europas.

An diesem Morgen arbeitete der Herr Dr. Hauptsturmführer schnell. Vor dem zweiten Mann in der ersten Reihe blieb er kurz stehen und deutete mit dem Offiziersstöckchen auf dessen Brust.

Sofort packte der Blockälteste den Mann am Arm und schrie die Nummer: «23476!» Der SS-Mann notierte sie ebenso wie der Blockschreiber. Und Nummer 23476, ein kleines, graues Männlein, das sich verzweifelt bemühte, gerade zu stehen, starrte blind geradeaus. Dieser Patient wusste, er war gerade abgeschrieben worden, buchstäblich und in doppelter Ausfertigung.

«15923 ... 9467 ... 43188.» Das Stöckchen zeigte auf die Opfer, berührte sie aber niemals. Die Nummern wurden aufgerufen, und die fleissigen Schreiber notierten. Nur ab und zu blieb der SS-Arzt länger stehen, damit auch ja alle mitbekamen, wie sorgfältig und gewissenhaft er seinen Dienst versah. Dann musterte er einen nackten Patienten, strich sich übers Kinn, als sei er tief in Gedanken, warf ein leises Wort über die Schulter, und einer der Häftlingsärzte sprang ihm zur Seite.

«Was hat dieser Mann?»

«Ödeme, Herr Hauptsturmführer. Und Ruhr.»

Noch eine winzige Pause, während derer der grosse Mann in

sich ging. Dann gab er mit einer weiteren Stossbewegung des Stöckchens seine Diagnose und die Behandlung, die er empfahl, zu den Akten.

Als er sich der hinteren Reihe näherte, wo ich stand, versuchte ich mich so unauffällig wie möglich zu verhalten, nicht zu gerade zu stehen, aber auch nicht zu sehr in mich zusammengesunken, weder zu selbstbewusst noch zu geduckt dreinzuschauen, weder zu stolz noch zu servil. In Auschwitz, das wusste ich, starben die, die anders waren, während die Gesichtslosen, die Anonymen überlebten.

Dann war die fesche feldgraue Uniform vor mir, die grauen Augen musterten mich mässig interessiert, ich hörte ein einziges ruhiges Wort: Ein Häftlingsarzt im weissen Kittel wurde zur Konsultation herbeibeordert.

«Was fehlt diesem Häftling?»

«Nur ein Abzess, Herr Hauptsturmführer. Morgen geht er wieder zur Arbeit.»

Er musterte mich genauer. Ich wusste, dass selbst die flüchtigste Untersuchung ergeben würde, dass der Häftlingsarzt, ein Freund Brunos, gelogen hatte, dass er etwas vertuschte. Doch der gesamte Tross zog weiter, und ich hielt die Luft an, damit kein Seufzer der Erleichterung aus meinem tiefsten Inneren drang.

Endlich war die Vorstellung beendet, und die Hauptakteure traten ab. Jetzt waren die Kulissenschieber an der Reihe, und auch ihre Arbeit folgte einem wohldurchdachten Zeitplan. Die zum Tode Verurteilten wurden nicht gleich weggebracht, sondern erst, wenn die Essensrationen bestellt waren. Denn obwohl sie ihre nie essen würden, wollte man nicht darauf verzichten.

Die entsprechende Bestellung ging also an die Küche, und wir, die wir vorerst weiterleben durften, würden eine Extraportion Suppe und Brot bekommen, die Rationen von Männern, die dann

schon tot sein würden; denn kaum waren die Bestellungen aufgegeben, wurden die Nummern der Aussortierten zum letzten Mal aufgerufen.

Diejenigen, die laufen konnten, stellten sich in Reihen auf. Alle anderen wurden auf Tragen gelegt. Die, die reglos auf ihren Pritschen lagen, weil sie schon von allein gestorben waren, wurden zur gegebenen Zeit vom Leichenwagen abgeholt.

Ich sah, wie Monek aus Mlawa seine Decke ordentlich faltete und die wenigen Habseligkeiten, die er hatte verstecken können, zusammenstellte, als packe er für eine Reise. Seine Miene war ruhig und gelassen, und er reihte sich ohne Klagen oder Aufhebens unter die anderen zum Tode Verurteilten ein. Er verabschiedete sich nicht von mir, nicht aus Angst, die Fassung zu verlieren, das wusste ich, sondern weil er mich nicht in Verlegenheit bringen wollte. Und er hatte Recht: Was hätte ich schon zu ihm sagen sollen?

Ein energischer Befehl, und der gespenstische Marsch zu Dr. Klehr begann. Die Männer trugen nur ihre gestreiften Hemden, manche hatten Streichholzbeinchen, die Gliedmassen anderer waren geschwollen, Eiter floss daran herunter. Eine Spur von Blut und anderen Ausscheidungen hinterlassend, taumelten sie der Todespritze entgegen.

Am nächsten Tag kam mein Freund, der Pfleger, mit ernststen Neuigkeiten.

«Wir erwarten einen Riesenschwung neuer Kranker», sagte er. «Besser, du machst, dass du hier wegstommst.»

Ich bedankte mich bei ihm für die Information, war aber wenig erfreut darüber. Alle aus dem Krankenbau entlassenen Häftlinge wurden gemäss Jakob Fries' Anforderungen auf die verschiedenen Arbeitskommandos verteilt, und ich wusste, dass meine Chancen gering waren, wieder in Block 4 zu kommen, wo ich mächtige Freunde hatte.

Ich täuschte mich nicht, und der Ort, an den ich abkommandiert wurde, hätte nicht unheilschwangerer sein können. Der Arbeitseinsatz hatte mich wieder für Buna eingeteilt, das schlimmste Kommando im Lager, wo ich, ausgezehrt, wie ich war, nur wenige Tage überleben würde.

Doch vielleicht konnte ich ja noch etwas an der Entscheidung drehen. Ganz aus der Lagerhierarchie herausgefallen war ich immerhin noch nicht, wenn mir auch allmählich schwante, dass Bruno nicht unbedingt weiter auf Abzahlung seiner Schuld drang. Ich musste zumindest ausprobieren, welchen Einfluss ich noch durch Bluffen und Nennen der richtigen Namen hatte.

Der Anblick des Krankenbauschreibers, bei dem ich mir mein Krankenblatt holen musste, war nicht gerade ermutigend. Obwohl er übler Laune war, sagte ich mehr oder weniger wohlgemäß zu ihm: «Ich bin vom Kanada-Kommando und muss in meinen Block zurück. Ob sich das wohl einrichten lässt? Der Kapo dort ist ein guter Freund von mir.»

Im Grunde war die Bitte masslos, und normalerweise hätte ich mir damit einen Stockschlag eingehandelt; doch alle wussten, wer der Kapo in Kanada war. Alle kannten Bruno und die Macht, über die er verfügte.

Statt mich zu schlagen, schaute mich der Schreiber wütend an und knurrte: «Du bist für Buna eingeteilt. Du weisst, dass ich es nicht wagen kann, dich woanders hinzuschicken.»

«Ich weiss, es ist schwierig. Aber ich werde es nicht vergessen. Und Bruno auch nicht.»

Wieder wirkte der magische Name, obwohl ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, dass ich ihn missbrauchte. Der Schreiber machte sich grummelnd davon, wechselte verstohlen ein Wort mit dem Blockältesten, und als er zurückkam, warf er mir mein Krankenblatt für Block 4, meinen Passierschein zu relativer Sicherheit, zu.

Bruno empfing mich tatsächlich nicht mit offenen Armen, ja, er war überrascht, mich zu sehen, und wusste nicht recht, was er, nun da ich auf seiner Schwelle aufgetaucht war, mit mir anstellen sollte.

Er kratzte sich am kahl rasierten Schädel und knurrte: «Eins ist sonnenklar: Ich kann dich nicht mit zur Arbeit nehmen. Wenn Wiegleb sieht, dass du noch am Leben bist, bringt er dich um. Ich sag dir was – geh eine Weile an die Rampe.»

Die Rampe, der Inbegriff von Auschwitz für Millionen Menschen, das erste und meist auch das letzte, was die Mehrzahl der Opfer ausser den Gaskammern zu sehen bekamen. Ein riesiger nackter Bahnsteig² zwischen Birkenau und dem Stammlager, an dem Transportzüge aus allen Teilen Europas hielten und Juden mitbrachten, die immer noch an Arbeitslager glaubten, Schauplatz der widerwärtigen Selektionen, bei denen eine Handvoll Menschen als Arbeiter nach rechts geschickt wurden und der Rest, die Alten, die sehr Jungen und die Kranken, nach links zu den Lastwagen, den Gaskammern und Krematorien. Trotzdem hielten alle an dem Glauben fest, dass irgendwo vor ihnen ein Umsiedlungsgebiet lag.

Im Winter 1942/43 arbeitete ich acht Monate lang an der Rampe. Dort sah ich dreihundert Transporte ankommen und half, ihre völlig konfuse menschliche Fracht zu entladen. Dort sah ich, wie der grösste Betrug durchgezogen wurde, den die Welt je erlebt hat, und dort begann ich noch einmal vollkommen neu und anders über eine Flucht nachzudenken.

Denn nun wollte ich nicht mehr nur deshalb fliehen, weil ich selbst frei sein wollte, sondern weil ich diejenigen, die noch hier-

² Die «Alte Rampe» oder «Judenrampe» befand sich am Güterbahnhof von Auschwitz. Vgl. die Luftaufnahme, Bildteil I, Abb. 8.

her transportiert werden sollten, vor dem Schicksal warnen wollte, das sie erwartete. Wenn sie wussten, was ihnen bevorstand, würden sie sich, da war ich sicher, erheben und kämpfen wie die Juden im Warschauer Ghetto.³ Wenn sie erst einmal die Wahrheit kannten, würden sie sich nicht folgsam zur Schlachtbank führen lassen.

* * *

Das System, mit dem der grosse Schwindel inszeniert wurde, war sehr simpel und sehr effektiv. Sobald ein Transportzug ankam, wurde er von SS-Männern mit Maschinenpistolen, Gewehren oder dicken Knüppeln umstellt. Wenn die Opfer halb benommen heraustaumelten, herrschte absolutes Redeverbot, und zwanzig, dreissig SS-Männer hatten dafür zu sorgen, dass es eingehalten wurde.

Sie rannten an den Reihen der abgerissenen, schwankenden Gestalten auf und ab und brüllten in einem fort: «Ruhe! Absolute Ruhe! Wir sind hier nicht in der Synagoge! Benehmt euch wie zivilisierte menschliche Wesen, und ihr werdet gut behandelt. Wenn ihr euch wie Tiere benehmt, werdet ihr auch wie Tiere behandelt.»

Natürlich wurde der Befehl stets befolgt, denn die Leute waren ja ohnehin verwirrt und von Gestank und Schmutz der Reise demoralisiert. Sie wollten keine Probleme, nicht nur, weil sie ihre Familien bei sich hatten, sondern auch, weil sie sahen, wie rasch

3 Mitte April 1943 rebellierten die Ghettobewohner gegen die Fortsetzung der Deportationen in die Vernichtungslager. Drei Wochen lang kämpften vollkommen unzureichend ausgerüstete Juden gegen die übermächtigen deutschen Einheiten. Der Aufstand im Warschauer Ghetto steht emblematisch für den bewaffneten Widerstand verfolgter Juden, die sich in dem Bewusstsein erhoben, nahezu ohne Überlebenschancen zu kämpfen.

die wenigen, die sich widersetzten, von der SS niedergeknüppelt wurden.

Ja, so simpel und so effektiv lief es ab. Und ohne ein Wort, ohne ein Flüstern oder wenigstens einen Hauch, der die Flamme entzündet, kann es keine Rebellion geben. Hier behielten diejenigen, die Zweifel hegten, diese für sich und sahen vielleicht sogar mit Erleichterung einen Krankenwagen mit einem grossen roten Kreuz vorbeifahren. Wenn sie gewusst hätten, dass sich darin die Chemikalien befanden, mit denen sie eine halbe Stunde später in den Gaskammern ermordet werden würden, hätten sie sich wohl nicht so getröstet gefühlt.⁴

Wie entscheidend wichtig diese massenhafte Gefügigkeit war, fiel mir nicht sofort auf. Auch die Transporte selbst beeindruckten mich insofern nicht so sehr, als ich ja schon alles kannte. Man vergesse nicht, dass auch ich in diesen kleinen Höllen auf Rädern deportiert worden war. Dass ich gesehen hatte, wie Menschen niedergeknüppelt und umgebracht, wie Familien auseinandergerissen wurden. Ich hatte ihre Schreie gehört; und nach allem, was ich in Auschwitz erlebt hatte, war ich ohnehin schon ein wenig taub gegenüber dem Leiden geworden.

Ja, in den ersten Nächten an der Rampe waren meine Gedanken nur egoistisch. Ich konzentrierte mich darauf, am Leben zu bleiben. Gewiss, ich sah die grossen Selektionen und hörte die Lastwagen aufheulen, wenn sie mit ihrer Fracht zu den Gaskammern fuhren, doch mein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, den schiesswütigen, allgegenwärtigen SS-Männern auszuweichen,

4 Mit einem Sanitätskraftwagen, «Sanka» genannt, brachte der «Desinfektor», meist ein SS-Sanitätsdienstgrad, das Tötungsmittel Zyklon B zu den Gaskammern.

das Gepäck aus den stinkenden Waggons zu holen und Essen daraus zu stehlen, ohne ertappt zu werden.

Schon bald war ich darin äusserst geschickt. Wenn ich in einen Waggon hineinkletterte, entdeckte ich mittlerweile sofort, welche Koffer oder Taschen Essen enthielten, und ich konnte mit zwei schweren Gepäckstücken rennen, dabei von einer Salami abbeissen und sie dann einem anderen Häftling ein, zwei Meter entfernt zuwerfen, ohne dass die Wachen es sahen. Ich lernte – wir alle lernten –, dass mit den unterschiedlichen Transporten unterschiedliche Dinge kamen.

Ein Zug aus Griechenland bedeutete ein Festmahl aus Feigen und Oliven; einer aus Frankreich vielleicht Sardinien, einer aus der Slowakei Salami und köstliches selbstgebackenes Schwarzbrot. Mit Dosenöffnern, die wir auf dem Boden der Waggons fanden, lernten wir, in wenigen Sekunden Dosen zu öffnen und den Inhalt herunterzuschlingen.

Es mutet wahrscheinlich kaltblütig, ja, unmenschlich an, dass wir assen, während Tausende in den Tod getrieben wurden. Doch wir konnten ja nichts für sie tun, wir waren durch ein noch strengeres Gesetz des Schweigens gebunden. Wenn man dagegen versties, bedeutete das den sofortigen Tod diskret hinter den Waggons.

Ganz selten einmal versuchte jemand, doch zu reden, normalerweise ein Neuling, dem nicht klar war, dass er sein Leben für nichts und wieder nichts opferte. Wie zum Beispiel ein junger Tscheche, der erst seit drei Monaten im Lager und beim Entladen eines Transports aus Prag dabei war.

Relativ betrachtet, war es eine gute Fahrt gewesen, und die meisten Insassen der Waggons waren in passabler körperlicher Verfassung. Ja, eine Frau eilte, den Pelzmantel locker über die Schulter gehängt, ihre beiden gutgekleideten Kinder an der Hand, beinahe beschwingt über die Rampe.

Der junge tschechische Häftling beobachtete sie vielleicht voller Mitleid, vielleicht voller Sehnsucht nach der luxuriösen Kaffeehausatmosphäre, in der sie offenbar zu Hause gewesen war. Doch als er sah, wie sie an einem Hauptsturmführer vorbeiging, und hörte, wie sie mit lauter, beinahe fröhlicher Stimme zu ihrem Sohn sagte: «Putz dir die Nase, Schatz. Das ist ein deutscher Offizier!», konnte er sich nicht mehr beherrschen. Vorsichtig näherte er sich ihr und murmelte: «Du dämliche Kuh! In einer halben Stunde seid ihr alle tot!»

Sie blieb stehen und starrte ihn an; ihre fülligen, immer noch schönen Gesichtszüge entgleisten. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und ging direkt zu dem SS-Mann. Mit dem Finger auf den Häftling zeigend, zeterte sie: «Der ... der Sträfling da sagt, dass wir sterben werden. Wie meint er das? Was passiert hier? Was haben Sie ... ?»

Der SS-Mann unterbrach sie überaus höflich und gelassen und erwiderte zuvorkommend: «Bitte, gnädige Frau, beruhigen Sie sich. Ihnen geschieht nichts. Sie umbringen? Glauben Sie denn, wir Deutschen sind Barbaren?»

Mit verächtlich selbstgefälliger Miene drehte sich die Frau zu dem tschechischen Häftling um; doch der war nicht mehr da. Zwei SS-Männer hatten ihn hinter die Waggons geführt und mit einem Kleinkalibergewehr erschossen, das kein Geräusch verursachte und niemanden störte, ausser natürlich den Häftling selbst.

Meine Nächte an der Rampe rollten gnadenlos ab wie die Züge, die aus der Dunkelheit angerumpelt kamen und dann wieder verschwanden; und wie die Züge wurde die makabre Routine nur dann gestört, wenn eine Kleinigkeit den glatten Ablauf verlangsamte; eine Kleinigkeit wie die Tatsache, dass der junge Tscheche nicht länger schweigen konnte.

Ja, während der gesamten acht Monate meiner Arbeit an der

Rampe ereigneten sich nur zwei andere Vorfälle, die die bestehend glatte Effektivität der SS-Maschinerie in Gefahr brachten. Bei dem ersten handelte es sich um die Ankunft eines Transports mit 3'000 französischen Juden.⁵

Für die SS war das eine der leichteren Übungen. Diese Leute wussten nichts von Ghettos oder Pogromen. Ihre Wahrnehmungsfähigkeiten waren nie durch richtige Verfolgung geschärft worden. Sie gehorchten ohne ein Wort des Protests und waren geradezu bis zur Apathie duldsam, leicht formbares Wachs in den Händen erfahrener Künstler.

Doch ausgerechnet diese Leute hätten die SS beinahe in Panik versetzt.

Als sich in dem kalten Winter von 1942/43 Männer, Frauen und Kinder gehorsam zur mitternächtlichen Selektion anstellten, ging nämlich etwas schief.

Jede Nacht brachte ein Lastwagen die tägliche Ladung Toter von Auschwitz nach Birkenau. Er fuhr quer über die Schienen am Ende der Rampe. Normalerweise sah niemand, was er geladen hatte, und er war auch schon ausser Sichtweite, bevor noch jemand einen Gedanken an ihn verschwenden konnte. Doch in dieser Nacht war er überladen und schwankte wegen seiner strapazierten, ausgeleierten Federung unter dem Gewicht der toten Leiber über die Gleise.

Die ordentlich gestapelten Leichen gerieten in Bewegung, einhundert, zweihundert dürre Arme und Beine rutschten über die Seitenwände des Lasters und winkten wie zu einem grausigen, höhnischen Abschied. Da stieg von den 3'000 Männern, Frauen und Kindern, von einem Ende der akkurat aufgestellten Reihen zum anderen, ein dünner, hoffnungsloser Klagegelauf auf, ein bei-

5 Die Deportationszüge aus Frankreich hatten meist die Transportstärke von circa 1'000 Juden; vgl. Serge Klarsfeld: *Vichy – Auschwitz. Die «Endlösung der Judenfrage» in Frankreich*. Aus dem Franz. und m. einem Vorw. von Ahlrich Meyer. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007, S. 368 f.

nahe nicht mehr menschlicher Schrei der Verzweiflung, den weder Drohungen noch Schläge noch Kugeln ersticken konnten.

Mit einem letzten angestrengten Ruck überwand der Lastwagen die Schienen und verschwand aus dem Licht der Bogenlampen ins Dunkel. Dann herrschte Schweigen, Totenstille. Drei, höchstens vier Sekunden lang hatten die Franzosen dem wahren Schrecken von Auschwitz ins Auge geblickt; doch jetzt war er wie weggeblasen, und sie konnten nicht glauben, was sie soeben gesehen hatten. Schon verbannten sie, an Massenmord nicht gewohnt, die Existenz dieses Lastwagens aus ihren Gedanken und marschierten ruhig zu den Gaskammern, in denen sie eine halbe Stunde später ihr Leben lassen würden.

Doch die SS-Männer begriffen sehr wohl, was passieren konnte, wenn sich eine Massenhysterie unter ihren Opfern ausbreitete, zum Beispiel, wenn der Lastwagen noch einmal stehen blieb. Von nun an wurde jedes Mal ein Geheimzeichen gegeben, sobald der Lastwagen sich näherte, und dann wurden die Bogenlampen ausgeschaltet, bis er auch wirklich nicht mehr zu sehen war.

Ja, der Vorfall war für die SS durchaus beunruhigend gewesen. Doch ein paar Wochen später musste sie eine weit nervenaufreibendere Situation bewältigen. Im Januar 1943 traf ein Transport mit mehreren hundert Insassen aus jüdischen Nervenheilstätten in Holland⁶ ein, nach einer zwölf tägigen Fahrt unter unsäglich grauenhaften Bedingungen. Manche der Deportierten waren geradezu rasend irrsinnig, manche nur ein wenig, andere waren sogar geistig gesund und hatten nur versucht, der Deportation mit

6 Siehe Czech: *Kalendarium*, S. 390 h: «Am 24.1.1943 trafen 921 Juden aus dem Psychiatrischen Krankenhaus Apeldoornsche Bosch in Auschwitz ein.»

Hilfe eines psychiatrischen Gutachtens zu entgehen. Wie dem auch sei, das Ganze geriet zu einem Alptraum, den wahrscheinlich nicht einmal die Abgebrühtesten der anwesenden SS-Männer jemals vergassen.

Ausser der Fracht war bei diesem Transport zweierlei ungewöhnlich. Zunächst einmal traf er am helllichten Tage ein, weil Herr Eichmanns Fahrpläne⁷ wegen der nun so zahlreichen Fahrten allmählich durcheinanderkamen. Zum zweiten war es das einzige Mal, dass wir Häftlinge länger in direkten Kontakt mit den Opfern kamen.

Dafür hatten die SS-Männer guten Grund. Als sie nämlich die Waggons öffneten, war der Anblick, der sich ihnen bot, so ekel-erregend, dass sie ihn nicht ertragen wollten. Also peitschten sie uns, die Häftlinge, an, damit wir sofort die selbst Auschwitzer Verhältnisse übersteigende Drecksarbeit erledigten.

In manchen Waggons war fast die Hälfte der Insassen tot oder lag im Sterben, mehr als ich je gesehen hatte. Viele waren offensichtlich schon seit etlichen Tagen tot, denn der Verwesungsgeruch schlug uns aus den offenen Türen entgegen.

Das aber war für mich eigentlich nichts Neues. Mich entsetzte der Zustand der Lebenden: Sabbernde, total schwachsinnige lebende Wesen mit toten Hirnen, oder Tobende, sich an ihre Nachbarn oder ihre eigenen Leiber krallende Irre. Manche waren trotz der eisigen Kälte nackt; und über alles, über das Stöhnen der Sterbenden und Verzweifelten, über die Schmerzens- und Angst-

7 Adolf Eichmann (1906-1962) war im SS-Reichssicherheitshauptamt «Judenreferent» und organisierte die Züge der Deutschen Reichsbahn mit Juden in die Vernichtungslager. Eichmann wurde 1960 von Agenten des israelischen Geheimdienstes von Argentinien, wo er unter falschem Namen untergetaucht war, nach Israel verbracht, in Jerusalem 1961 vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt.

schreie, erhob sich mal lauter, mal leiser, wildes, wahnsinniges Gelächter, das einem durch Mark und Bein ging.

Doch in diesem ganzen Tohuwabohu behielten wunderbarerweise einige einen kühlen Kopf und kümmerten sich um ihre Mitmenschen. Krankenschwestern, junge Mädchen, deren Uniform zerrissen und verdreckt, doch deren Miene ruhig und deren Hände nie untätig waren, bewegten sich unter den Patienten. Sie hatten ihre Medikamententaschen über der Schulter hängen und konnten sich manchmal nur mit Mühe auf den Beinen halten, doch die ganze Zeit arbeiteten sie unermüdlich, beruhigten, legten Verbände an, gaben hier eine Spritze, dort ein Aspirin. Keine von ihnen zeigte auch nur das geringste Anzeichen von Panik.

«Raus hier!», brüllten die SS-Männer. «Schafft sie hier raus, ihr Schweine!»

Plötzlich sprang ein ungefähr zwanzigjähriges nacktes Mädchen mit roten Haaren und einer wunderschönen Figur aus dem Waggon und wälzte sich lachend vor mir auf dem Boden. Eine Schwester warf mir eine dicke holländische Decke zu, und ich versuchte, sie dem Mädchen umzulegen, doch es stand nicht auf. Mit einem anderen Häftling, einem Slowaken namens Fogel, gelang es mir, das Mädchen in die Decke einzurollen.

«Schafft sie auf die Lastwagen! Sofort auf die Lastwagen! Verdammt noch mal, beeilt euch!»

Irgendwie versuchten Fogel und ich mit dem schönen Mädchen in der Decke loszurennen, aber sie war schwer. Das Geschaukel gefiel ihr, und sie begann wie ein Kind in die Hände zu klatschen. Doch als mir ein SS-Mann mit dem Knüppel über den Rücken schlug, glitt mir die Decke aus den tauben Fingern.

«Beeil dich, du Schwein! Zieh sie!»

Ich ging zu Fogel zum anderen Ende der Decke, und gemein-

sam zogen wir das Mädchen etwa fünfhundert Meter holpernd über die bucklige, gefrorene Erde. Sie klammerte sich an der Decke fest, lachte aber jetzt nicht mehr, sondern weinte, als sie mit dem nackten Körper trotz der dicken Wolldecke immer wieder hart auf dem Boden aufschlug.

«Schmeisst sie rauf! Rauf mit ihr auf den Lastwagen!» Die SS-Männer verloren die Nerven, hier spielte sich etwas ab, das sie nicht begriffen. Etwas, das keine Ordnung kannte, keine Disziplin, keinen Gehorsam, keine Furcht vor Gewalt oder Tod.

Irgendwie gelang es uns, das Mädchen auf den Laster zu werfen, und wir rannten zurück, um ein weiteres wahnsinniges erbarbenswertes Menschenbündel zu holen. Zu Hunderten waren sie mittlerweile aus den Waggons geklettert, von den Häftlingen zusammengetrieben, die wiederum von der SS angetrieben wurden, und überall dazwischen verrichteten die Krankenschwestern ihre Arbeit.

Eine nahm einen alten, gebrechlichen Mann am Arm und redete ruhig mit ihm, als gingen sie im Garten einer Klinik spazieren. Eine andere versuchte ein kreischendes Mädchen zu tragen. Sie taten alles, um mit Medikamenten und Decken, Sanftheit und stillem Heldenmut statt Schusswaffen, Stöcken oder geifernden Hunden Ordnung in das Chaos zu bringen.

Dann war schlagartig alles vorbei. Das letzte elende Opfer war auf die überladenen Lastwagen geworfen worden, und wir standen keuchend in der eiskalten Januarluft. Aller Augen waren auf die Schwestern gerichtet. Unaufgeregt standen sie in Gruppen um die Lastwagen und warteten auf die Erlaubnis, zu ihren Patienten hochzusteigen.

Auch die SS-Männer beobachteten sie, mit einem Respekt, den sie selten für jemanden zeigten. Ich hörte, wie einer sagte: «Sag nicht, dass Mengele auch die Mädchen mit den Lastwagen fort-

schicken will. Wenn er das tut, ist er genauso irre wie diese armen, verdammten Seelen!»

Ein anderer murmelte: «Du hast Recht! Wir könnten weiss Gott, ein paar anständige medizinische Hilfskräfte gebrauchen.»

Doktor Mengele lebt zurzeit (1963) in Argentinien. Nach der Verhaftung Eichmanns baten die westdeutschen Behörden um seine Auslieferung. Vergeblich. Er entzieht sich bis heute der Justiz.⁸

Auch ich richtete den Blick auf Mengele, den Lagerarzt in Auschwitz. Er stand bei einigen SS-Offizieren, die offenbar mit ihm debattierten. Ich sah, wie er heftig den Kopf schüttelte und beide Hände hob, um jede weitere Diskussion zu beenden. Einer der SS-Offiziere zuckte die Achseln und rief: «Die Mädchen sollen einsteigen! Sie sollen mitfahren!»

Die Schwestern stiegen zu ihren Patienten. Die Motoren heulten auf, schwankend fuhren die Lastwagen zu den Gaskammern.

Dieses eine Mal hatte es keine Selektion gegeben. Dieses eine Mal war keine nötig gewesen.

⁸ SS-Hauptsturmführer Josef Mengele (1911-1979) war von Ende Mai 1943 bis Januar 1945 SS-Lagerarzt in Auschwitz. Nach Kriegsende floh Mengele nach Südamerika; er starb 1979 in Brasilien. Deutsche Ermittlungsbehörden leiteten Verfahren gegen ihn ein, konnten seinen Aufenthalt zu Lebzeiten aber nicht ermitteln.

ELFTES KAPITEL

Mein Status verbessert sich

Falls Dr. Kurt Uhlenbroock und sein unqualifizierter, aber tatkräftiger Diagnostikerkollege Jakob Fries dachten, sie hätten Auschwitz durch ihre massiven Säuberungsaktionen vom August 1942 ein für allemal vom Flecktyphus befreit, so befanden sie sich leider im Irrtum. Binnen weniger Wochen verbreitete er sich wieder im Lager, hauptsächlich, weil immer mehr Transporte eintrafen. In den Rüstungsfabriken ringsum wurden ja auch immer mehr Arbeiter gebraucht.

Überbelegung, Schmutz sowie die mangelhaften sanitären Einrichtungen boten natürlich Brutherde für die Laus, die den Erreger des Flecktyphus überträgt. Das vertraute, hässliche alte Gesicht von Auschwitz, das in der furchtbaren Nacht im August vergeblich mit dem Blut Tausender reingewaschen worden war, kehrte zurück. Es war das Gesicht der Muselmänner.

Wieder versuchten wankende Gestalten, sich gerade zu halten, wenn sie auf dem Marsch zur Arbeit an den Luchsäugen von Fries vorbei mussten. Ich sah, wie sie ausgesondert und weggeschickt wurden, oder – noch herzerreissender –, wie Männer, die kaum noch stehen konnten, den Kapo, egal welchen, anflehten, sie zur Arbeit gehen zu lassen. «Doktor» Klehr war zurück im Geschäft, seine «Praxis» florierte mehr denn je zuvor.

Flecktyphus ist wirklich hässlich und unberechenbar. Er nahm mir meinen besten Freund, Josef Erdelyi, und kostete auch mich

beinahe das Leben.¹ Aber er brachte mich in Kontakt mit etwas im Lagerleben, an das ich nicht im Traum gedacht hätte: einer mächtigen Untergrundbewegung, ohne deren Hilfe ich niemals entkommen wäre.²

Josef und ich bildeten uns, glaube ich, schon ein, wir seien gegen den Typhus gefeit. Wir waren jung, stark und gut genährt, er von dem, was er in Kanada ergatterte, ich von dem abwechslungsreichen Speiseangebot an der Rampe. Selbst, als wir schon die wohlbekanntesten, viel gefürchteten Symptome entwickelten, meinten wir immer noch, wir seien in ein paar Tagen wieder wohlauf.

Ich hatte als Erstes Schwindelanfälle, dann konnte ich nicht mehr gut rennen. Danach verlor ich zunehmend das Gleichgewichtsgefühl und ging oft in Schlangenlinien, als sei ich beschwipst. Als ich Josef davon erzählte, gab er zu, dass er die gleichen Anzeichen von Schwäche auch bei sich festgestellt hatte.

Wir wussten natürlich, dass wir uns in dem Moment, in dem die Symptome offiziell bemerkt würden, sofort eine Dosis Phenol einhandelten, und beschlossen deshalb, uns ein paar Tage vor der Arbeit zu drücken.

Das konnte man auf mehrere Arten bewerkstelligen, die aber fast alle gefährlich waren. Seit der Typhus-Säuberungsaktion hatte man im Lager mehrere Krankenbauten errichtet, und manchmal konnte man einen der dort tätigen Pfleger überreden, einem wegen leichter Beschwerden ein Krankenblatt auszustel-

1 Nach Henryk Swiebocki (Hrsg.): *London wurde informiert... Berichte von Auschwitz-Flüchtlingen*. Übers. v. Jörg Lüer. Oświęcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, 1997, S. 284, Anm. 214 ist der Tod von Josef Erdely bzw. Erdei im Buch des Häftlingskrankenbaus dokumentiert.

2 Im Lagerkomplex Auschwitz-Birkenau gab es unterschiedlichste Gruppen von Häftlingen, die sich organisiert hatten, um Widerstand zu leisten. Vgl. die Studie von Henryk Swiebocki: *Widerstand*, in: Długoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. iv.

len, das es einem erlaubte, im Block zu bleiben und die Arbeit zu schwänzen. Zunächst einmal wollten wir das probieren.

Was waren wir naiv! Wir kamen gar nicht auf den Gedanken, dass diese Männer, die tagtäglich mit Typhus in allen Stadien zu tun hatten, Verdächtige binnen Sekunden erkennen würden und dass schon der blosse Verdacht den sicheren Tod bedeutete.

Im für uns zuständigen Krankenbau hatte ein junger Pole Dienst. Ich reihte mich in die Warteschlange ein, und als ich bei ihm anlangte, musterte er mich und sagte, noch bevor ich ein Wort äussern konnte: «Zeig mir deine Zunge.»

Ich streckte die Zunge heraus. Stirnrunzelnd meinte er: «Sieht übel aus. Flecken und braune Streifen.»

«Hab mir den Magen verdorben», erwiderte ich auf Polnisch. «Ob ich wohl ein Krankenblatt kriegen kann, damit ich ein paar Tage nicht zur Arbeit muss?»

«Messen wir deine Temperatur.»

Er steckte mir ein Thermometer in den Mund. Nach ein paar Minuten warf er einen Blick darauf und sagte: «Hoch. Und zwar verdammt hoch.»

«Hör zu», sagte ich. «Es ist nur eine Erkältung, bitte gib mir das Krankenblatt.»

Der Ausdruck in seinen Augen gefiel mir gar nicht, doch ich wurde wieder zuversichtlicher, als er sagte: «In Ordnung. Ich schreibe mir deine Nummer auf. Du bekommst das Krankenblatt nachher.»

Erst viel später an dem Tag erfuhr ich, dass er in Wirklichkeit mein Todesurteil unterschrieben hatte; und ich erfuhr es auch nur zufällig und gerade noch rechtzeitig.

Als ich abends nach der Arbeit am Krankenbau vorbeikam und zu ihm ging, um mich für sein Entgegenkommen zu bedanken, tat ich das in der festen Überzeugung, er habe mir den erbetenen

Gefallen getan, doch wieder war mir sein bohrender, ein wenig spöttischer Blick nicht geheuer.

Dann plötzlich sagte er rasch: «Hör zu, mein Junge. Du hast Typhus. Du kriegst kein Krankenblatt. Als ich deine Nummer aufgeschrieben habe, habe ich dich für den Krankenbau eingetragen. Für eine Dosis Phenol.»

Ungläubig schaute ich ihn an. Jetzt hatte ich so viel überstanden und mich nun selbst in die Bredouille gebracht. Das konnte doch nicht wahr sein!

«Pass mal auf», sagte er, «einen Gefallen kann ich dir tun. Ich kann deine Nummer wieder von der Liste streichen. Aber erzähl um Gottes willen niemandem, dass du hier gewesen bist. Sonst kriege *ich* das Phenol.»

Das war das Gespräch in Auschwitz, das mir am meisten Glück gebracht hat! Ich hatte den Polen nie zuvor gesehen. Ich sah ihn auch danach nie wieder. Bis zum heutigen Tag weiss ich nicht, warum er seinen eigenen Hals riskierte, um mir das Leben zu retten – vielleicht ja, weil ich polnisch mit ihm gesprochen hatte.

Jedenfalls bedankte ich mich und rannte los, um Josef zu suchen. Auch er hatte morgens um ein Krankenblatt gebeten. Auch ihm hatte man gesagt, er werde sie später bekommen.

«Geh zurück!», sagte ich zu ihm. «Geh sofort zurück und sieh irgendwie zu, dass sie deine Nummer von der Liste streichen. Sie haben dir was vorgemacht. Sie wissen, dass du Typhus hast. Sorg dafür, dass die Nummer gestrichen wird, oder du bist morgen tot!»

«Unsinn!», grinste er. «Ich kenne den Pfleger ganz gut. So würde er mich nie reinlegen.»

«Herr im Himmel, Mann!», flüsterte ich. «Gehst du jetzt endlich? Warum willst du es drauf ankommen lassen? Was ich dir erzähle, stimmt.»

Diesmal lachte er. «Hab dich nicht so», sagte er. «Mir geht's

schon viel besser. Aber du, du siehst ziemlich fertig aus. Versteck dich morgen bei denen von der Nachtschicht. Ich gehe zur Arbeit und bringe dir aus Kanada ein paar Pillen und was zu essen mit – vielleicht ja sogar ein wenig Obst.»

Mindestens eine Stunde lang versuchte ich ihn zu überzeugen, dass er dumm und stur war, doch ohne Erfolg; am Ende hatte er mich sogar fast davon überzeugt, dass ich Unrecht hatte, dass der Pole mich hereingelegt und sich einen ziemlich schlechten Scherz mit mir erlaubt hatte. Zutiefst verwirrt und kranker denn je zuvor legte ich mich schlafen.

Als ich mich am nächsten Morgen mühsam aufrappelte, ging es Josef besser denn je. Wir traten zum Zählappell an, und zum Schluss las Ernst Burger, der ruhige, höfliche Schreiber von Block 4, die Nummern derjenigen vor, die zur Aufnahme in den Krankenbau vermerkt waren.

Jäh kehrten all meine Ängste vom Abend zuvor zurück. Aus dem Augenwinkel heraus – niemand durfte sich beim Appell bewegen – wagte ich einen Blick auf Josef, der völlig gelassen und sicher wirkte. Burger rief die Nummern mit monotoner, ausdrucksloser Stimme auf, und die Verurteilten traten einer nach dem anderen vor.

Josef blieb gleichmütig; er liess sich nicht aus der Ruhe bringen. Selbst dann nicht, als seine Nummer aufgerufen wurde.

Er reagierte nicht. Als habe er sie nicht gehört, als seien die Worte nicht zu ihm durchgedrungen. Ich sah, dass Burger einen Moment innehielt und nach ihm Ausschau hielt, denn er kannte ihn gut. Dann rief er die Nummer noch einmal. Josef ruckte kurz mit dem Kopf, auf seinem Gesicht breitete sich Verblüffung aus. Als Burger auf ihn zukam, sagte er: «Das muss ein Irrtum sein. Ich bin doch gesund. Ich gehe arbeiten.»

Ruhig sagte der Schreiber: «Komm. Deine Nummer steht auf der Liste. Du hast Typhus.»

Jetzt wurde Josef ärgerlich. «Bist du verrückt geworden?», schnauzte er los. «Mir geht's gut, ich sag's dir. Ich werd den Teufel tun und in den Krankenbau gehen!»

Doch da kamen schon zwei Kapos herbei, zerrten ihn aus der Reihe, schlugen ihm mit den Stöcken auf Nacken und Schultern und trieben ihn zu dem müden Haufen der zum Tode Verurteilten. Trotz der Schläge protestierte Josef weiter, und Burger sagte leise nur für sich, denn Josef hörte gar nicht zu: «Tut mir leid, mein Junge. Ich kann nichts daran ändern.»

Unfähig, meinem Freund nun noch zu helfen, sah ich zu, wie er zum Krankenbau abgeführt wurde; immer noch protestierte er, immer noch wurde er geschlagen. Als ich Burgers Blick begegnete, bildete ich mir ein, dass ein Funken Mitgefühl darin aufflackerte.

Für mich wurde der Tag zum längsten meines Lebens. Ich wagte nicht, mich ausserhalb von Block 4 blicken zu lassen, denn irgendwer, höchstwahrscheinlich Fries, hätte mich sehen können und gewusst, dass ich die Arbeit schwänzte. Doch sobald die Tagesschicht zurück war, rannte ich in den Krankenbau, Schokolade, Zitronen und Zigaretten unter meiner Jacke versteckt, entschlossen, für Josef das zu tun, was Bruno für mich getan hatte: ihm eine bessere Behandlung und damit das Leben zu erkaufen.

Ich steckte dem Krankenbauschreiber fünfzig Zigaretten zu und fragte nach Josef. Widerwillig blätterte er in seinen Listen und sagte: «Keiner mit der Nummer hier.»

«Aber er ist heute morgen eingewiesen worden.»

In seinen Augen leuchtete eine plötzliche Erkenntnis. «Heute morgen?», sagte er. «Mit den Typhus-Leuten?»

Ich nickte. Der Schreiber liess das schwere Buch zuklappen und brummte: «Um den brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen. Die sind alle direkt zu Klehr marschiert.»

Wie vor den Kopf geschlagen, verliess ich den Krankenbau.

Mir war speiübel. Wie viele hatte ich in Auschwitz sterben sehen, wie viele Freunde – doch aus irgendeinem Grunde empfand ich Josefs Tod anders. Wir waren seit Majdanek zusammen gewesen. Hatten in unserem jugendlichen Übermut Fluchtpläne geschmiedet, Buna und Kanada und sogar Fries' Typhusrennen überlebt. Ich musste, vielleicht nicht ganz passend, an die Fotos seiner Freundin denken, die er aus der Slowakei bis in Franz Marmelades Lager mitgeschmuggelt hatte; ich wusste ja nicht, dass ich die junge Frau Jahre später mit einem anderen Freund vor einem Prager Cafe treffen sollte. Wir sprachen angeregt über unsere gemeinsamen Schulzeiten, doch über Josef oder Auschwitz nicht. Zu unwirklich schien alles zu sein.

Als der erste Schock angesichts seines plötzlichen Verschwindens nachgelassen hatte, keimte neue Hoffnung in mir auf. Josef war ein Kämpfer, das wusste ich. Vielleicht hatte er einen derartigen Rabatz gemacht, dass er in Block 11 – den Strafblock – gekommen war, und in dem Fall war vielleicht noch nicht alles zu spät.

Vorsichtig zog ich Erkundigungen ein; offen zu fragen war zu riskant. Zwei Tage lang versuchte ich etwas über sein Schicksal zu erfahren, doch dann hörte ich, dass Josef Erdelyi wirklich tot war, und gab auf.

«Du meinst den grossen, blonden Slowaken?», sagte ein Pfleger. «Er hat sich gegen die Kapos gewehrt und versucht, in den Zaun zu laufen. In dem Moment, als er dort angekommen ist, haben sie ihn erschossen.»

Da war nun Josef aller Sorgen ledig, während meine erst begannen und rasch wuchsen. Zu krank, um an der Rampe zu arbeiten, hatte ich mich so lange in Block 4 verkrochen, dass es gefährlich wurde, nicht nur für mich, sondern auch für die, die mich deckten, Leute wie Ernst Burger.

Drastische Situationen erfordern drastische Massnahmen; also

ging ich zu Bruno und sagte ihm offen und ehrlich: «Ich sitze in der Patsche. Ich habe Typhus, und früher oder später schicken sie mich in den Krankenbau. Kannst du mir helfen?» «Tut mir leid für dich, Rudi», sagte er, «aber dafür kann ich nun nichts.»

Er liess mich hängen. Er war der Meinung, er habe seine Schuld beglichen und sei mir zu nichts mehr verpflichtet. Wenn ich leben wollte, das wusste ich jetzt, musste ich mich auf Leute verlassen, die weniger mächtig, aber bessere Freunde waren.

Einer der durch und durch verlässlichen Männer in Kanada war Laco Fischer. «Laco», sagte ich zu ihm. «Ich muss irgendwie mit dem Kommando nach Kanada kommen und mich dort verstecken. Meinst du, du kannst mir helfen?»

Die Bitte hatte es in sich. Was für ein Ansinnen! Aber Laco liess sich nicht beeindrucken. Er dachte eine Weile nach und sagte dann: «Verstecken könnten wir dich dort schon, aber wie zum Teufel kriegen wir dich an Fries vorbei? Wie willst du ordentlich marschieren, wenn du kaum stehen kannst?»

Er hatte natürlich Recht. Mittlerweile waren meine Beine wirklich schwach, und ich ging nicht, sondern ich taumelte. Ohne grosse Hoffnung sagte ich zu ihm: «Vielleicht könntet ihr mich stützen?»

Laco brach in schallendes Gelächter aus. «Klar, Rudi», sagte er. «Grossartige Idee! Wir hieven dich auf die Schultern und tragen dich wie den siegreichen Helden im Triumph nach Kanada. Und Fries nimmt die Parade ab.»

Eine Weile lang schwiegen wir beide, dann überlegte Laco laut: «Aber wer weiss. Vielleicht könnte es doch klappen.»

«Was könnte klappen?»

«Wir könnten dich vielleicht stützen, doch an Fries müsstest du auf deinen eigenen klapprigen Beinchen vorbeidefilieren!»

Am nächsten Morgen marschierte ich, Laco auf der einen Seite und Maurice Schellekes, einen Holländer, auf der anderen, Richtung Tor. Beide hielten meine Arme eisern umklammert und schoben mich so, dass meine Füße kaum den Boden berührten. Immer näher kamen wir Fries, und ich wusste, dass ich gleich nur zehn Schritte allein gehen musste, bis wir alle an ihm vorbei waren.

«Alles klar?», murmelte Laco.

«Alles klar.»

Ihr Griff lockerte sich, meine Krücken waren fort. Und als ich meinen Füßen befahl, mir zu gehorchen und vorwärts statt seitwärts zu gehen, taten sie das zu meiner Überraschung sogar.

«Gut... hopp!»

Die Krücken waren wieder da. Vorläufig war ich in Sicherheit.

Kaum waren wir in Kanada, brachten sie mich sofort auf vertrautes Terrain – zu den Frauen, wo die Kleidung sortiert wurde, zu Hermines Abteilung. Vor Fieber und Erschöpfung torkelte ich zwar mittlerweile, hatte aber nun wenigstens genug Krankenschwestern.

Die slowakischen Mädchen umringten mich, ich spürte, wie ich in die Luft gehoben und mitten in Kanada zu Bett gelegt wurde – auf einen hohen Haufen alter Kleider, wo mich unmöglich jemand sehen konnte.

Hermine war natürlich vollkommen im Bilde; doch im Gegensatz zu Bruno hatte sie nicht vergessen, was ich für sie getan hatte.

Die Einzelheiten jenes Tages sind mir nur verschwommen in Erinnerung; doch ich weiss, dass ich mehrere Male Besuch bekam. Mal kletterte ein Mädchen auf den Kleiderberg und brachte mir ein Glas Limonade mit Zucker, mal brachte mir eines Tabletten. Länger als eine halbe Stunde liessen sie mich nie allein und

kamen nie mit leeren Händen, obwohl die meisten sicher überzeugt waren, dass mir nicht mehr zu helfen war und ich im Sterben lag.

Abends ging mein Fieber ein wenig herunter, vielleicht wegen der Tabletten, vielleicht wegen der Limonade, vielleicht, weil die Mädchen das bisschen Kampfgeist, das ich noch hatte, anfachten. Jedenfalls war ich so gestärkt, dass ich mit Lacos und Maurice' Hilfe ins Lager zurückmarschieren und mit zehn mehr oder minder energischen Schritten an dem grimmigen alten Wachhund am Tor vorbeilaufen konnte.

Auch am nächsten Tag verfuhrten wir so. Ja, drei Tage lang wurde ich nach Kanada geschleppt, versteckt, mit Medizin versorgt und wieder zurückgeschleppt. Doch am Ende des dritten Tages war klar, dass es mit der Huckepack-Methode nicht weiterging. Ich war am Rande des Deliriums und brauchte nicht Pillen und Mitgefühl, sondern Spritzen.

Von nun an blieb ich in Block 4 tagsüber bei der Nachtschicht und nachts bei der Tagschicht. Laco besorgte mir das Medikament, das ich brauchte, aus Kanada, doch das Problem bestand darin, jemanden zu finden, der es injizieren konnte. Da erinnerte ich mich in einem meiner klaren Momente, die immer kürzer und seltener wurden, an einen stillen kleinen Pfleger aus dem Krankenbau, der häufig den Schreiber Ernst Burger besuchte. «Frag ihn, ob er mir hilft», sagte ich zu Laco. «Er ist Slowake wie wir, und vielleicht macht er es.»

Laco schaute mich lange an, sagte aber nichts. Ich wusste, was er dachte: Der kleine slowakische Pfleger musste schnell kommen, wenn er noch helfen sollte.

Doch an dem Abend war er nicht auffindbar, und die Nacht wurde zur schlimmsten, die ich je erlebt hatte, sogar schlimmer als die Nächte, die ich im Krankenbau verbracht hatte. Ich hatte die wildesten Fieberträume, die mich zurück nach Buna wehten,

zu Wiegleb und seinem langsam niedergehenden Marterstock und schliesslich sogar ganz aus Auschwitz heraus. Dann war ich zu Hause und stritt mich mit meiner Mutter über die russische Grammatik, ging mit einem Mädchen durch Wiesen mit hohem Gras spazieren oder flitzte den ungarischen Grenzkontrollen davon.

Gelegentlich hatte ich lichte Momente, und die waren vielleicht noch schlimmer. Ich erinnere mich, dass ich von meiner Pritsche kroch und versuchte, die Toilette zu finden. Doch mir wurde pechschwarz vor Augen, ich fiel ins Nichts und war vollkommen orientierungslos. Jedes Mal wenn ich versuchte, zur Tür zu gelangen, wählte ich mich vor leeren Wänden, angsterregenden fremden Wänden, die ich noch nie gesehen hatte.

Dann erhob sich Lärm, begannen die feindlichen Geräusche und lauten Beschimpfungen aus fremden Kehlen, die mir in den Ohren hämmerten und mich verhöhnten, weil ich nicht wusste, wo ich war, und weder die Latrine noch die Tür fand. Um ihnen zu entfliehen, musste ich durch einen endlos langen Gang kriechen, doch sie waren überall, hinter mir, vor mir, über mir und um mich herum. Stimmen ohne Körper und Köpfe, ohne Münder und Zungen; Stimmen mit Händen, die mich packten und auf den Rücken warfen.

Stundenlang, so kam es mir vor, wehrte ich mich kraftlos, aber panisch vor Angst gegen sie, bis ich allmählich wieder zur Besinnung kam.

Ich lag auf meiner Pritsche, zwei stämmige Hilfskapos beugten sich über mich, und einer von ihnen knurrte: «Dreckskerl, verdammter! Sei um Gottes willen still und lass andere Leute schlafen.»

Undeutlich hörte ich, wie der andere murmelte: «Es geht ihm schlecht, er ist im Delirium. Wenn wir ihn nicht bald in den Krankenbau bringen, kriegen wir alle Typhus.»

Da lag ich keuchend, klatschnass im Fieberschweiss und begriff, dass ich erledigt war, wenn der kleine Slowake nicht am nächsten Tag kam, denn diese beiden Hilfskapos waren nicht nur mächtig, sondern hatten auch Angst.

Den Rest der Nacht schlief ich dennoch. Ich muss auch fast den gesamten nächsten Tag verschlafen haben, denn es war Abend, als ich von einer Stimme geweckt wurde, die Slowakisch sprach.

«Ich bin Josef Farber.³ Ich glaube, du suchst mich.»

Ich öffnete die Augen und sah einen dünnen, vorzeitig ergrauten Mann Anfang dreissig und schöpfte bei seinem Anblick sofort neue Hoffnung. Es war der Pfleger aus dem Krankenbau.

Nachdem er mir die Spritze, die ich so dringend brauchte, gegeben hatte, plauderte er eine Weile mit mir, fragte mich nach meiner slowakischen Herkunft und allem möglichen Anderen. Nach und nach merkte ich, dass seine Fragen gezielter wurden.

«Sag mal», fragte er ruhig, «wie genau hat es dich eigentlich an diesen Ort verschlagen?»

Zum ersten Mal seit meiner Ankunft im Lager stellte mir ein Fremder diese Frage, und obwohl ich mühsam gelernt hatte, meine Zunge im Zaum zu halten, merkte ich, dass ich ihm offen antwortete und die ganze Geschichte meiner Flucht von zu Hause, meiner Abenteuer mit dem ungarischen Untergrund, der Prügel von den ungarischen Grenzwachern erzählte ... alles bis zu dem Moment, als ich zum ersten Mal unter dem Schriftzug «Arbeit macht frei» hier hereinmarschiert war.

3 Josef Farber (*1909) wurde im April 1942 aus der Slowakei nach Auschwitz verbracht und als Häftling Nr. 30674 registriert. Im Juni 1942 kam er als Pfleger in den Häftlingskrankenbau. Farber war Zeuge im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess.

Er hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Dann sagte er sehr leise: «Ich kenne die Jungs vom ungarischen Untergrund und noch ein paar mehr.»

«Du kennst sie?»

«Ja, ich habe mit ihnen zusammengearbeitet, nachdem ich von den Internationalen Brigaden in Spanien zurückgekommen war. Und nach dem, was du mir gerade erzählt hast, glaube ich, dass du hier einigermassen geschützt bist.»

«Aber mein Typhus. Und die Hilfskapos. Sie wollen mich in den Krankenbau schicken. Und was ist mit Ernst Burger? Er hat schon genug riskiert, weil er mich hier versteckt.»

Josef Farber lächelte. «Deinen Typhus, den kurier ich, die Kapos sind auch Ex-Brigadisten, und wegen Ernst brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Er ist einer von uns.»

Einer von uns! Ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, was er meinte; und dann verstand ich alles.

Hier in Auschwitz gab es eine Untergrundbewegung, ein Netzwerk, eine Gruppe von Kämpfern, der sogar die Hilfskapos angehörten.

Josef Farber grinste mich breit an und sagte: «Also, keine Bange! Wir kriegen dich schon wieder hin.»

Und er hatte Recht. Von nun an änderte sich mein Status erheblich. Keiner fluchte über mich und rüttelte mich wach, wenn ich im Schlaf redete. Wenn ich zur Latrine wollte, kam einer der Hilfskapos von seiner Pritsche, half mir den Weg zu finden und achtete darauf, ob ich wieder im Delirium war. Einer von ihnen brachte auch jeden Tag die Spritzen aus Kanada mit, und Farber war immer zur Stelle, sie mir zu geben.

Mein Fieber sank. Bald konnte ich wieder essen. Langsam kehrten meine Kräfte zurück, und vierzehn Tage nach der schlimmen Nacht wankte ich wahrhaftig ohne fremde Hilfe von meiner Pritsche in den Waschraum. Nachdem ich mich, so gut ich konnte, gewaschen hatte, wollte ich in dem Stück Spiegel eines ande-

ren Häftlings einen Blick auf das Ergebnis meiner Bemühungen werfen.

Eine geschlagene halbe Minute starrte ich in diesen Spiegel; das Gesicht eines Muselmannes starrte zurück! Der schmale Totenschädel eines Mannes kurz vor dem endgültigen Kollaps.

«Herrje!», murmelte ich laut. «So kann ich nicht nach Kanada gehen!»

Das hatten die Männer vom Untergrund auch keineswegs mit mir vor. Zunächst musste ich noch in Block 4 bleiben und wurde mit gutem Essen aufgepäppelt. Erst als sie sicher waren, dass ich wirklich wieder bei Kräften war, liessen sie mich aus dem Lager, selbstverständlich unter strenger Beobachtung.

Lebenswichtig im wahrsten Sinne des Wortes war nämlich, dass mich Wiegleb nicht sah, denn er würde mich ohne jeden Zweifel sofort umbringen. Man suchte mir eine Arbeit, die ich im Sitzen erledigen konnte, und so sortierte ich dann Brillen in einer stillen Ecke, wo Wiegleb und seine Wachhunde sich nie hinbequemten. Freunde allerdings kamen: Mit weiteren Brillen und Essen oder Limonade huschten sie herein und wieder hinaus.

Langsam genas ich. Und als ich feststellte, dass ich wieder rennen und Säcke heben konnte, besorgte man mir eine andere Arbeit, eine, bei der ich Wiegleb nicht unter die Augen kam, mich aber körperlich so weit betätigen musste, dass sich meine schlaffen Muskeln wieder aufbauten. Nun lud ich Teppiche in die Waggons der Züge, die ständig nach Kanada kamen, um die Beute heim ins Reich zu holen.

Diese Arbeit gefiel mir nicht schlecht. Ich war wieder bei Kräften, gut genährt und zufrieden, dass ich eine Arbeit hatte, bei der ich nie in Kontakt mit dem Mann kam, der mich höchstwahrscheinlich umbringen würde. Leider hatte ich vergessen, wie unberechenbar der Scharführer war; wie er es genoss, das Unerwar-

tete zu tun und seinen Arbeitstieren immer einen Schritt voraus zu sein. Ich wurde jäh daran erinnert, als ich eines Nachmittags, Teppich auf dem Buckel, zu einem Waggon trottete.

Scharführer Wiegleb stand an der offenen Tür des Waggons, Notizbuch gezückt, jedes Detail im Blick.

Wegrennen konnte ich nicht. Ich konnte mich nicht einmal hinter dem Teppich verstecken. Ich musste schlicht mit den anderen Lastenträgern weitergehen, bis ich auf Wieglebs Höhe war.

Und dann sah er mich – unweigerlich. Kaum merklich fiel ihm die Kinnlade herunter, aber er fasste sich sofort. Mit ausdrucksloser Miene schaute er mich mindestens eine Minute lang an. Ich schaute zurück, Teppich auf der Schulter, und fragte mich, wann er das Notizbuch weglegen und zum Stock greifen würde.

Doch er sagte mit seiner ruhigen, tiefen Stimme und dem drohenden Unterton: «Du bist es also wirklich! Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und schau einer an, wie gesund und stark du bist, du alter Sauhund!»

In seinen Worten schwang Sarkasmus, doch auch noch etwas anderes mit. Ein Fünkchen Respekt, vielleicht sogar Bewunderung! Ich wandte den Blick nicht von ihm ab, sagte nichts und wartete nur auf eine rasche Bewegung, sah aber, dass die Augen in einem ansonsten grausamen Gesicht lachten.

Doch er schaute plötzlich wieder in sein Notizbuch und brüllte: «Los, Saubande! Das ist hier kein Ferienlager! Aufladen!»

Ich warf meinen Teppich in den Waggon und rannte, leichtfüßig vor Triumphgefühlen, zurück, um den nächsten zu holen. Anscheinend war die Sache nun erledigt, doch in Wirklichkeit begann gerade etwas Neues. Wiegleb hatte mein Durchhaltevermö-

gen und meine Widerstandskraft zur Kenntnis genommen, und wenn sie ihm imponierten, galt das wohl ebenso für die meisten Leute in Auschwitz, mit Ausnahme vielleicht von Jakob Fries.

Nach meiner Begegnung mit Wiegleb verbesserte sich nicht nur mein Status noch einmal gewaltig, sondern auch mein Seelenfrieden. So lange ich im Kanada-Kommando blieb, würde ich keinen Hunger mehr leiden, und da der hohe Herr mir eine Schonfrist gewährt hatte, würden seine Handlanger die Entscheidung wohl nicht revidieren.

Allgemein aber verschlechterten sich die Bedingungen im Lager. Die Zahl der Muselmänner nahm zu. Die Listen der Typhuskranken wurden länger, und über den «Lagertelegrafen» kam die Information, dass in Birkenau sogar noch erbärmlichere Zustände herrschten.

Ich wusste nicht viel über Birkenau. Ich hatte die Feuer gesehen, primitive Vorläufer der Krematorien, die den Himmel rot färbten. Ich hatte gesehen, wie Tausende von Menschen in Lastwagen geklettert und ihre letzte Reise auf Erden von der Rampe in Richtung dieser Feuer angetreten hatten. Wie alle im Stammlager hatte ich gehört, dass Auschwitz im Vergleich zu Birkenau ein Sanatorium war.

Diese wenigen Fakten zusammen mit den nebulösen Gerüchten hätten mich eigentlich abschrecken müssen. Doch aus den verschiedensten Gründen wollte ich mehr über Birkenau wissen.

Erstens hatte ich schon an der Rampe begonnen, Statistiken über die Massenmorde anzulegen, die Tag für Tag begangen wurden. In der Hoffnung, diese entsetzlichen Zahlen früher oder später der freien Welt mitteilen zu können, hatte ich mir die anköm-

menden Transporte ebenso wie die Zahl der Insassen so genau wie möglich gemerkt. Doch das eigentliche Geschehen spielte sich in Birkenau ab, das Geschehen an der Rampe war dafür nur das lange düstere Vorspiel.

Zweitens bildete ich mir aus irgendeinem Grunde ein, dass es leichter sei, mit den Statistiken aus Birkenau zu entkommen. Mit Hilfe eines Schulatlasses, den ich gefunden hatte, als ich während meiner Genesung als Brillensortierer in Kanada arbeitete, konnte ich unsere geografische Position ziemlich exakt bestimmen. Ich kannte die Anlage des Stammlagers und die Stärke seiner Umzäunungen und wollte unbedingt herausfinden, ob Birkenau ebenso gut abgesichert war.

Als man Männer brauchte, die einen Tag in Birkenau arbeiteten, wo es offenbar ein wenig zu voll wurde, meldete ich mich daher sofort und fuhr schon eine halbe Stunde später auf einem Lastwagen ins Herz von Himmlers grösstem Vernichtungszentrum, froh, dass ich den Job ergattert hatte, und nicht ahnend, welch absolutes Grauen mir bevorstand.

Sorgen machte mir höchstens die Kälte, denn es war ein eisiger Dezembertag. Aber die konnte mir dann doch nichts anhaben, weil ich unter meiner Zebrakluft dicke Wollunterwäsche und einen warmen Pullover trug, den ich mir mit der gebotenen Umsicht aus dem riesigen Kaufhaus in Kanada ausgesucht hatte.

Als wir langsam nach Birkenau hineinfuhren, verschwanden indes alle Gedanken an das Wetter, ja, alle Gedanken an Auschwitz. Etwa einhundert Meter entfernt sah ich in einem durch Stacheldraht abgetrennten Bereich des Lagers plötzlich mindestens zehntausend nackte, stumme, in ordentliche Reihen aufgestellte Frauen.

Um sie herum standen feldgrau uniformierte SS-Männer und hinter ihnen vierzig oder fünfzig Lastwagen. Durch die Entfernung war die Szene nicht in aller Klarheit sichtbar, es drang auch

keinerlei Geräusch zu uns; doch in der entsetzlichen Stille war das Ganze noch gespenstischer, ja, so grotesk, dass sogar Unterscharführer Sparsam im Führerhaus, ein Mann, der ungerührt die meisten Grausamkeiten gesehen und verübt hatte, seinen Fahrer anwies, er solle langsamer fahren, weil er sich die Sache genauer ansehen wollte.

Beim Näherkommen hörten wir leise knallende Befehle und sahen, wie sich hier und dort eine Gestalt bewegte. Ich packte Moses Sonnenschein neben mir am Arm und sagte: «Verdammt, die armen Mädchen. Die frieren sich zu Tode. Bei dem Wetter sterben sie an Unterkühlung.»

Moses, Sohn eines polnischen Rabbi und ein zutiefst frommer Mann, murmelte wie stets: «Es ist Gottes Wille.»

Ich hörte ihn kaum. Langsam dämmerte mir die volle Bedeutung des entsetzlichen Anblicks, durch den ich zunächst wie betäubt gewesen war.

«Weisst du, was das ist, Moses?», sagte ich. «Es ist eine Typhusuntersuchung. Wenn sie nicht an Unterkühlung sterben, stirbt die Hälfte von ihnen in den Gaskammern.»

«Es ist Gottes Wille.»

Unser Lastwagen beschleunigte das Tempo. Die dichten Reihen der stummen nackten Frauen, die riesige Armee der Frauen, die um die Hälfte reduziert werden würde, verschwand, während wir um eine leichte Kurve in der Strasse fuhren.

«Moses», sagte ich, «will Gott wirklich ...»

Ich brachte den Satz nicht zu Ende. Irgendwie schien eine solche Frage sinnlos zu sein.

Der Lastwagen fuhr in ein Wäldchen, und wenn ich beim Hinausklettern noch dachte, dass ich für heute das Schlimmste gesehen hatte oder jedenfalls etwas so Grauenhaftes an diesem Tag nicht mehr erleben würde, so irrte ich mich – Birkenau hatte noch einiges in petto.

Mir fiel die trotz des bitterkalten Frosts beinahe laue Luft auf. Der Grund dafür war unschwer zu erkennen. Überall aus den Gruben, die so tief und breit waren, dass eine Häuserreihe hinein gepasst hätte, stieg der rote Schein, den ich vom Stammlager aus am Himmel gesehen hatte; jetzt loderten zwar keine Feuer, sondern schwelten nur, aber es waren grosse, klaffende Wunden zwischen den Bäumen.

Als ich an den Rand einer Grube trat und hineinschaute, schlug mir die Hitze ins Gesicht, und am Boden dieses grossen, offenen Ofens sah ich Knochen, kleine Knochen. Kinderknöchelchen.

«Es ist Gottes Wille», murmelte Moses.

Zu antworten blieb mir keine Zeit, denn wir wurden zur Arbeit befohlen und in eine riesige, etwa fünfzig Meter lange Baracke getrieben. Jeder Quadratzentimeter dort war mit Kleidung aller Grössen, Arten und Qualitäten vollgepackt; und wir sollten jetzt so viel davon wegschaffen, dass die Birkenauer Häftlinge Platz zum Arbeiten hatten.

Während ich blindlings, automatisch, drauflos arbeitete, versuchte ich, den Gestank der Verbrennungsgrube aus der Nase und das Bild der nackten Frauen aus meinem Kopf zu verbannen. Doch das gelang mir nicht. Jedes Mal, wenn ich den Mantel eines Kindes aufhob, musste ich an die Knochen denken. Jedes Mal, wenn ich ein Bündel Frauenkleider zusammenpackte, dachte ich an diejenigen, die keine Kleider trugen.

Wie Ameisen, die auf einem Friedhof Gänge graben, arbeiteten wir drei Stunden lang in der Baracke; und als wir fertig und wieder auf unserem Lastwagen waren, merkte ich plötzlich, dass mir einerseits vor dem Anblick des Frauenlagers graute, es mich andererseits aber schrecklich faszinierte. Denn ich fand, ich müsse wissen, was passiert sei, wie viele Frauen noch da standen, wie viele sterben würden.

Sie standen noch da, nackt in der Eiseskälte, nur waren die Reihen viel lichter und die Lastwagen hoch beladen. Die Stille, die übermächtige Stille, war gleichgeblieben.

Als wir näherkamen, wurde sie zerrissen. Die Motoren von vierzig Lastwagen heulten auf, erfüllten die Luft und brachten sie zum Vibrieren. Doch um die schändliche Tat zu verdecken, waren sie nicht laut genug.

Aus den Kehlen Tausender, die sterben würden, erhob sich nämlich ein gespenstisches Klagen, das gen Himmel stieg, immer schriller und lauter wurde und nicht aufhörte, ein gellender Protest, den nur der Tod ersticken konnte. Dann brach die unvermeidliche Panik aus.

Als die Lastwagen sich in Bewegung setzten, warf sich eine Frau über eine Seitenwand. Dann noch eine ... und noch eine. Die SS rückte mit ihren Stöcken und Peitschen an, um die, die es ihnen nachtun wollten, zurückzuprügeln. Auch die, die herausgesprungen waren, wurden geschlagen und versuchten wieder auf die Wagen zu klettern. Sie fielen unter die sich schneller drehenden Räder, und das Begräbnis der lebenden Toten wurde immer hektischer. Dann war alles unseren Blicken entzogen.

«Es gibt keinen Gott...», murmelte Moses plötzlich, und dann schrie er heraus: *«Es gibt keinen Gott! Und wenn es einen gibt, sei er verflucht, verflucht, verflucht!»*

Wieder sagte ich nichts, es gab nichts zu sagen. Ich wandte Birkenau den Rücken zu und hoffte, ich würde es nie wieder sehen. Wie gut, dass ich in dem Moment nicht wusste, dass ich bald vom Stammlager dorthin verlegt werden und eineinhalb Jahre dort verbringen würde.

ZWÖLFTES KAPITEL

Iwan der Schreckliche

Der Dezember 1942 war ein arbeitsreicher Monat für die Herren von Auschwitz. Zunächst einmal war bald Weihnachten, und obwohl die Geburt des Jesuskindes im Glaubenskanon der Nazis wohl kaum ein heiliges Ereignis war, schwelgten die SS-Chargen – wie so viele Menschen, die in Grausamkeit schwelgen – in Sentimentalität. Ohne jeden Skrupel, ja, mit patriotischer Inbrunst verbrannten sie Tausende von Kindern, bekamen aber feuchte Augen, wenn sie einander Fotos ihrer Lieben zu Hause zeigten.

Weihnachten musste also gefeiert werden, allemal inmitten eines Haufens von Saujuden, die nicht mal an den Weihnachtsmann glaubten und deren barbarische Vorväter ja ohnehin am Kreuzestod des Erlösers schuld waren. Wie indes konnte man das Ereignis festlich begehen, ohne die euphemistisch so genannte Disziplin zu lockern? Kein Problem, die Order erging, dass die Häftlinge in allen Baracken «Stille Nacht, Heilige Nacht» singen mussten, und wer schlecht sang, wurde ohne Abendbrot zu Bett geschickt.

Und so standen wir Männer aus Kanada jeden Abend nach der Arbeit vor dem Blockältesten Polsakiewicz. Ein vom Orchester ausgeliehener Geiger führte zart den Bogen, und wir grölten dazu den Text dieses schönen alten Weihnachtsliedes. Wer Deutsch sprach, fand es nicht zu schwer, doch für die anderen, die meisten Polen zum Beispiel, war es ein mühsames Unterfangen. Wenn sie die deutschen Worte verstümmelten, wollte Polsakiewicz schier verzweifeln; dann stürzte er sich in die Reihen und versuchte,

ihnen die Worte mit dem Knüppel in ihre Dickschädel zu prügeln. Logisch, dass bald kaum einer mehr «in himmlischer Ruh» schlief.

Das waren allerdings vergleichsweise kleine Störfälle. Die SS musste sich mit der Ausbreitung des Typhus und der Entscheidung beschäftigen, dass eine weitere, ähnliche Selektion stattfinden müsse wie die, die Doktor Uhlenbroock im letzten August organisiert hatte. Was ich im Frauenlager in Birkenau gesehen hatte, sollte auch in Auschwitz passieren. Das halbe Lager sollte sterben.

Man ging genau wie im August vor, nur diesmal bei Temperaturen um den Gefrierpunkt. Für mich gab es einen wichtigen Unterschied. Ich wusste, dass dieses Mal mein Leben nicht in Gefahr war, weil ich zum Kanada-Kommando gehörte, dem stärksten und kräftigsten Kommando im Lager. Da Fries wusste, dass die Kanada-Männer entweder kräftig oder tot waren, mussten wir nicht rennen.

Aber wir mussten uns in der eisigen Kälte ausziehen, unter heisse Duschen springen und dann wieder ins Freie rennen. Woraufhin sich viele, die den Typhus-Test überstanden, eine Lungenentzündung holten und gleichfalls starben.

Zwei Tage mussten wir nackt bleiben und bekamen nichts zu essen, ein Martyrium, bei dem noch ein paar Leute über die Klinge sprangen. Ich stellte sogar fest, dass ich mehr unter der Kälte als unter dem Hunger litt, und so war dann wahrscheinlich das schönste Weihnachtsgeschenk, das ich je im Leben bekommen habe, die Zebrauniform, die mir am 23. Dezember ausgehändigt wurde.

Und dann sangen die SS-Männer wahrhaftig «Alles schläft, einsam wacht» und schrien gleich darauf: «Rennt, ihr Hunde, rennt, dann gibt es Weihnachten keinen Typhus.»

Bedauerlicherweise – für sie und für uns –, wurde mit dem ganzen Weihnachtsliedersingen und Immunisieren ein grosses Prob-

dass SS-Männer Gold, Schmuck und Devisen aus dem Lager schmuggelten, hatten sich mittlerweile derart verdichtet, dass Dr. Rudolf Mildner, Chef der Gestapo im nahen Kattowitz, kam und eine Untersuchung einleitete.¹

Ich persönlich war relativ sicher, dass die Gerüchte Hand und Fuss hatten, wusste jedoch nichts Konkretes. Ich vermutete, dass die Führer des Untergrunds erhebliche Mengen an Gold und Schmuck sowie beträchtliche Geldsummen beiseiteschafften, um die Wachen zu bestechen, nicht, um sich persönlich zu bereichern. Und da die meisten altgedienten Häftlinge im Kanada-Kommando das im Grunde auch wussten, sorgte die Ankunft Mildners für eine angespannte Atmosphäre. Die SS-Männer redeten bestimmt, wenn sie erwischt wurden, und dann gnade Gott den Häftlingen, die in die Sache verwickelt waren!

Als die Untersuchung tagelang weiterging, gewöhnten wir uns beinahe daran und wurden ein wenig ruhiger. Doch das war ein Fehler, selbst unser eingeschränktes Gefühl von Sicherheit trog uns gewaltig. Am zweiten Weihnachtstag rief Ernst Burger, unser Blockschreiber, nach dem Appell die Nummern von fünfzehn Angehörigen des Kanada-Kommandos auf, von denen einige zum Untergrund gehörten. Sie wurden in Block 11 abgeführt, den Strafblock.

1 Nach Auschwitz kamen Untersuchungskommissionen, die gegen SS-Personal wegen Unterschlagung von «Effekten» (meist Gold, Edelsteine, Devisen) ermittelten. Das den deportierten Juden geraubte Hab und Gut war nach Auffassung der NS-Führung Eigentum des Deutschen Reiches. Kein SS-Angehöriger, so die hehre Moral der ss, hätte sich an den Gütern bereichern dürfen. SS-Standartenführer Rudolf Mildner (*1902) führte in Auschwitz auch Standgerichtsverfahren gegen Gestapo-Häftlinge durch und liess Hunderte erschliessen. Mildner war Zeuge im Nürnberger Prozess gegen die sogenannten Hauptkriegsverbrecher. Nach 1946 tauchte er unter. Ein gegen ihn eingeleitetes Ermittlungsverfahren wurde wegen unbekanntem Aufenthalts des Beschuldigten eingestellt.

Jetzt war die Atmosphäre bis zum Zerreißen gespannt. Wenn die Männer unter Folter etwas preisgaben, bedeutete das mehr als nur ihren Tod, mehr als erbarmungslose Vergeltungsmassnahmen gegen uns übrige. Es bedeutete, dass die Untergrundbewegung, das erste Zeichen von Einheit und Widerstand, das ich seit Beginn der Deportationen gesehen hatte, liquidiert werden würde.

In vollem Bewusstsein der Gefahr ergriffen die Führer des Untergrunds sofort Gegenmassnahmen. Sie schmuggelten Gift in Block II, und binnen weniger Stunden waren die Männer dort tot. Bevor sie riskierten, die Namen ihrer Kameraden zu verraten, brachten sie sich lieber selbst um.

Nach dieser wohlbedachten mutigen Tat fühlten wir uns erst einmal ein bisschen weniger unter Druck, doch hinter den Kulissen brauten sich neue, noch bedrohlichere Gefahren zusammen. Zwei mächtige Männer hatten den Kampf gegeneinander aufgenommen, und von dessen Ausgang hing das Leben der Häftlinge im Kanada-Kommando ab.

Während die Leitung von Auschwitz formal Rudolf Höss und seinen SS-Offizieren oblag, war das brutale Alltagsgeschäft in den Händen von Männern wie Oberscharführer Fries und Scharführer Wiegleb; und diese beiden Giganten waren nun gegeneinander angetreten. Von den wenigen Informationen, die zu uns durchsickerten, konnten wir uns ein Bild vom Kampfverlauf machen, auch wenn wir natürlich nicht erfuhren, wer die einzelnen Runden gewann.

Fries' Argumentation war simpel: Fünfzehn Männer aus dem Kanada-Kommando seien überführt worden, Wertsachen und Devisen gestohlen zu haben, wie viele aber durchs Netz geschlüpft seien, wisse man nicht. Um das Stehlen mit Stumpf und Stiel auszurotten, müsse das gesamte Kommando vergast und aus Rohmaterial, das er liefern werde, neu zusammengesetzt werden.

Diesem Vorschlag widersprach Wiegleb heftig. Er habe Monate gebraucht, das Kommando aufzubauen, und dabei das Tempo derart beschleunigt, dass drei von vier Neuen starben und nur die Zähnen und Gewieften übrig blieben. Diese Mühsal noch einmal auf sich zu nehmen, lehne er vehement ab.

Alles deutete darauf hin, dass einer der beiden Giganten einen Rückzieher machen musste, was dessen Position freilich unhaltbar gemacht und das Ende seiner Karriere in Auschwitz bedeutet hätte. Höss wiederum konnte sich den Verlust keines dieser ausserordentlich tüchtigen Unterführer leisten und erwirkte einen Kompromiss.

«Wir verlegen sie nach Birkenau», sagte er. «Dann haben wir sie direkt neben den Gaskammern. Und beim ersten Anzeichen von Ärger wandern sie hinein.»

Damit machte er einen schweren, wenn auch verständlichen Fehler. Hätte er Fries' Vorschlag angenommen, hätte er viele wertvolle Männer aus dem Untergrund beseitigt, wenn auch nicht den Anführer, dessen Identität ich mittlerweile entdeckt hatte.

Es war Ernst Burger, der sanfte Blockschreiber mit den Manieren eines Gentleman.

Als wir erfuhren, dass wir nach Birkenau überstellt werden sollten, wurde unser Widerstandsgeist beinahe unmerklich und, fast schien es, spontan angefacht. Eine neue Wachsamkeit lag in der Luft, eine sorgsam beherrschte Rebellion. Wir wussten, wir wurden verlegt, uns war aber nicht klar, was dann kam. Sollten wir in Birkenau wirklich arbeiten? Oder war es ein Trick? Wurden wir geradewegs in die Gaskammern getrieben?

Im tiefsten Inneren, glaube ich, waren wir allesamt fest entschlossen, uns nicht wie die Lämmer zur Schlachtbank führen zu lassen, sondern zu kämpfen; und jeder Einzelne sah im Blick seiner Kameraden, dass auch sie sich entschieden hatten.

Doch erst, als wir angetreten und abmarschbereit waren, bemerkte ich die ersten deutlichen Zeichen der Einigkeit: Aufs Äusserste angespannt und konzentriert, nickten wir uns verstohlen zu. Dass ich die Stimmung richtig einschätzte, wusste ich spätestens, als der Hilfskapo Schimon mir zuflüsterte: «Pass auf, was geschieht, Rudi. Pass nur auf!»

Eine Stunde standen wir vor dem Haupttor. Zwei Stunden. Drei Stunden. Dann kam Fries mit dem grossen Stock, und wir wussten, dass es nun bald losgehen würde. Das Tor schwang auf, und irgendwo brüllte jemand: «Abmarsch!»

Und dann marschierten wir mit einer selbst für Kanada beeindruckenden Präzision unter dem Schriftzug «Arbeit macht frei» hinaus. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich ihn nie wiedersehen würde. Eskortiert von dem grössten, am schwersten bewaffneten Aufgebot an SS-Wachen, das ich je in Auschwitz erlebt hatte, marschierten wir an dem wie immer gleichgültigen Fries vorbei, hinaus auf die befestigte Strasse.

Wenn es einen Kampf gab, dachte ich, würde der nicht lange dauern.

* * *

Das Lager Birkenau war in zwei Hauptabschnitte geteilt. Als wir über die Strasse dazwischen marschierten, sahen wir den immer heller werdenden Schein der brennenden Gruben und die klaren Umrisse des neuen Krematoriums, das deutlich vor uns aufragte und aus dessen hohem Schornstein die gelben Flammen in den Himmel schossen.²

² Der Bau von Birkenau hatte im Oktober 1941 begonnen. Die Vernichtungsanlagen, die Krematorien II bis v, wurden von Mitte 1942 bis Sommer 1943 errichtet. Im März 1943 wurde erstmals ein Krematorium «in Betrieb» genommen.

Bei jedem Schritt, mit dem wir diesem Wahrzeichen des KZ Auschwitz näherkamen, beherrschte uns nur ein Gedanke: War das unser letzter Weg? War das das Ende? Würden wir uns in wenigen Minuten einem Pulk von Maschinenpistolen entgegenwerfen? Würden wir bald das Unsere dazu beitragen, dass der schwere Rauchsleier über dem Ende der Birkenallee noch dichter und schwerer wurde?

Plötzlich schwenkte die Spitze unseres Zuges nach links. Wir gingen also doch ins Lager und hatten zumindest eine kurze Schonfrist bekommen. Das reichte uns schon – zumal sich in Auschwitz niemand das Leben als solches ausmalte, sondern nur daran dachte, ein wenig länger zu überleben.

Beim Anblick unseres neuen Zuhauses verflüchtigte sich unsere Erleichterung freilich rasch. Als wir von der befestigten Strasse heruntertraten, saugte schwerer Schlamm erbarmungslos an unseren Schuhen, hemmte unsere flotten Schritte, reichte uns bald bis über die Knöchel.

Ja, wir versanken in einem Schleim, der die ganze Atmosphäre zu durchdringen schien. Hier gab es keine ordentlichen Reihen Ziegelsteinhäuser, nur dunkle, feuchte Holzbaracken. Auch keine sterile, durch rücksichtslose Disziplin hervorgebrachte Ordnung. Nur unheilswangeres Chaos, den Gestank nach Zerfall, eine überwältigende Hitze der Verwesung, in der Körper und Geist verfaulten.

Allmählich nahm ich Einzelheiten in dem Morast wahr. Aus allen Ecken schleiften knochendürre Muselmänner ihre Toten zu einem zentralem Umschlagplatz, einem grausigen Lumpen- und Knochenlager, dessen einziger Kunde der Heizer war; und vor jeder Baracke sah ich weitere kreuz und quer aufgestapelte Tote, so dick von gleissendem Schlamm überzogen, dass ihre Streichholzbeine wie aus einem Guss wirkten.

Mir wurde übel, ich schaute hin, schaute noch einmal hin.

Waren sie tot? Sah ich nicht doch eine Bewegung? In einem graubraunen Haufen rührte sich kaum merklich eine reglose Gestalt. Ein Kopf hob sich in dem Leichenberg. Dann Schultern. Krallen am Ende zweier Skelettarme schlugen kraftlos auf den schlammigen Boden, bis ein vorbeikommender Kapo den dreisten Rebellen mit einem Tritt wieder an seinen Platz beförderte – so verfuhr man mit Toten, die nicht liegen blieben.

Mit Mühe riss ich mich von diesem Grauen los und konzentrierte mich auf die unmittelbare Zukunft. Wenn wir doch noch auf dem Weg zu den Öfen waren, würde der Kampf sozusagen dort entbrennen; wenn nicht, bestand Hoffnung, denn ich hatte das Stammlager nicht mit leeren Händen verlassen. Auch in Birkenau gab es einen funktionierenden Untergrund, und Josef Farber hatte mir die Namen zweier Kontaktpersonen genannt: Dawid Szmulewski³ und Dr. Andrej Milár.⁴

Man führte uns in einen Waschraum, und ich fragte sofort einen Pfleger, ob er einen von beiden kenne. Er deutete quer durch den Raum und sagte: «Da ist Dr. Milár. Der mit der Brille.»

Ich sah einen etwa siebenundzwanzigjährigen schlanken Mann

3 Dawid Szmulewski (1912-1990) wurde im November 1941 in Paris verhaftet, im Durchgangslager Drancy nahe Paris interniert und im März 1942 mit dem ersten Transport aus Frankreich nach Auschwitz deportiert. Szmulewski war Mitglied der Widerstandsbewegung und gehörte in Birkenau dem sogenannten Dachdeckerkommando an. Durch die notwendigen Reparaturarbeiten in verschiedenen Lagerabschnitten hatte er die Möglichkeit, mit vielen Häftlingen in Kontakt zu treten. 1968 emigrierte Szmulewski von Polen nach Frankreich. 1984 hat er seine Erinnerungen auf Jiddisch unter dem Titel *Zikhroynesfun vidershtand in Oyshvits-Birkenau* in Paris publiziert.

4 Der Häftling Dr. Andrej Milár hatte nach Henryk Swiebocki (Hrsg.): *London wurde informiert...* S. 267, Anm. 168, die Häftlings-Nr. 30626, war im April 1942 aus der Slowakei nach Auschwitz deportiert worden und wurde im Lager auch unter dem Namen Andreas Müller geführt.

mit Brille, rotem Haar und den mageren, fast scharfen Zügen des jüdischen Intellektuellen; einen Mann, von dem ich schon gehört hatte, dass er der hochintelligente Sohn einer steinreichen jüdisch-slowakischen Familie sei und sich Auschwitz hätte ersparen können, wenn er seine Brieftasche auf- und seinen Mund zugemacht hätte.

Ich drängte mich zu ihm durch und stellte mich vor. Sofort erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht, die Augen hinter der Brille musterten mich eingehend, wenn auch nicht taktlos. «So, dann hat Farber dich geschickt. Sollst du mir was Bestimmtes ausrichten?»

«Nein. Er hat nur gesagt, ich soll dich kontaktieren. Aber sag mir... Was passiert hier? Waschen wir uns für die Gaskammern?»

«Keine Sorge. Euch passiert nichts. Es ist nur die übliche Entlausung. Ich kann dir jetzt nicht viel erzählen, doch wenn du etwas möchtest, gib mir Bescheid.»

Ich bedankte mich und fragte nach Szmulewski. «Ich kenne ihn nicht», sagte er. «Aber du findest ihn in Block 27. Er ist der Stellvertretende Blockälteste.»

So lief das im Untergrund. Man hielt die Zellen klein, und der Kontakt zwischen den einzelnen Mitgliedern war auf ein Minimum beschränkt. Je weniger man wusste, desto weniger konnte man unter der Folter preisgeben.

Auch Szmulewski kannte ich vom Hörensagen. Er war ein Mann, der in ganz Europa für seine Ideale gekämpft hatte und immer noch kämpfte.

In Polen war er verfolgt worden, weil er Jude war. Er hatte Widerstand geleistet, bis er entkommen konnte und es als illegaler Einwanderer nach Palästina schaffte. Dort machten ihm die Briten das Leben schwer und er ihnen, bis es ihn nach Spanien zog. Er kämpfte in den Internationalen Brigaden gegen Franco, und als der Krieg verloren war, ging er nach Frankreich, wo er

interniert wurde. Die Deutschen deportierten ihn schliesslich über Dachau und Sachsenhausen nach Auschwitz.

Dabei war er erst dreissig, gross, dunkelhaarig, kräftig und bemerkenswert unversehrt für einen Mann, der sein Leben lang gekämpft hatte. Sobald er hörte, dass ich aus der Slowakei kam, sagte er: «Gut! Kennst du Fred Wetzler? Er ist ein Landsmann von dir und Blockschreiber in der Leichenkammer nebenan.»⁵

Fred Wetzler! Er war aus meiner Heimatstadt Trnava; und obwohl ich nie mit ihm gesprochen hatte, denn er war sechs Jahre älter als ich, hatte ich ihn immer bewundert, wenn auch nur, weil er so etwas Lockeres, Bohemehaftes hatte und bei Mädchen so gut ankam.

«Komm», sagte Szmulewski. «Besuchen wir ihn. Bei ihm bekommen wir bestimmt eine Tasse Kaffee.»

Wir gingen zu einem Holzgebäude hinter Block 27. Szmulewski drückte die Tür auf, und ich folgte ihm in einen trüb beleuchteten Raum. Wie angewurzelt blieb ich stehen.

Jeder verfügbare Kubikzentimeter war von ordentlich aufgestapelten Leichen in Zehnerreihen belegt. Es waren sicher bis zu vierhundert, doch Szmulewski beachtete sie so wenig, als wären es Rinder- und Schweinehälften in einer Metzgerei.

Völlig unbefangen ging er zwischen ihnen durch, und ich stolperte hinter ihm her. Obwohl ich den Anblick des Todes gewohnt war, war mir inmitten so vieler Leichen auf so engem Raum sehr mulmig, und dann begriff ich, dass ich mich in dem Birkenauer

5 Im Lagerabschnitt Bib von Birkenau, seit März 1942 mit Häftlingen belegt, befand sich neben einem Latrinengebäude in der nordwestlichen Ecke des Lagers eine Leichenkammer. Die im Lager verstorbenen oder auf Arbeitskommandos umgekommenen Häftlinge, die zum Abendappell immer ins Lager zurückkehren mussten, wurden in diese Kammer gebracht. Hatten sich ausreichend Leichen angesammelt, holte das «Rollwagenkommando» die Toten ab.

Pendant zu dem roten Ziegelsteinbau in Auschwitz befand, angesichts dessen ich zum ersten Mal kapiert hatte, was Auschwitz bedeutete; es war das Gebäude gewesen, aus dem die Leichen wie Vögel geflogen waren.

Szmulewski klopfte höflich an eine weitere Tür. Eine muntere Stimme sagte «Herein», und da war Fred Wetzler, ein wenig dünner vielleicht, doch so freundlich wie eh und je mit seinen lebhaften Augen, seiner offenen Art und seinem ungezwungenen Humor.

«Rudi!», rief er laut. «Schön, dich zu sehen! Komm rein und fühl dich wie zu Hause!»

Nur im Rückblick kann ich diese bemerkenswerte Szene in der richtigen Perspektive sehen: Inmitten einer Umgebung, die von Leichen überquoll, begrüßte Fred mich wie einen lange verloren geglaubten Freund, der ihn überraschend zu Hause in Trnava besuchte. Damals kam es mir überhaupt nicht widersprüchlich vor. Ich war nur erfreut und geschmeichelt, dass sich der allseits beliebte Fred an den Jungen aus der alten Heimat erinnerte, mit dem er noch nie gesprochen hatte.

«Ich bin gleich bei euch», sagte er. «Wartet, bis die hier verladen sind.»

«Die hier?»

«Die Leichen.»

Vor der Aussentür war inzwischen ein Lastwagen vorgefahren, und vier stämmige Polen kamen herein. Diese Männer würden die Vögel fliegen lassen, und Fred gesellte sich zu ihnen, bereit zum Mitschreiben.

Der erste Pole warf einen Blick auf den Arm eines Toten und rief die eintätowierte Nummer Fred zu, der sie aufschrieb. Der zweite öffnete dem Toten den Mund mit einer Zange, brach ihm die Goldzähne heraus und warf sie klackernd in eine Blechdose

neben sich. Der dritte und vierte hoben den Leichnam auf und schleuderten ihn durch die Tür in Richtung des Lasters.

Sie arbeiteten rasch, rhythmisch, wie ein eingespieltes Team. Die Nummer wurde aufgerufen, die Zähne herausgezogen, der Flug begann, und Fred, ganz der Profi nun, überwachte das Prozedere wie ein erfahrener Vorarbeiter, der darauf achtet, dass nichts den glatten Ablauf stört. Beim Zusehen kämpfte ich gegen die aufsteigende Übelkeit, war aber gleichzeitig auf makabre Art fasziniert.

Endlich war der Raum leer. Ein SS-Mann kam, holte die Blechdose mit den Goldzähnen, an denen häufig noch Zahnfleischfetzen hingen, der Lastwagen fuhr weg. Vor sich hinschimpfend, führte uns Fred in seine Privatgemächer.

«Der verdammte Polacke muss weg», sagte er kopfschüttelnd. «Er hält den ganzen Betrieb auf. Wenn der Laster nicht rechtzeitig wegkommt, machen sie demnächst mich dafür verantwortlich, und dann bin ich der Angeschissene!»

Als er die Tür hinter sich schloss, strahlte er uns jedoch auf einmal an, als habe er soeben alle seine Sorgen hinter sich gelassen. «So, Jungs», sagte er. «Wie wär's mit nem Kaffee?»

Wir setzten uns und begannen zu plaudern, wanderten in Gedanken durch die Strassen von Trnava, klopfen an die Türen alter Freunde und vergassen für einen Augenblick, dass viele von ihnen tot waren. Langsam verschwand das Bild der fliegenden Leichen unter einer Flut wehmütiger Erinnerungen, und ich wurde ein bisschen ruhiger.

Mit Fred sollte ich noch manche Tasse Kaffee trinken. Ja, merkwürdigerweise wurde sein kleines Totenhaus beinahe ein Zufluchtsort für mich, ein Ort, an dem ich mich zumindest vorübergehend vor den Gräueln draussen verstecken konnte, denn selbst ich, der ich bereits die Schule von Auschwitz durchlaufen hatte, brauchte eine Weile, bis ich mich an Birkenau gewöhnte.

Die Sterblichkeitsrate war verheerend. In Birkenau starben viele Menschen nicht nur, weil sie einen SS-Mann oder Kapo mit einem geringfügigen Vergehen gegen sich aufgebracht hatten, sondern auch, wenn sich die Herren mit den Knüppeln mal ein wenig amüsieren wollten oder eine Abwechslung von dem täglichen Einerlei suchten.

Die Muselmänner waren Fussbälle für sie. Wenn sie einen fanden, der im Schlamm stecken geblieben war und nicht weitergehen konnte, weil er nicht die Kraft hatte, seine Füsse herauszuziehen, riefen sie: «Keine Bange, Alter. Da kriegen wir dich schon raus!»

Und so geschah es. Sie traten auf ihn ein, bis sein regloser Körper oben auf dem Schlamm, statt halb darin versunken lag.

Diese beiläufigen, spontanen Morde geschahen tagtäglich. Doch schrecklicher war der organisierte Mord. Im Vergleich zum Krankenbau in Birkenau war «Doktor» Klehrs «Klinik» im Stammlager regelrecht human.

Bei Patienten, die zum Sterben ausgesondert wurden, war keine Rede von einer Phenolspritze. Zwei Kapos mit dem grünen Winkel der Berufsverbrecher legten die Opfer auf den Boden, eine Eisenstange auf ihren Nacken, sprangen dann jeweils an einem Ende darauf und brachen ihnen so das Genick.

Doch selbst dieses tägliche Gemetzel verblasste im Vergleich zu dem Morden, von dem die hohen Schornsteine kündeten, die weithin das Lager und natürlich unsere Gedanken beherrschten. Hier war das Zentrum der Fabrik, in der am Fließband getötet wurde. Hier war das Zentrum der Vernichtung, um die es einzig und allein ging, und ich sah zum ersten Mal, was ich mir bis dahin nur vorgestellt hatte.

Ich arbeitete weiter an der Rampe, lebte aber in Birkenau. Jede Nacht entlud ich die Waggons und sah, wie sich die menschliche

Fracht zur Selektion aufstellte, doch statt mit meinen Sardinen oder Feigen zurück in den gut organisierten Block des Kanada-Kommandos zu gehen, ging ich jetzt in dieselbe Richtung wie die Opfer. Oft kam ich ins Lager zurück und sah, wie sie zu dem harmlos aussehenden grauen Gebäude mit seinen angeblichen Waschräumen gingen, bis auf wenige immer noch in dem Glauben, dass sie einen weiteren Abschnitt des Weges in ein neues Leben zurücklegten. Hier verwandelten sich die statistischen Informationen, die ich sorgfältig sammelte, die Zahlen, die ich mir einprägte, plötzlich in Männer, Frauen und Kinder, in lebendige Menschen, nur wenige Schritte vom Tod entfernt.

Schön war dieser Anblick nicht. Doch er zeigte mir immer deutlicher, was ich zu tun hatte. Hier, vor meinen Augen, waren die Menschen, die gerettet werden konnten, wenn nur ein Häftling mit genügend Wissen ausbrechen und es der Welt mitteilen würde. Ich war überzeugt, dass sich niemand, der wusste, was ihm bevorstand, dann noch ohne weiteres in einen Waggon pferchen und ohne Gegenwehr in das Vernichtungslager Auschwitz bringen lassen würde.

In Birkenau hatte ich viel häufiger Gelegenheit, meine Zahlen wieder und wieder zu überprüfen und zu ergänzen. Fred aus der Leichenkammer half mir. Ich lernte auch andere Blockschreiber kennen und kam wieder in Kontakt mit Filip Müller, der zu einem meiner wertvollsten Informanten wurde. Filip beschickte die Öfen im Krematorium mit Brennmaterial, an dessen Masse er abschätzen konnte, wie viele Leichen verbrannt werden sollten, denn das Feuer sollte natürlich nicht stärker sein als notwendig, weil die SS keinen Heizstoff vergeuden wollte. Mein Dossier wuchs mit jedem Tag, und mit jedem Tag wuchs auch meine Entschlossenheit auszubrechen.

Durch die Verlegung aus dem Stammlager waren meine Über-

lebensaussichten im Übrigen nicht geringer geworden. In Birkenau war zwar die grosse Mehrheit der Häftlinge – die Muselmänner und die Neuzugänge von den Transporten – zum Sterben verurteilt, doch die Kapos mit den grünen Winkeln, die Killer im Lager, behandelten den harten Kern der Altgedienten mit einer gewissen Achtung, und je mehr sich meine Kontakte zum Untergrund entwickelten, desto gefestigter wurde meine Position.

Besonders durch Fred verbesserte sich mein «sozialer Status». Er stellte mich zum Beispiel seinem Kapo Lubomir Bastär aus Brünn vor, der noch beträchtlichen Einfluss auf mein Leben in Birkenau haben sollte.

Bastär war 1939 verhaftet worden und hatte alle Stationen des nationalsozialistischen Lagersystems durchlaufen, bevor es ihn nach Auschwitz verschlug und er dort in die Lageraristokratie aufstieg. Mich behandelte er anfangs mit väterlicher Gönnerhaftigkeit.

«Auch Slowake?», sagte er, als wir zu ihm gingen. «Dass Häftlinge nicht in die Leichenkammer dürfen, weisst du hoffentlich. Aber das ist Freds Sache. Egal, wie wär's mit einem Kaffee?»

Ein wenig beklommen setzten wir uns hin, und er musterte mich eine Weile lang wie ein Lehrer einen Schüler, der richtig gut sein könnte, wenn er nicht dauernd über die Stränge schlüge.

«Slowake!», sagte er noch einmal. «Kannst du Fremdsprachen?»

«Einigermassen.»

«Welche denn?»

«Deutsch. Polnisch. Ungarisch. Russisch.»

«Russisch? Ein slowakischer Junge, der Russisch spricht?»

Na, das ist ja interessant.»

Ich wusste, dass ich in seiner Achtung gestiegen war, und

musste auf einmal daran zurückdenken, wie ich mich mit meiner Mutter immer wegen der russischen Grammatik gestritten hatte. Damals ahnte ich natürlich nicht, als wie wertvoll sich diese Stunden verbotenen Lernens einmal erweisen würden.

Lubomir gab die Informationen über meine Sprachkünste weiter. Im Untergrund, in dem man mich bis dahin für ein kleines, wenn auch nützliches Rädchen gehalten hatte, betrachtete man mich nun mit neuem Interesse. Anderswo auch, denn bald wurde ich in Lubomirs Privatgemächer geladen, wo sich die Creme der tschechischen Lagerintellektuellen bisweilen zum Abendessen traf.

Die Mahlzeiten waren durchaus einfach und standen zu den üppigen, pompösen Gelagen, die manche Kapos im Stammlager veranstalteten, in krassem Gegensatz: Kartoffeln mit Margarine oder zur Abwechslung mal Haferschleim. Man ass nicht so frugal, weil man dazu gezwungen war, sondern aus freien Stücken. Die Männer hätten fast alles haben können, was sie wollten, denn der Handel mit Essen war schwunghaft. Aber es ging gegen ihre Überzeugung, zu schlemmen, während andere draussen hungerten.

Mein Status verbesserte sich noch einmal rapide. Obwohl ich immer noch ein einfacher Häftling war, ass ich ziemlich regelmässig mit den Kapos mit den roten Winkeln, den Politischen, oder mit Angehörigen des Untergrunds, wobei es sich zum Teil um dieselben Leute handelte. Wenn ich nicht an der Rampe arbeitete, wanderte ich in relativer Freiheit im Lager herum und freundete mich nach und nach mit allen wichtigen Leuten an; mit den Kämpfern, mit den Intellektuellen, eben mit den Leuten, die uns Häftlingen Zusammenhalt und Orientierung gaben.

Ja, das Leben war so angenehm, wie es an einem Ort wie Birkenau nur möglich war, bis es im Juni 1943 wieder einmal durch Typhus aufs Äusserste gefährdet wurde.

Erneut wurde eine Selektion durchgeführt, nicht in dem Umfang, wie ich es zuvor erlebt hatte, aber so umfassend, dass ich in einen anderen Abschnitt von Birkenau verlegt wurde, der in sieben bis dahin noch nicht belegte Unterabschnitte aufgeteilt war.⁶

Auch hier kam ich voran. Als wir zum Lager BIId geschickt wurden, knurrte unser neuer Blockältester Fred an: «Hier kommen ein paar tausend neue Häftlinge rein. Sieh zu, dass du genug Helfer hast.»

So wurde ich Hilfsblockschreiber. Fred konnte mich natürlich nicht aus eigener Befugnis dazu ernennen, so viel Macht besass er nicht. Doch Lubomir und Angehörige des Untergrunds sorgten dafür, dass ich den Job bekam, nicht aus reiner Freundschaft, sondern weil es ihnen zupass kam, dass eine Person ihres Vertrauens eine solche Position innehatte und sie mit Informationen versorgen konnte.

Nun hatte ich sogar noch grössere Freiheiten. Solange ich eine grosse Kladde unterm Arm trug und ein besorgtes Stirnrunzeln aufsetzte, konnte ich nach Belieben fast überall im Lager BIId herumlaufen. Mehr oder weniger von Amts wegen hatte ich auch Einsicht in die Unterlagen des Lagerschreibers, was wiederum meiner Akte über Birkenau sehr zugute kam.

In puncto Kleidung war ich fast in die Schicht derjenigen kaputtuliert worden, die nur noch massschneidern liessen. Statt Zebrahosen trug ich ein Paar tadellos sitzende Reithosen, die ein polnischer Häftling für mich angefertigt hatte, meine Reitstiefel hätten sogar einem Kavallerieoffizier alle Ehre gemacht, und ob-

⁶ Vrba meint den BII genannten Teil von Birkenau, der aus folgenden Lagern bestand: Quarantänelager (BIIa), Theresienstädter Familienlager (BIIb), Effektenlager (BIIc – bis Dezember 1943), Männerlager (BIId), Zigeunerlager (BIIe), Häftlingskrankenbaulager (BIIff); siehe auch den Plan von Birkenau, Bildteil I, Abb. 12.

wohl ich meine gestreifte Jacke tragen musste, achtete ich darauf, dass sie gut geschnitten war.

Vielleicht war ich für meinen niedrigen Rang ein wenig zu gut gekleidet, doch die Umstände sorgten schon bald dafür, dass sich das änderte. Sechs Wochen nach meiner Ernennung wurde der Abschnitt BIIa als Quarantänelager für neue Häftlinge eröffnet, und durch Vermittlung des Untergrunds wurde ich dessen erster Blockschreiber.⁷

Auch das geschah nicht gänzlich um meiner werten Gesundheit willen. Die Lager BIIa und BIIb waren umzäunt und offiziell hermetisch abgeriegelt. Doch der Untergrund fand es unabdingbar, in dem neuen Lager jemanden zu haben, der als Mittelsmann fungierte; und als Blockschreiber gehörte es zu meinen amtlichen Obliegenheiten, von einem Lager ins andere zu gehen.

Ich freute mich über beide Aufgaben. Mein Rang verschaffte mir Privilegien, meine Tätigkeit für den Untergrund machte mich stolz. Es war ein gutes Gefühl, wenn ich daran dachte, dass ich es in wenigen Monaten vom Botenjungen für Kapo Bruno zum Kurier für den Widerstand gebracht hatte.

Der einzige Haken an der Sache war, dass mein neuer Blockältester, ein Mann namens Albert Hämmerle,⁸ im ganzen Lager als Iwan der Schreckliche bekannt war. Als «Berufsmörder» seit 1933 in Konzentrationslagern, davor Insasse verschiedener deutscher Haftanstalten, hatte er sich seit seiner Ankunft in Aussch-

7 Das Quarantänelager BIIa bestand aus 15 Wohnbaracken, einem Häftlingskrankenbau (Ambulanz), einer Küchenbaracke, drei Latrinen- bzw. Waschbaracken und wurde Anfang August 1943 mit Häftlingen belegt; vgl. *Czech: Kalendarium*, S. 560 f. und Irena Strzelecka: «Das Quarantänelager für männliche Häftlinge in Birkenau (BIIa)», in: *Hefte von Auschwitz* 20 (1997), S. 68-132.

8 Albert Hämmerle, Häftling-Nr. 15469. Über sein weiteres Schicksal konnte nichts ermittelt werden.

witz, einem Lager voller Mörder, den Ruf des grössten Mörders erworben.

Und das war kein Gerücht. Wir wussten alle, dass die Berufsverbrecher-Kapos untereinander Wettbewerbe veranstalteten, wer von ihnen die meisten Morde verübte. Wie Kampfpiloten über ihre Abschüsse führten sie Strichlisten, und Iwan der Schreckliche galt allgemein als As, dessen Rekorde kaum zu überbieten waren.

Äusserst virtuos vertrieben er und seine deutschen Verbrecherkollegen sich zum Beispiel die Zeit damit, wer als Erster einen Häftling mit einem einzigen Fausthieb töten konnte, und diesem munteren Sport frönten sie auch gerade, als ich meinen Dienst in Lager BIIa antrat.

Sie waren zu dritt: der Lagerälteste Thiem, auch «Affe Tyn» genannt, der Vorgesetzte aller Blockältesten, ein Mann mit der Kraft und Statur eines Gorillas; Mietek Katarzyński,⁹ ein polnischer Blockältester, und Iwan der Schreckliche.

Ich sah, wie Affe Tyn einen vorbeigehenden neuen Häftling packte und brüllte: «Was lungerst du hier herum, du fauler Hund! Ich bring dir schon bei, schneller zu gehen.»

Er packte ihn an der Jacke, holte mit dem Arm Schwung und hieb ihm mit der Faust ins Gesicht. Es war ein brutaler Schlag, doch nicht ganz punktgenau. Der Häftling sackte bewusstlos zusammen, atmete aber noch.

«Pech», grinste Katarzyński. «Einen Moment habe ich gedacht, du hättest ihn erledigt.»

Sie schlenderten weiter. Dann stürzte sich Katarzyński auf ei-

9 Mieczystaw Katarzyński (1920-1948) kam am 7. Januar 1941 nach Auschwitz. Im September 1944 wurde er ins Lager Leitmeritz, einem Nebenlager des KZ Flossenbürg, überstellt. Katarzyński wurde 1948 vom Bezirksgericht in Poznan wegen seiner Verbrechen in Auschwitz und Leitmeritz zum Tode verurteilt und hingerichtet. Vgl. Strzelecka: «Quarantänelager», in: *Hefte von Auschwitz* 20 (1997), S. 92, Anm. 23.

nen Mann, beschimpfte ihn wegen eines angeblichen Vergehens und schlug ihn zu Boden, wo er liegen blieb und sich wand.

«Du lässt nach, Mietek», brummte «Affe». «Du brauchst mehr Übung.»

Nun war Iwan der Schreckliche dran. Ohne auch nur einen Vorwand zu suchen, packte er einen Mann und schlug ihn nieder. Mit gebrochenem Genick blieb das Opfer liegen.

Grinsend wanderten sie von dannen. «Ich weiss nicht, wie du das machst, du alter Gauner», sagte «Affe». «Ich glaube, du hast einen Blick für die Schwachen.»

Sie gingen in Iwans Block, ich folgte ihnen. Iwan drehte sich auf seinem Stuhl um, musterte mich von oben bis unten und sagte: «So, dann bist du mein neuer Blockschreiber!»

«Jawohl, Blockältester.»

«Du weisst ja, dass du die Nummern derjenigen aufschreiben musst, die sterben müssen. Hoffentlich weisst du auch, was dem letzten Blockschreiber passiert ist. Eines Morgens habe ich ihm gesagt, er soll seine eigene Nummer aufschreiben!»

Die drei brüllten vor Lachen. Ich stand da, schaute sie an und sagte nichts.

Iwan aber hatte mich immer noch scharf im Visier und sagte: «Hast du Angst vor mir?»

Er lächelte. Ich lächelte auch und sagte: «Ich glaube, nicht.»

Noch eine Lachsalve. «Vielleicht bin ich nicht so schlimm wie mein Ruf», sagte er. «Setz dich. Trink was.»

Er klatschte in die Hände. Ein Häftling eilte herbei. Eine Flasche Schnaps und vier Gläser tauchten auf; so heuchlerisch habe ich nie wieder im Leben auf das Wohl meines Gegenübers getrunken.

Abends begriff ich, warum er so nett zu mir war. Während die anderen im Block zu fünft oder sechst auf einer Pritsche lagen,

hatten Iwan und ich eigene Zimmer. Seines war, entsprechend seinem extravaganten Geschmack, wunderschön tapeziert und gestrichen.

Als wir uns schlafen legen wollten, sagte er mit überraschend freundlicher Stimme zu mir: «Warum schläfst du nicht bei mir im Zimmer, bis deins anständig gestrichen ist? Hier ist reichlich Platz. Und du hast es viel bequemer.»

Das war eine heikle Situation. So höflich wie möglich sagte ich zu ihm: «Vielen Dank, Blockältester, aber ich glaube, es gehört sich eigentlich nicht, dass ein Blockschreiber im Zimmer des Blockältesten schläft. Es wäre schlecht für die Disziplin. Schliesslich bekleiden Sie einen sehr viel höheren Rang als ich.»

Ohne ein Wort zu sagen, schaute er mich eine Weile lang an. Dann sagte er: «Na, gut. Wie du willst.»

Und da seine Stimme nun keineswegs mehr freundlich klang, baute ich mir an diesem Abend eine behelfsmässige Alarmanlage. Ich legte ein halbes Dutzend leere Blechdosen vor meine Tür und auf den Tisch neben meiner Pritsche das lange Messer, das ich zum Zerschneiden der Brotrationen für den Block benutzte.

Diese Vorsichtsmassnahme war keineswegs übertrieben. Ein Mann wie Iwan der Schreckliche mordete, wenn ihm was in die Quere kam. Am Tage würde er es nicht wagen, mich umzubringen, denn er wusste, dass ich mächtige Freunde hatte und mir ohnehin nicht alles gefallen liess. Doch nachts war das anders. Nachts gab es keine Zeugen, und an Ausreden würde es ihm am nächsten Morgen nicht fehlen.

Und wenn auch der Tod in Auschwitz jederzeit und umstandslos kommen konnte, wollte ich nicht im Schlaf durch die Hand eines homosexuellen Mörders sterben!

Ich hatte die Bedeutung seiner Einladung auch vollkommen richtig verstanden. Einige Zeit später kam er in den Strafblock,

weil er mit einem jüdischen Häftling verkehrt hatte, in den Augen der Arier von der SS ein abscheuliches Verbrechen.

DREIZEHNTES KAPITEL

Menschen vergasen ist gar nicht so einfach

Keiner, der das Quarantänelager BIIa in Birkenau überlebt hat, wird den 8. September 1943¹ vergessen. Einen solchen Tag hatten wir noch nie erlebt. Voller Freude und Verwunderung, voller Wehmut, ja, überwältigt vor Erstaunen wurden wir eines Anblicks gewahr, den die meisten von uns längst vergessen hatten. Zumindest bezweifelten die meisten, dass er ihnen noch einmal zuteilwerden würde.

In das gleich neben uns liegende Lager BIIB, nur durch einen Stacheldraht von uns getrennt, strömten Männer, Frauen und Kinder in normaler Zivilkleidung, die Köpfe nicht geschoren, die Gesichter verwirrt, aber noch füllig und nicht von Strapazen gezeichnet. Die Erwachsenen trugen ihr Gepäck, die Kinder ihre Puppen und Teddybären. Die Männer aus Lager BIIa, die Zebra-männer, die nur Nummern waren, blieben wie angewurzelt stehen, starrten hinüber und fragten sich, wer die Welt auf den Kopf gestellt und einen Teil hier abgeladen hatte.

Es waren etwa 4'000 Personen, und während sie sich einrichteten, fingen wir anderen an wie wild herumzuspekulieren. Nie zuvor – ausser in den Gaskammern – hatten Familien in Auschwitz zusammenbleiben dürfen. Noch nie hatte man ihnen erlaubt, ihre Kleidung und ihr Gepäck zu behalten. Es war ein Rätsel, ein

¹ Vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 600: «Mit einem Transport des RSHA sind 5'006 Juden aus Theresienstadt überstellt worden. Mit dem Transport sind 2'293 Männer und Jungen, die die Nummern 146694 bis 148986 erhalten, und 2'713 Frauen und Mädchen eingetroffen, die mit den Nummern 58471 bis 61183 gekennzeichnet werden.»

Mysterium, auf jeden Fall ein Trick – der Meinung waren wir älteren Häftlinge jedenfalls, als wir sahen, dass die Neuzugänge sich auch weiterhin einer Vorzugsbehandlung erfreuten.

Die SS-Männer waren rücksichtsvoll, scherzten mit ihnen und spielten mit den Kindern, und als die Neuen ihr Gepäck verstaut hatten, wurden alle Blockschreiber herbeibefohlen, um sie ordnungsgemäss zu registrieren.

Nun, dachte ich, würde ich einen Schlüssel zu dem Geheimnis finden, doch das wenige, das ich erfuhr, machte das Ganze noch rätselhafter. Zuerst fiel mir auf, dass alle, sogar die kleinsten, etwa zwei Jahre alten Kinder, mit einer Nummer tätowiert waren, die nicht zu den sonstigen Nummern in Auschwitz passte.² Ausserdem hatten alle eine Karte, auf der «Sechs Monate Quarantäne mit Sonderbehandlung» stand.³

«Sonderbehandlung» war ein ominöser Begriff. In Auschwitz bedeutete er nichts anderes als Vernichtung. Doch diese Menschen, die aus dem Ghetto von Theresienstadt in der Nähe von Prag kamen, wurden offenbar zu einem bestimmten Zweck am Leben gehalten. Warum? Da ich viel zu wenig wusste, um diese Frage zu beantworten, gab ich alles, was ich mitbekam, so bald wie möglich an Szmulewski weiter, der, das wusste ich mittlerweile, Kopf der Untergrundbewegung in Birkenau war.

2 Die Deportierten aus Theresienstadt erhielten keine besonderen, sondern die «fortlaufenden Nummern» aus der ersten Nummernserie für Männer und Frauen; vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 600.

3 Der Vermerk, die Deportierten nach einer sechsmonatigen Quarantäne zu töten, stand nach Auffassung von Miroslav Kärny: «Das Theresienstädter Familienlager (Bllb)», in: *Hefte von Auschwitz* 20 (1997), S. 183, auf der Transportliste, nicht auf den Häftlingskarten bzw. Karteikarten. Die SS gebrauchte in der Regel für den Tarnausdruck «Sonderbehandlung» die Abkürzung «SB».

Er zeigte sich allerdings schon ziemlich gut informiert über diese verblüffenden Entwicklungen. Im Lager Bllb hatten sich sogar schon Widerstandszellen gebildet! Die führenden Mitglieder des Untergrunds trafen sich zu einer Sondersitzung und diskutierten, warum die Neuzugänge mit Samthandschuhen angefasst und sämtliche Lagerregeln gebrochen wurden. Bald kam man zu einer scheinbar vernünftigen Erklärung.

Im Ghetto Theresienstadt, erfuhren wir, waren ungefähr 100'000 Juden. Dass sie alle für Auschwitz und letztendlich den Tod bestimmt waren, war uns klar, doch nach dem, was wir von den Neuankömmlingen erfuhren, konnte man sie nicht einfach mal so deportieren und vernichten. Die Samthandschuhe waren extrem wichtig, weil in dem Ghetto ein Besuch von Beobachtern des Internationalen Roten Kreuzes bevorstand.⁴

Die Mär von den Umsiedlungsgebieten musste absolut wasserdicht sein. Ein gegenteilig lautender Bericht nach Genf konnte das ganze Vernichtungsvorhaben vereiteln; Zweifel, Gerüchte, Angst durfte es nicht geben. Und so wurden dann die ersten 4'000 Ghettobewohner mit allem Komfort transportiert, bei ihrer Ankunft mit äusserster Zuvorkommenheit behandelt und angewiesen, zuversichtliche Briefe nach Hause zu schreiben, Briefe mit kurzen Mitteilungen wie «Schade, dass Du nicht hier bist», die Argwohn gar nicht erst aufkommen liessen.

Das war natürlich ein alter Trick, doch diesmal wurde er in nie dagewesenem Umfang angewandt. Die geplante Operation durfte

4 Eine Delegation des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes stattete Theresienstadt am 23. Juni 1944 einen Besuch ab. Die SS-Verwaltung des Ghettos hatte sich auf die Visite gut vorbereitet und inszenierte eine grandiose Täuschung der gutgläubigen Besucher.

unter keinen Umständen schiefgehen, von ihrem Erfolg hingen Himmlers sämtliche zukünftigen Vernichtungspläne ab.

Und weil die SS wusste, dass es sinnlos war, die Deportierten aus Theresienstadt mit vorgehaltener Pistole zum Schreiben zu zwingen – die Klugen und Mutigen hätten am Ende noch geheime Warnungen zwischen den Zeilen versteckt –, beschloss man, ihnen keinen Grund zur Klage zu geben oder an dem, was auf sie zukam, zu zweifeln. Man half ihnen, sich einzurichten, und erschlich sich sogar mit Süßigkeiten und Obst das Vertrauen der Kinder. Mit dem Ergebnis, dass die Eltern beim Anblick der riesigen Soldaten, die sich so lieb um ihre Kleinen kümmerten, auch noch regelrecht gerührt waren. Zur gegebenen Zeit sollten sie erfahren, wozu diese Mörder fähig waren, wenn es um das Erreichen ihrer Ziele ging.

Stauend beobachtete ich über den Stacheldraht hinweg, wie die Tschechen aus Theresienstadt ihr neues Leben anpackten; sie glaubten ja, Birkenau sei nur provisorisch, nur ein Durchgangslager. Sie teilten sogar eine Baracke für die Kinder ab – einen Kindergarten im Schatten des Krematoriums! –, und ein sportlicher blonder Mann von etwa dreissig organisierte Spiele und bald sogar Schulstunden. Aus irgendeinem Grunde war dieser Anblick gut für meine Moral, aber den üblen Verdacht, dass diese Kinder doch bald sterben würden, wurde ich nicht los.

Viele meiner älteren und erfahreneren Mithäftlinge waren von anderen Gedanken beseelt, wenn sie über den Zaun schauten. Sie erblickten attraktive junge Frauen mit Seidenstrümpfen und hochhackigen Pumps und fühlten sich an die Mädchen erinnert, mit denen sie sich vor Urzeiten zu Hause getroffen hatten. Verstohlen begann man zu flirten und einander beim Vornamen zu nennen. Rendezvous wurden vereinbart und mit zehn Metern Ab-

stand voneinander abgehalten. Im Herzen einer von Menschen geschaffenen Hölle erblühten Liebesromanzen.

Ja, sie erblühten so rasch, dass der Stacheldrahtzaun zwischen den beiden Lagern bald ein ernsthaftes Hindernis darstellte. Doch wenn die Männer in Auschwitz eines waren, dann erfindungsreich, und die Kühneren überwandten das Hindernis bald. Eine Gruppe, die neue Abflussgräben parallel zum Zaun anlegen musste, schlug mit den Schaufeln kurzerhand einen Haken, und schon entstand ein Tunnel, durch den die feurigeren Romeos dann nachts schlüpfen. Sie riskierten natürlich ihr Leben, doch der Lohn war süß, wie sie uns hinterher in den leuchtendsten Farben schilderten.

Ich ging nie durch den Tunnel. Nicht etwa, weil ich gegenüber den Reizen der hübschen jungen Tschechinnen auf der anderen Seite des Zauns immun war. Weit gefehlt. Aber ich bewunderte sie im wahrsten Sinne des Wortes aus der Distanz und war viel zu schüchtern, um einfach eine solche Affäre zu beginnen, die Licht in das Leben meiner erfahreneren und wagemutigeren Mitgefangene brachte.

Sicher, ich war neunzehn und dank der Lehrjahre in Auschwitz geistig um einiges älter. Doch was Mädchen betraf, war ich immer noch ein Siebzehnjähriger, immer noch der linkische Knabe, der zu Hause in Tmava mit Eroberungen geprahlt hatte, die in Wirklichkeit nie über ein paar rasche, ungeschickte Küsse nach einem Tanz hinausgegangen waren.

Wahrscheinlich zwangsläufig war ich deshalb bald bis über beide Ohren in ein Mädchen verliebt, mit dem ich nie gesprochen hatte. Dort in Birkenau, inmitten von Tod, Zerfall und Verzweiflung, erlebte ich zum ersten Mal die süßen Qualen pubertärer Verliebtheit.

Es passierte, als ich eines Tages über den Stacheldraht mit Freddy Hirsch sprach, dem Mann, der den Kinderblock betreute

und sich unendlich bemühte, ein wenig Normalität in das bedrohte junge Leben seiner Schützlinge zu bringen. Er war ein in die Tschechoslowakei emigrierter deutscher Jude, von Beruf Sportlehrer und aus Berufung Jugendleiter.⁵

Er erzählte mir gerade, was er Neues für die Kinder plante, und ich bewunderte die Begeisterungsfähigkeit des Mannes, als uns ein Mädchen unterbrach. Von dem Moment an verschwand er im Hintergrund, und ich hörte kein Wort mehr von dem, was er sagte.

Sie war etwa zweiundzwanzig, gross, dunkel, schlank und anmutig, mit einem offenen Lächeln. Wie aus weiter Ferne drang Fredys Stimme zu mir durch. «Das ist unser Nachbar Rudi Vrba», sagte er. «Er ist Blockschreiber. Rudi, das ist Alice Munk, eine meiner Helferinnen.»

Ich murmelte irgendeinen üblichen Satz, eine stereotype Wendung wie «nett, dich kennenzulernen», und starrte weiter in die dunkelbraunen Augen, bis Alice sie verlegen niederschlug. Innerlich schalt ich mich einen dämlichen Tölpel, doch sie lächelte mich wieder an und fragte freundlich: «Wie lange bist du schon hier, Rudi?»

Das war natürlich auch eine banale Bemerkung. Alice sprach, als hätten wir gerade zum ersten Mal in einem Ballsaal miteinander getanzt und sie mich gefragt: «Kommen Sie oft hierher?»

5 Fredy (Alfred) Hirsch (1916-1944) war Leiter des Jüdischen Pfadfinderbundes Deutschland (JPD) in Düsseldorf und in der jüdischen Sportorganisation Makkabi Hatzair aktiv. 1935 emigrierte er in die Tschechoslowakei. In Prag, später in Ostrava und in Brno (Slowakei), bereitete er als Zionist jüdische Jugendliche auf die Auswanderung nach Palästina vor. Im Dezember 1941 wurde Hirsch von Prag nach Theresienstadt deportiert, im September 1943 nach Auschwitz-Birkenau. Vgl. Lucie Ondrichová: *Fredy Hirsch. Von Aachen über Düsseldorf und Frankfurt am Main durch Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau. Eine jüdische Biographie 1916-1944*. Aus dem Tschech. von Astrid Prackatzsch. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag, 2000.

Doch der Satz war tatsächlich Musik in meinen Ohren, jede einzelne Silbe. Ich trat von einem Fuss auf den anderen und sagte: «Bald zwei Jahre ...»

«Zwei Jahre? Aber du siehst so ... so kräftig aus. So anders als ... die anderen, meine ich.»

Ich lächelte aus purer Freude über das Kompliment. Was war ich plötzlich froh, dass ich Blockschreiber war, dass ich ein Paar gut geschnittene Reithosen, blank gewienerte Schuhe und eine schick geschnittene Jacke trug und mein geschorener Schädel von einer feschen Mütze bedeckt war. Irgendwie stotterte ich: «Hm ... manchmal ist es nicht so schlimm. Nicht, wenn man sich auskennt.»

Das holprige Gespräch mit den Verlegenheitspausen und dann wieder der raschen Flut sinnloser Worte ging weiter. Wir merkten beide nicht, dass sich Fredy Hirsch leise davonstahl. Wir hatten nur Augen füreinander. Auschwitz mit seinem Stacheldraht, seinen Zäunen und Schrecken verblasste; uns schien eine neue helle Sonne.

Von da an trafen wir uns jeden Tag. Die Verlegenheit verflog, statt ihrer entstand eine zarte Vertrautheit. Wir redeten über uns, über ihre Eltern – sie kam aus einer wohlhabenden Industriellenfamilie aus einer Stadt nördlich von Prag –, über ihre Schulzeit. Sie lachte, als ich ihr von meinen subversiven Russischstudien und vom häufigen Streit mit meiner Mutter erzählte; und ihr Blick wurde mitleidig und traurig, als ich meine im Rückblick so naive Reise nach Ungarn schilderte. Wir redeten über die Zukunft, als werde es selbstverständlich eine geben, und die ganze Zeit vermied ich den Blick auf den Schornstein, der davon kündete, dass hier alle Herzen zum Stillstand gebracht wurden.

Natürlich war es Selbsttäuschung, eine verständliche Flucht vor der Realität, doch es war meine erste Liebe, und ich wehrte mich mit aller Macht gegen den Gedanken, dass Alice ein Leid

geschehen könnte. Ganz schaffte ich es jedoch nicht, denn ich wurde jeden Tag daran erinnert, in welcher unheilvollen Lage wir uns befanden, und sie wurde noch komplizierter, als im Dezember weitere 4'000 Tschechen aus dem Ghetto Theresienstadt eintrafen.⁶

Im Untergrund machte man sich ernstliche Sorgen über die Neuzugänge. Schon wegen der Kinder stand man ja vor einer vollkommen unbekanntem Situation und arbeitete im Eiltempo, um diese zu bewältigen. Damit die Kleinen mehr zu essen bekamen, setzte man die Brotration für alle ein wenig herab und beschaffte Seife und Medikamente von woher man weiss. Es war ein Meisterstück geschickter Improvisation.

Ich sah Szmulewski jeden Tag und erstattete Bericht, und jeden Tag hatte ich den Eindruck, dass sein Blick härter wurde. Ich musste mich beherrschen, um ihn nicht zu fragen, was ihm durch den Kopf ging, denn das wäre ein Verstoß gegen die Disziplin gewesen. Doch mit der Zeit wurde ich immer unruhiger; ich spürte, dass er überzeugt war, die Theresienstädter seien zum Tode verurteilt.

Wie pessimistisch er tatsächlich war, erfuhr ich, als er mich eines Tages bat: «Ich möchte, dass du genau herausfindest, wie viele Leute im Familienlager zum Untergrund gehören.»

«Warum?», fragte ich. «Stimmt was nicht?»

Zunächst schaute er mich unwirsch an. Dann bedachte er mich mit einem ironischen Lächeln (er wusste alles über Alice) und sagte kurz angebunden: «Gut sieht es nicht aus.»

An dem Abend redete ich nicht nur mit Alice, sondern auch mit ihren Freundinnen Helena und Vera Rezek, zwei Schwestern

⁶ Am 16. und 20. Dezember 1943 trafen zwei Transporte mit insgesamt 5'000 Juden aus Theresienstadt in Auschwitz-Birkenau ein. Sie erhielten gleichfalls fortlaufende Nummern und wurden ins Lager Bllb verbracht; vgl. *Czech: Kalendarium*, S. 680 und 684.

aus Prag. Alle drei arbeiteten für den Untergrund, und ich bat sie, die Zahlen zu besorgen, die Szmulewski brauchte.

Einen Moment lang schwiegen sie. Dann sagte Helena ruhig: «Was wird passieren? Ist es ... ernst?»

Ich warf Alice einen kurzen Blick zu. Sie war ebenso ruhig, ebenso gleichmütig wie die beiden anderen, und deshalb sagte auch ich so gelassen wie möglich: «Ernster kann es, glaube ich, gar nicht sein.»

Am nächsten Tag kam Helena zum Zaun und sagte: «In beiden Gruppen zusammen gibt es dreiunddreissig Mitglieder des Untergrunds. Weisst du etwas Neues?»

Ich schüttelte den Kopf. Wie sie fragte ich mich, warum Szmulewski genaue Zahlen haben wollte. Als ich sie ihm später nannte und er meinen fragenden Blick sah, meinte er: «Das sind nicht viele. Aber vielleicht gerade genug. Mehr kann ich dir nicht sagen.»

Die Zeit verging, und als der ominöse Termin, der 8. März, näherkam, wurde meine Arbeit als Kurier immer wichtiger. Rätselhaftes Nachrichten flogen zwischen Szmulewski und den Mitgliedern des Untergrunds im Familienlager hin und her. Wieder und wieder, jeden Tag, analysierte ich sie, weil ich einen Hoffnungsschimmer suchte, doch stets ohne Erfolg. Szmulewski bekam Bruchstücke an Informationen aus einem Dutzend verschiedener Quellen, und alle schienen in die gleiche Richtung zu weisen ... in Richtung des Schornsteins. Trotzdem hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, dass er nicht aufgab, dass hinter seinem breiten, undurchdringlichen Gesicht Überlegungen vor sich gingen, wie man die Katastrophe ab wenden und die Tschechen – Alice! – retten konnte. Was er vorhatte, wusste ich nicht, doch ich vertraute ihm als Mann und Anführer.

Am 5. März, drei Tage vor dem Tag X, erzählte er mir dann doch einiges, und beruhigend war das nicht.

«Rudi», sagte er, «die ganze Sache stinkt. Erst mussten sie alle nach Hause schreiben und ihre Briefe um einen Monat vordatieren. Weil sie zur Zensur nach Berlin müssten, hat ihnen die SS erzählt. Doch das ist Unsinn.»

«Wieso?», sagte ich. «Könnte es denn nicht doch wahr sein?»

Er schüttelte den Kopf. «Nein, Rudi», sagte er. «Leider nicht. Das Sonderkommando hat den Befehl bekommen, die Öfen am Abend des 8. März für 4'000 zu beschicken. Und die SS-Männer haben von einem äusserst schwierigen Sondereinsatz gesprochen.»

Er schaute mich streng an. Ich hatte immer noch nichts begriffen.

«Verstehst du nicht?», sagte er. «Diese Leute zu vergasen wird nicht leicht. Es ist keine ahnungslose Menschenmasse direkt vom Transport. Die hier wissen, was passiert. Sie könnten sich wehren. Jetzt geh und erzähl ihnen alles, was ich dir gesagt habe.»

Während ich zurück ins Lager ging, wirbelten mir die Informationen von Szmulewski im Kopf herum. Sich wehren! Ich dachte an die Kinder, die ins Kreuzfeuer von Hunderten Maschinenpistolen geraten würden. Ich dachte an die jungen Mädchen, die noch nie Blut gesehen hatten. Am meisten dachte ich an Alice. Doch langsam dämmerte mir, dass nur, wenn sie kämpften, überhaupt einer von ihnen eine Überlebenschance hatte; es würde darauf ankommen, wie viel Hilfe sie von den anderen Häftlingen bekamen. Wie stark war der Untergrund? Wie kampfbereit und gewillt dazu?

Es war ja leicht gesagt, die Angehörigen des Widerstands würden sich erheben und ihnen helfen. Es erforderte eine gewaltige Opferbereitschaft. Immerhin hatten diese Männer wider alles Erwarten bis jetzt überlebt, und ihre Chancen, auch weiterhin zu überleben, wurden mit jedem Tag grösser.

Manche redeten ja schon von Befreiung, von der russischen Dampfwalze, die Auschwitz überrollen würde, und davon, dass die SS von der Flutwelle des Krieges hinweggeschwemmt würde.

Würden diese hart gewordenen Häftlinge, die Hunderttausende Menschen hatten sterben sehen, für 4'000 Tschechen alles riskieren? Oder würden sie nur für etwas viel Grösseres kämpfen? Für die Zerstörung des Lagers Auschwitz selbst zum Beispiel? Für einen Massenausbruch und eine Flucht in die Wälder, in denen die polnischen Partisanen waren? Was dachte Szmulewski? Was meinte er mit seinen ungeschönten Worten wirklich? Während ich im Stillen die Disziplin verfluchte, die es mir verbot, Fragen zu stellen, suchte ich Alice, Helena und Vera auf, um ihnen zu berichten, was Szmulewski gesagt hatte.

Sie hörten genau zu und unterbrachen mich nicht, wechselten aber den einen oder anderen Blick. Dann sagte Helena: «Jetzt habe ich für dich Neuigkeiten, Rudi. Ich glaube, dass wir morgen in euer Lager umziehen. Es geht das Gerücht, dass wir überhaupt bald verlegt werden.»

«Du meinst... raus aus Auschwitz?»

Sie nickte. Ihre Augen funkelten aufgeregt; sie vertraute ihren Informationsquellen mehr als meinen. Einen Moment lang wurde auch ich ganz optimistisch, doch natürlich war es nur Wunschdenken.

«Kann ja sein, Helena», sagte ich. «Aber du musst allen erzählen, was Szmulewski gesagt hat. So lautet seine Anweisung.»

Der erste Teil von Helenas Vorhersage bewahrheitete sich am nächsten Tag sogar. Plötzlich holte die SS alle neuen Häftlinge aus Lager BIIa heraus, und nur Funktionshäftlinge wie ich blieben. Kaum war das Lager leer, zogen die 4'000 Tschechen, die im September gekommen waren, zu uns.

Trotz der Hoffnungslosigkeit, trotz der Gerüchte, trotz Szmulewski und seiner düsteren Warnungen war ich überglücklich. Seit sechs Monaten war ich in Alice verliebt, sehr verliebt. Die ganze Zeit hatte uns ein Stacheldrahtzaun getrennt. Die ganze Zeit hatten wir uns nicht einmal an den Händen gehalten – und nun eilte sie, ein Lächeln in den braunen Augen, ungeduldig auf mich zu, und ihr langes Haar tanzte im Wind.

Einen Moment lang standen wir voreinander; ich spürte ihre Wärme und roch ihre Frische. Ganz kurz streifte ihre Wange meine, und dann war sie weg, nicht ohne mir etwas zu sagen, von dem ich nie gedacht hätte, dass ich es einmal hören würde.

«Bis bald, Liebster. In der Baracke.»

Abends kam sie mit Vera und Helena in mein Zimmer, und wir sassen ein, zwei Stunden zusammen und diskutierten die neuesten Nachrichten. Alice sass neben mir, ihre Hand in meiner, und beinahe vertrieb der Druck ihrer Finger meine pessimistischen Gedanken. Mittlerweile rieselten auch die Gerüchte wie Schneeflocken, und alle widersprachen den ernstesten Worten des Untergrundführers.

«Es heisst, wir kommen nach Norden», sagte Helena.

«Irgendwo in die Nähe von Warschau.»

«Fredy Hirsch sagt, sie würden es nicht wagen, die Kinder zu töten», sagte Vera. «Er meint, sie hätten Angst, dass Informationen darüber nach aussen dringen.»

«Vielleicht ist der Krieg bald vorbei», sagte Alice sehr leise. «Und dann ... und dann ...»

An dem Abend küsste ich sie zum ersten Mal. Weit her war es nicht mit dem Kuss, es mangelte mir doch sehr an Übung. Aber das spielte alles keine Rolle, und irgendwann schlief ich mit dem Gedanken ein: «Vielleicht ist der Krieg bald vorbei ...»

Doch diese rosaroten Hoffnungen zerstoben, als ich am nächsten Morgen mit zwanzig Häftlingen losmarschierte, um die Brotzuteilung zu holen, und Szmulewski traf, der grimmiger dreinschaute denn je zuvor.

«Hör genau zu, Rudi, ich habe nicht viel Zeit», blaffte er. «In einem Satz: Die Situation könnte nicht übler sein. Du musst ihnen sagen, sie müssen sich auf das Schlimmste gefasst machen. Sobald ich etwas Definitives erfahre, und das könnte jeden Augenblick der Fall sein, setze ich mich mit dir in Verbindung.»

Ich zögerte. Wieder erriet er, was mir im Kopf herumging. Barsch sagte er: «Also, ich persönlich bin ziemlich sicher, dass sie morgen sterben. Das wolltest du doch wissen, oder?»

Ich nickte. Die erfreulichen optimistischen Gerüchte vom Vortag waren allesamt Makulatur. Von einem Mann, dessen Spione überall waren und der dem Tod so oft ins Angesicht geblickt hatte, dass er ihn witterte, hatte ich die Wahrheit gehört.

Und wieder gab ich die Nachrichten weiter. Wieder kamen Helena, Vera und Alice in mein Zimmer; doch dieses Mal gab es keine Träumereien, kein Wunschdenken. Ich bemühte mich gar nicht erst, das, was ich mitzuteilen hatte, herunterzuspielen und in Watte zu packen. Dazu war es zu spät. Jetzt mussten wir alle gründlich und schnell nachdenken.

Ich fragte Helena: «Was ist mit den anderen? Was meinen sie dazu? Glauben sie Szmulewski?»

«Manche ja», erwiderte sie schulterzuckend. «Manche nein. Doch fast keiner glaubt, dass die Kinder sterben werden. Sie können sich nicht vorstellen, dass Menschen kleine Kinder umbringen, besonders nach dem, wie die SS sich bisher verhalten hat.»

Vielleicht eine Stunde lang redeten wir hin und her, nahmen die Fakten, die Gerüchte und das Geflüster auseinander und ka-

men zu keinem Schluss. Dann stand Helena urplötzlich auf, lächelte Alice und mich, die wir auf dem Bett saßen, freundlich an und sagte: «Also ... ihr beiden wollt vermutlich über ganz andere Dinge reden. Komm, Vera.»

Wir waren allein. Das heisst, ich war zum ersten Mal mit einem Mädchen allein in meinem Schlafzimmer. Vor Verlegenheit konnte ich keinen vernünftigen Gedanken fassen, und obwohl ich wusste, was ich wollte, hielt mich meine Schüchternheit wie eine eiskalte Barriere zurück.

«Ich frage mich, was Szmulewski vorhat», sagte ich, und meine Stimme klang gestelzt und unnatürlich. «Ich weiss, dass er was plant.»

Alice sagte nichts.

«Vielleicht eine Revolte. Einen Aufstand. Das könnte das Ende von Auschwitz sein.»

Immer noch schwieg sie.

«Natürlich würden eine Menge Leute sterben. Aber vielleicht wäre es das wert. Vielleicht...»

«Rudi», sagte sie leise, «schau mich an.»

Langsam drehte ich mich zu ihr um und sah sie an. Sie sass auf dem Bett, und ich glaube, etwas Schöneres habe ich nie gesehen.

Das dunkelbraune Haar floss ihr über die Schultern. Trotz Tränen in den Augen lächelte sie, ihre Lippen waren sanft geschwungen, und als sie sich auf den Rücken legte, bewegten sich ihre Brüste unmerklich, zart unter ihrer blassblauen Bluse.

Die Barriere, nein, alle Barrieren schwanden. Ich beugte mich über sie, so nahe, dass ihr Duft mich einhüllte, und dann war ich überhaupt nicht mehr unbeholfen.

«Du riechst so gut», flüsterte ich, sinnlos, von Sinnen.

«Warum riechst du so gut?»

Sie lachte leise und ein wenig atemlos.

«Seife, Liebster», murmelte sie. «Nur Seife. Warum redest du so viel?»

Und dann redete ich lange gar nicht mehr. Auschwitz war unwichtig geworden, es existierte nicht mehr. Die Wachtürme und Maschinengewehre und Hunde, der Schlamm, der Tod, der hohe, böse Schornstein waren wie weggefegt, von einem Zauber ausgelöscht, den wir beide noch nie erlebt hatten.

* * *

Jemand rüttelte mich an der Schulter. Undeutlich hörte ich, wie eine Stimme sagte: «Wach auf, Rudi, wach auf. Beeil dich!»

Ich sträubte mich, ich wollte nicht aufwachen; die Realität sollte mich in Ruhe lassen. Doch das Rütteln ging weiter, und ich richtete mich schliesslich verschlafen auf. Mit entschlossener Miene, die Augen von Angst und Sorge getrübt, stand Helena am Bett.

«Du sollst zu Szmulewski kommen», stiess sie hervor. «Es ist dringend, sagt er. Das ganze Lager ist von SS-Männern umstellt.»

Ich blinzelte, und das Lager, das verhasste Lager erstand wieder deutlich vor meinen Augen. Am Fussende des Bettes sah ich eine verknitterte blassblaue Bluse. Alice neben mir schlief noch, ein schwaches Lächeln auf den Lippen. Sie regte sich, streckte sich genüsslich, und als sie sich umdrehte, glitt ihr Arm über meinen Körper.

Sanft, so sanft wie möglich flüsterte ich: «Wach auf, Liebste. Es ist Morgen. Ich muss gehen.»

Sie war sofort wach, setzte sich kerzengerade hin, und zum ersten Mal sah ich etwas wie Furcht in ihren Augen. Dann bemerkte sie Helena und zog sich die Decke hoch bis zum Kinn.

«Beeil dich, Rudi», sagte Helena. «Um Gottes willen, beeil dich. Etwas Schreckliches ist im Gange.»

Sie ging, und ich zog mich an. Alice hatte sich wieder gefasst und war noch vor mir fertig. Sie küsste mich sacht und sagte nun sehr ruhig: «Komm, Liebster. Du musst an die Arbeit.»

Zusammen gingen wir hinaus und stellten uns dem grauen Morgen des 8. März. Der Tag der Entscheidung war da, unausweichlich.

Als ich bald darauf mit meinen zwanzig Helfern aus Lager BIIa abmarschierte, um das Brot in Lager BIIId zu holen, sah ich, dass Helena Recht hatte. Überall waren SS-Männer, die Maschinenpistolen im Anschlag. Manche kannte ich, manche nicht, doch alle verbreiteten eine derartig brutale, stumme Entschlossenheit, dass mir klarwurde, der Kommandant war auf alles vorbereitet, sogar auf einen Aufstand.

Die Russen hatten das Brot für mich fertig, doch ich blieb noch eine ganze Weile bei ihnen stehen und schwatzte, um das Gespräch, das ich nicht führen wollte, hinauszuzögern und mich vor den Worten, die ich nicht hören wollte, zu drücken. Ich fragte nach Zitronen für die Kinder, nach allem, was ihnen und mir noch ein paar Minuten Beschäftigung verschaffte.

Schliesslich konnte ich nicht noch mehr Zeit vertrödeln. Ich ging zu Szmulewski, dessen Lider schwer waren, als habe er nicht geschlafen, und der mit schmerzlicher Direktheit sofort auf den Punkt kam.

«Was ich mitzuteilen habe, ist Folgendes», sagte er harsch.
«Das Familienlager stirbt heute.»

«Du meinst, es gibt eine Selektion? Sie ermorden die Alten, die Kinder und die Kranken?»

«Nein. Alle sterben. Und deshalb könnte das unser Tag sein. Heute versuchen sie zum ersten Mal, ein paar Tausend Men-

schen zu vergasen, die wissen, was geschieht, und das ist der Moment, in dem wir uns erheben sollten. Und die SS weiss es.»

Seine Miene war vollkommen ausdruckslos, doch man spürte seine Anspannung. Ich wusste, dass er mit jeder Faser seines Körpers darauf eingestellt war zu handeln und sich sorgsam beherrschte.

«Ich kann unsere Jungs allerdings nicht bitten, ihr Leben für eine verlorene Sache wegzuwerfen. Doch wenn die Tschechen sich wehren, wenn sie sich massenhaft zum Kampf erheben, werden sie nicht allein kämpfen. Dann werden Hunderte von uns, vielleicht Tausende, an ihrer Seite sein, und mit ein bisschen Glück können wir dieses ganze Scheisslager mit Stumpf und Stiel ausrotten. Sag ihnen das. Sag ihnen, sie haben nichts zu verlieren: Entweder sie kämpfen, oder sie sterben. Aber sag ihnen auch, sie haben keine Chance, wenn sie nicht den richtigen Anführer haben.»

«Anführer? Wen?»

«Wir haben ihn schon ausgesucht, aber er weiss es noch nicht. Es ist allerdings von entscheidender Bedeutung, dass du ihnen klarmachst, warum wir diesen Mann ausgewählt haben. Du weisst ja selbst, dass es ein halbes Dutzend verschiedene Fraktionen in dem Lager gibt ... Kommunisten, Zionisten, Antizionisten, Sozialdemokraten, tschechische Nationalisten und was nicht alles. Wenn wir einen Mann aus einer dieser Gruppen mit der Aufgabe betrauen, gibt es Uneinigkeit und Streit, und das Ganze geht schief. Wir brauchen jemanden, der ohne Wenn und Aber von allen geachtet wird und dem sie gehorchen. Jemanden, der ihnen sagt, dass sie kämpfen sollen, und sie vereint in den Kampf führen kann.»

«Aber wer soll das sein? Wo zum Teufel wollt ihr so einen Mann finden?»

«Wie ich dir gesagt habe, haben wir ihn schon gefunden. Fredy Hirsch.»



1 Gymnasium Bratislava 1936/1937, Walter Rosenberg (Rudolf Vrba),
erste Reihe, Sechster von links



2 Rudolf Vrba (rechts) zusammen mit seinem Freund Zomy Sonnenschein, Anfang 1942.
Sonnenschein kam im Mai 1942 in Auschwitz um.



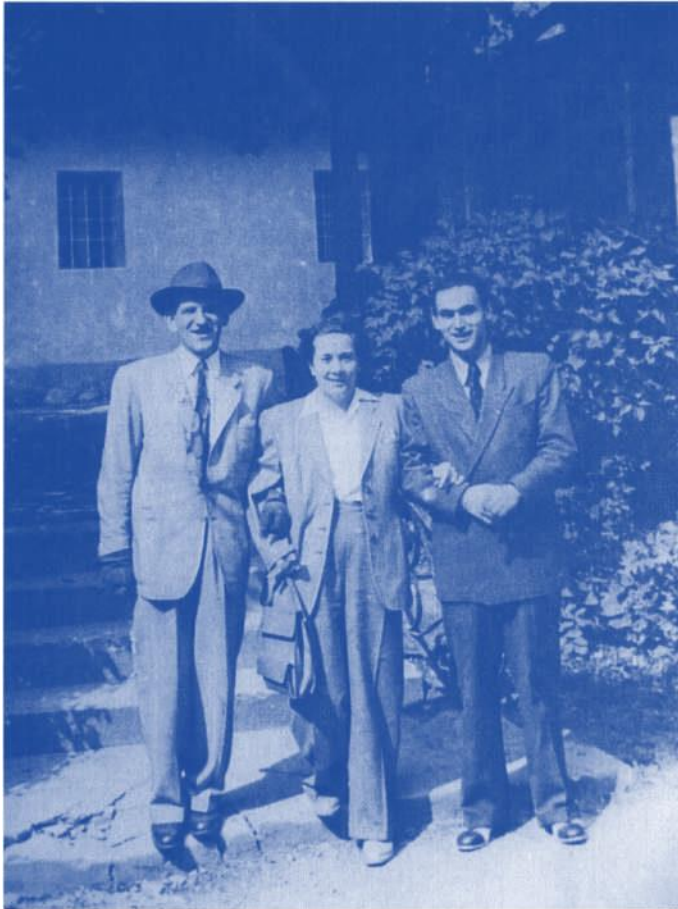
3 Rudolf Vrba in der Uniform der slowakischen Partisanen, um 1944/1945



4 Rudolf Vrba vermutlich in Prag, Anfang der 1950er Jahre



5 Rudolf Vrba (rechts) und Arnost Rosin (links), 1944/1945.
Rosin war am 27. Mai 1944 zusammen mit Czeslaw Mordowicz die
Flucht aus Auschwitz geglückt.



6 Arnost Rosin, Rosins Frau und Rudolf Vrba, 1946



7 Rudolf Vrba, nach 1945



8 Rudolf Vrba Anfang der 19 50er Jahre in der Tschechoslowakischen Republik



9 Rudolf Vrba, 1952



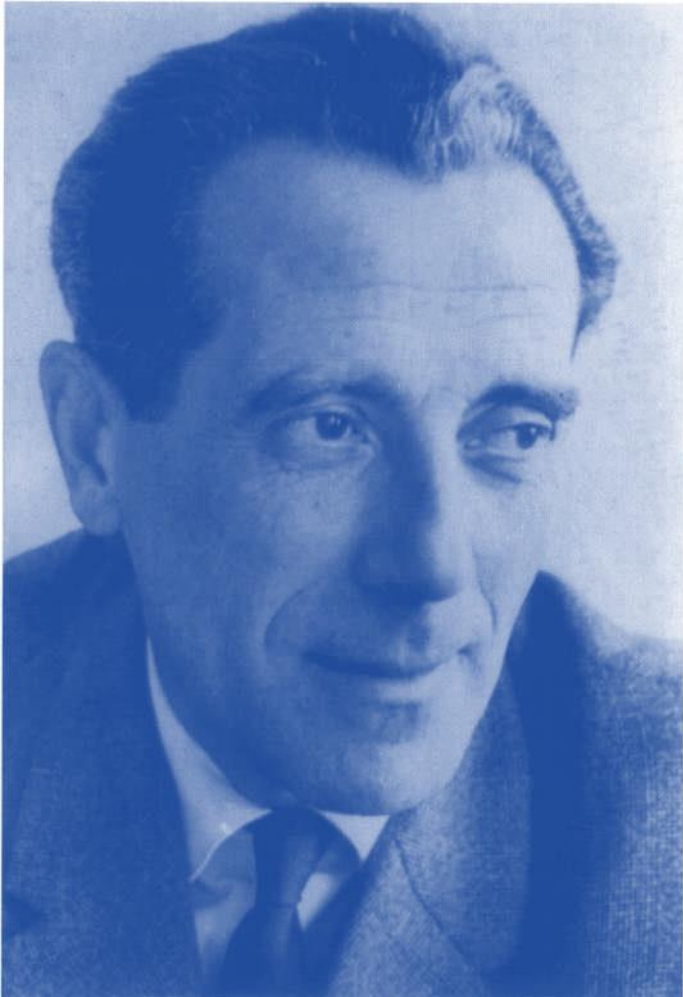
10 Rudolf Vrba mit seiner ersten Ehefrau Dr. Gerta Vrbova und seiner Tochter Helena, um 1953



11 Rudolf Vrba mit Zuza und der Tochter eines Freundes, um 1955



12 Rudolf Vrba, seine Mutter Helena Reichsfeldova, seine Töchter Zuzana (links) und Helena (rechts), wahrscheinlich in Prag, um 1956



13 Alfred Wetzler, 1964



14 Rudolf Vrba, 1964



15 Rudolf Vrba während der Dreharbeiten zu Werner Rings Fernseh-
dokumentation «Advokaten des Feindes», 1966



16 Rudolf Vrba (rechts) bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Haifa, 1998



17 Rudolf Vrba bei der Eröffnung der Ausstellung «Auschwitz-Prozess 4 Ks 2/63 Frankfurt am Main» im Römer, Frankfurt am Main, 2004

Fredy Hirsch! Ein Deutscher! Der grosse, sportliche Fredy, der den Kinderblock unter sich hatte. Zuerst dachte ich, Szmulewski sei wahnsinnig geworden, doch dann begriff ich langsam, wie Recht er hatte. Hirsch hatte sich allseits Respekt verschafft. Er war zwar deutsch, aber deutscher Jude. Er hatte sich auf die Seite der Menschen seiner Wahlheimat gestellt, hatte mit ihnen gelitten und war bereit, mit ihnen zu sterben. Ich wusste, dass er mit ihnen und für sie kämpfen würde.

«Also, du machst jetzt Folgendes: Du gehst zurück und berufst sofort ein Treffen des Untergrunds aus der ersten tschechischen Gruppe ein, der Gruppe vom September, denn nur die ist ja bisher betroffen. Sag ihnen, was ich dir gesagt habe. Sag ihnen, wir kämpfen, wenn sie kämpfen, dass sie aber anfangen müssen, und zwar richtig. Dann redest du mit Fredy und sagst ihm, welche Rolle er übernehmen soll. Alles klar?»

«Alles klar.»

«Viel Glück.»

«Danke.»

Mit dem Brot sowie ein paar geschnorrten Zitronen und Zwiebeln marschierte ich zurück ins Lager, wo ich sofort Szmulewskis Anweisungen an Helena weitergab. Dann ging ich zurück in mein Zimmer, um dort zu warten: in das Zimmer, in dem Alice und ich uns noch vor ein paar Stunden geliebt hatten.

Einer nach dem anderen kamen die Angehörigen des Untergrunds aus dem Familienlager herein und setzten sich auf den Boden, weil es nur zwei Stühle gab. Ich sass auf dem Bett, neben mir Alice, den Arm über meiner Schulter. Während die Leute Zigaretten herausholten oder sich welche drehten, zählte ich sie. Nur sechzehn, und mehr Mädchen als Jungen.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie kämpften, wie sie als Fackelträger das Lager in Brand stecken und dem Erdboden gleichmachen würden, doch das war nicht leicht. Sie waren jung. Sie waren mutig. Sie waren entschlossen. Doch sie waren Kinder, noch nicht durch die Schule des Lebens gegangen, nicht durch Entbehrungen oder Hass hart geworden. Ich fragte mich, wie viel Mut sie wohl brauchten, um trotz ihrer Unschuld in einem blutigen Massaker eine Chance zu haben.

Kurz und bündig, fast rüde beschrieb ich ihnen die Situation und las dabei in ihren Gesichtern. Als ich zu Ende geredet hatte, war ich überzeugt, dass ihre Herzen für die schmutzige Arbeit, die vor ihnen lag, gross genug waren, denn sie waren ruhig und furchtlos, vielleicht, weil sie die Realität des Todes noch gar nicht kannten.

Helena sagte: «Ich hole Fredy Hirsch.»

Ein paar Minuten später kam sie mit ihm zurück, und sie liessen mich mit ihm allein. Quer durch den Raum betrachtete ich den kräftigen jungen Deutschen, seine offene fragende Miene, und ich wusste, vor mir sass ein Mann, der seinem Gewissen folgen würde, auch wenn es den Tod bedeutete. Auch ihm erzählte ich, was Szmulewski gesagt hatte.

Fredy Hirsch verzog keine Miene. Er blieb still sitzen. Nach einer Weile sagte ich: «Fredy, du bist der Einzige, der es kann. Der Einzige, dem sie folgen werden.»

«Aber Rudi», er flüsterte beinahe, «was ist mit den Kindern?»

Das war der Augenblick, den ich gefürchtet hatte. Ich wusste, wie sehr er die Kinder liebte, wie sehr sie ihn liebten. Er war wie ein Vater für sie, der Mittelpunkt ihres jungen Lebens, um den sich alles drehte.

«Fredy», sagte ich, «die Kinder werden sterben. Glaub das endlich! Hier sind schon Zehntausende Kinder gestorben, doch

jetzt haben wir die Gelegenheit, dem ein für allemal ein Ende zu bereiten, das Lager zu zerstören, damit hier nie wieder ein Kind vergast wird. Denk doch so: Heute sterben ein paar hundert, weil niemand sie retten kann. Doch Zehntausende andere Kinder werden leben.»

Sein Gesicht war blass und angespannt, seine Hand zitterte, als er sich eine Zigarette anzündete.

«Wie kann ich sie verlassen, Rudi?», sagte er. «Wie kann ich versuchen, meine eigene Haut zu retten und sie allein lassen? Sie massakrieren lassen? Siehst du nicht, dass sie mir vertrauen? Sie brauchen mich!»

«Sie sind zum Tode verurteilt, Fredy. Du kannst sie nicht retten. Denk an die anderen. Denk an all die Kinder in ganz Europa. Kinder, die jetzt bei ihren Eltern zu Hause sind, aber die in Auschwitz verbrannt werden, wenn wir jetzt nicht handeln.»

Seine Augen spiegelten die Qualen der Entscheidung, die tödlichen Qualen eines Mannes, der noch wie ein zivilisierter Mensch reagierte, der noch nicht so lange in Auschwitz war, dass er vollkommen roh und gefühllos geworden war.

«Gib mir eine Stunde, Rudi», sagte er. «Lass mir eine Stunde zum Nachdenken.»

Es war gegen elf Uhr. Die Vergasungen, schätzte ich, würden nicht vor dem Spätnachmittag beginnen, und ich sagte zu Fredy: «Gut. Aber denk dran ... es gibt nur einen Weg, wie du überhaupt jemandem helfen kannst.»

Alice wartete draussen. Als ich sie über den Stand der Dinge informierte, sagte sie plötzlich: «Rudi ... bist du sicher? Ist Szmulewski sicher? Aus irgendeinem Grund kommt es mir unmöglich vor.»

«Ich bin sicher», sagte ich. «Ich kenne die ss. Für die gibt es nur diese eine Möglichkeit.»

«Aber die Kinder ... doch sicher nicht die Kinder.»

«Auch die Kinder. Aber lass uns über was anderes reden.»

Das taten wir. Wir redeten über eine Zukunft ohne Stachel-
draht. Über eine Welt ohne Maschinengewehre. Über ein norma-
les Haus in einer normalen Strasse mit einem Laden an der Ecke.
Über vier solide Wände, über ein Schlafzimmer und eine Küche
und einen Kamin mit einem Feuer, das abends tanzte und flackerte.
Über Frieden, den ich schon beinahe vergessen hatte, und
von dem Alice noch kaum glauben konnte, dass es ihn nicht mehr
gab. Wunderbare Worte. Leere Worte. Falsche Worte, denn nun
logen wir einander etwas vor, um einander zu helfen. Und wir
logen uns selbst was vor.

Dann war es Mittag.

Ich ging zurück, um die Entscheidung zu hören, mit der wir
unsere Planungen weiter vorantreiben konnten. Fredy Hirsch lag
bewusstlos auf der Pritsche.

Ich rannte zu ihm. Er atmete schwer, röchelte, gab gurgelnde
Laute von sich. Sein Gesicht war bläulich angelaufen, er hatte
Schaum vorm Mund – alles Anzeichen für eine Schlafmittelver-
giftung.

Ich rannte wieder hinaus und suchte panisch nach einem der
Häftlingsärzte. Ich fand zwei, und sie kamen auch sofort mit mir
zu dem Mann, der leben musste. Sein Atem ging noch schwerer,
mühsam, stossweise schnappte er nach Luft. Ohne ein Wort zu
sagen, untersuchten sie ihn, während ich mich hilflos im Hinter-
grund hielt.

Als sie sich endlich mit leeren Gesichtern zu mir umdrehten,
sagte der Ältere: «Ich kann ihn retten, Rudi.»

«Gott sei Dank!»

«Doch das dauert. Frühestens in zwei Wochen ist er wieder auf
den Beinen.»

«Das nützt überhaupt nichts, verdammt noch mal!», schrie ich.
«Er stirbt heute sowieso. Sie sterben alle. Er ist der Einzige, der

überhaupt einen von ihnen retten kann. Er ist der Einzige, der sie zum Kämpfen bringen kann!»

Die beiden Ärzte sahen sich an. Dann sagte der Ältere leise: «Wenn das stimmt, dann lass ihn jetzt sterben. Das ist die beste, die gnädigste Art; sonst können wir nichts tun.»

Ich schaute zu Fredy Hirsch hinunter, dem Deutschen, dessen Herz zu gross war, der es nicht ertragen konnte, kleine Kinder leiden zu sehen, und ich begriff, dass ich zu viel von ihm verlangt hatte.

Doch es gab noch Hoffnung. Noch war Zeit. Szmulewski würde etwas einfallen, er würde einen neuen Anführer finden, jemanden, auf den die anderen hören würden. Wieder rannte ich hinaus – und blieb stocksteif stehen.

Lager BIIa war von SS-Männern umstellt. Wir waren isoliert.

Ich ging zum Stacheldraht, der uns von Lager BIIb trennte, in dem die zweite Gruppe tschechischer Familien noch lebte, und rief Hugo Lenk, einen der Untergrundführer.

«Hirsch ist tot», sagte ich zu ihm. «Sieh um Gottes willen zu, dass Szmulewski es erfährt!»

«Wie zum Teufel soll ich das denn machen, Rudi?», fuhr er mich an. «Das ganze verdammte Lager ist doch abgeriegelt.»

«Versuch's, Mann. Versuch's! Ich darf keine Befehle geben. Ich kann ihnen nicht sagen, dass sie auch ohne Hirsch kämpfen sollen. Das kann nur Szmulewski.»

«Gut. Ich tue mein Bestes. Aber es wird schwer werden.»

Ich wusste natürlich, dass es schwer werden würde, doch nun verlangte ich Wunder. Die Verantwortung für die Situation lastete schwer auf mir, und plötzlich war ich unendlich müde, erschlagen, mutlos. Vollkommen niedergedrückt ging ich zu meinem Block, wo ich Alice, Helena und Vera fand.

Sofort nahm mich Alice in den Arm. «Was ist los, Rudi?», sagte sie. «Du bist krank. Liebling, was ist passiert?»

«Hirsch ist tot. Es wird keinen Aufstand geben.»

«Aber warum nicht? Wir können auch ohne ihn weitermachen. Du gibst den Befehl, und wir kämpfen.»

Das hatte ich erwartet. Die Mädchen wussten nicht, wie viel auf dem Spiel stand. Sie wussten nicht, wie der Untergrund funktionierte. Sie wussten nichts von der eisernen Disziplin und der kalten, emotionslosen, aber entsetzlich logischen Art, mit der Probleme angegangen wurden.

«Ich kann keine Befehle geben», sagte ich erschöpft. «Ich bin nur ein kleines Licht in der Organisation. Ich kann keine Verantwortung übernehmen, ohne dass ich von weiter oben ermächtigt werde.»

«Aber wir müssen kämpfen!», sagte Vera verzweifelt. «Wir können nicht sterben wie Hunde. Lass uns die Baracken anzünden ... egal, was, alles ist besser als nichts!»

Helena schaute sie mit gerunzelter Stirn an und sagte dann zu mir: «Hast du noch weitere Befehle von Szmulewski, Rudi? Irgendwelche?»

«Nein, keine. Absolut keine.»

Sie wandte sich wieder ihrer Schwester zu und sagte: «Sei nicht albern, Vera. Wir wollen nichts tun, das andere Menschen das Leben kosten kann. Wir müssen auf Anweisungen warten.»

Ich schaute sie dankbar an. Wenigstens sie verstand.

Danach raste die Zeit. Ich erkundete jede mögliche Schwachstelle in der Abriegelung um das Lager. Ich sagte zu den SS-Männern, ich müsse wichtige Dokumente ins Männerlager bringen. Sie liessen mich nicht durch. Ich überlegte sogar, ob ich ihnen sagen sollte, ich müsse die Leiche des armen Fredy Hirsch aus dem Lager bringen, doch ich wusste, es hatte keinen Zweck. Und als ich zu Hugo Lenk ging, weil ich noch ein wenig hoffte, dass er vielleicht eine Nachricht herausgebracht habe, schüttelte dieser traurig den Kopf.

Wir sassen in der Falle. Jetzt, das wusste ich, war es nur noch eine Frage der Zeit, wenn nicht die Wunder, die ich verlangte, geschahen. Mechanisch ging ich zurück zu Alice, Helena und Vera.

Ich erinnere mich nicht, wie lange wir dort waren oder über was wir redeten, doch das Geräusch der Lastwagen werde ich nie vergessen. Mit dröhnenden Motoren kamen sie ins Lager. Ein Dutzend, zwei Dutzend, vierzig, fünfzig, sechzig. Wie viele es waren, erfuhr ich nie.

Wir gingen zur Tür, nun war alles zu spät. Eine Schar Kapos, fremde Kapos, strömte, Knüppel schwingend, in die Baracken.

«Raus ... raus ... raus!», brüllten sie.

Die Knüppel sausten nieder, das schrille Geheul der Frauen mischte sich mit den angsterfüllten Schreien der Kinder. Alice warf sich in meine Arme, und während ich sie eng umfassen hielt, schlugen und traten und stiessen die Kapos ihr Schlachtvieh zu den Lastwagen hinaus. Sie rannten überall um uns herum, betrachteten uns aber erst einmal nicht, weil sie an meiner Kleidung sahen, dass ich einer von ihnen war. Doch das schützte uns nur vorübergehend. Das hier, wusste ich, war das Ende.

Ein blutüberströmtes Kind fiel mir vor die Füsse. Eine Mutter riss den Leichnam hoch und wurde mit einem Schlag auf den Rücken durch die Tür getrieben. Alice drückte ihr Gesicht an meines und flüsterte mir ins Ohr.

«Wirsehen uns wieder, Liebster. Wirsehen uns wieder, und das wird wunderbar. Aber ... wenn nicht ... dann war es wunderbar.»

Ein Kapo trampelte vorbei, gab uns einen Stoss und brüllte: «Macht Schluss, ihr beiden. Keine Zeit zum Ficken. Rauf mit der Hure auf den Laster!»

Immer noch hielten wir einander fest, die Lippen aufeinander-

gepresst, die Finger verzweifelt, vergeblich ineinanderverkrallt.

«Los, du Hund! Lass das Mädchen los, oder du gehst mit auf den Laster!»

Als Alice das hörte, löste sie sich von mir. Ihr Gesicht war weiss, doch sie weinte nicht.

«Geh, Liebster», keuchte sie. «Geh jetzt!»

Dann war sie weg, rannte zu dem Lastwagen. Ich sah, wie sie unter einem Schlag stolperte, sich aufrappelte, dann durch die Tür verschwand.

Ich folgte ihr, sah sie aber nicht mehr. Der Platz vor den Baracken war vollkommen von Kapos und von SS-Männern mit entscherten Maschinenpistolen umstellt. Wenn ich innerhalb dieses Rings blieb, würde auch ich, Reithosen hin oder her, auf einen Lastwagen geprügelt. Und wenn ich wegrannte, würde ich sofort erschossen.

Ich zog eine Zigarette aus der Tasche, zündete sie an und gesellte mich zu einem Kapo, den ich kannte. Einen Moment lang schwatzte ich mit ihm, doch er hörte mir nicht zu. Dann ging ich, Zigarette im Mundwinkel, Hände in den Taschen, langsam auf die Reihe der SS-Männer zu.

«Halt!» Der Lauf einer Maschinenpistole wurde mir in den Bauch gerammt.

«Ich bin der Schreiber von Block 14. Ich habe Befehl, ich muss sofort beim Blockältesten sein.»

«In Ordnung. Aber zack, zack!» Er winkte mich mit der Waffe durch die Absperrung, und ich ging festen Schrittes fort von den Baracken, fort von dem Tumult, fort von Alice.

An der Tür von Block 14 schaute ich zurück. Ein Schreiber, den ich kannte, sagte: «Du dämlicher Idiot! Beinahe wärest du im Ofen gelandet!»

Ich erwiderte nichts. Ich hörte ihn kaum. Die Lastwagen dröhnten nun wieder und rollten wie eine Panzerdivision auf das

Tor zu. Der Lärm der Motoren schien das ganze Lager zu erfüllen.

Doch plötzlich hörte ich durch diesen alles beherrschenden schrecklichen Lärm einen neuen süssen Klang. Den Klang von Tausenden singender Frauen. Sie sangen die tschechoslowakische Nationalhymne: «Wo ist meine Heimat...»

Der Gesang verklang, als die Lastwagen verschwanden. Neue Stimmen übernahmen, vom gleichen Gedanken beseelt. Dieses Mal sangen sie die «jüdische Nationalhymne», die «Hatikwa», «Hoffnung».

Lange, nachdem der letzte Lastwagen abgefahren und sich der Gestank der Auspuffgase verflüchtigt hatte, stand ich noch immer draussen vor den Baracken. Ausser mir vor Schmerz stand ich stundenlang da, bis ich sah, wie sich dunkler Rauch mit den riesigen gelben Flammen mischte, die aus dem Krematorium schlugen. Dann ging ich in mein Zimmer und legte mich auf das Bett, in dem vor vierundzwanzig Stunden etwas Magisches passiert war.

Doch ich schlief nicht.

Filip Müller hatte die ganze Nacht gearbeitet. Seine Augen waren müde, sein Gesicht russverschmiert. Mit wohl bedachter Gleichgültigkeit fragte ich ihn: «Wie ging es?»

«Ruhig, Rudi», sagte er. «Sehr ruhig, Sie haben die ganze Zeit die tschechische und die jüdische Nationalhymne gesungen und sind hoch erhobenen Hauptes ins Gas gegangen.»

«Kein Widerstand?»

«Wir haben darauf gewartet, aber es kam nichts. Wenn sie angefangen hätten zu kämpfen, hätten wir mitgemacht. Ich glaube, es war wegen der Kinder.»

«Wirklich überhaupt kein Protest?»

«Kein nennenswerter. Drei Mädchen haben sich mit Händen und Füßen gewehrt, und sie mussten hineingeprügelt werden. Das war alles.»

Drei Mädchen. Wer das wohl gewesen sein mochte? Ich stellte Filip keine weiteren Fragen.⁷

⁷ Bei der ersten Liquidierungsaktion des Theresienstädter Familienlagers in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1944 wurden 3'791 Menschen ermordet, überwiegend tschechische Juden; vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 736 f., Müller: *Sonderbehandlung*, S. 175 f. und Ondrichová: *Hirsch*, S. 84.

VIERZEHNTE KAPITEL

«Traue nie einem Deutschen»

Ganz abgesehen davon, dass ich nicht befugt war, die Tschechen zum Aufstand aufzurufen, musste ich auch noch aus anderen Gründen stillhalten. Die Pläne für meine Flucht waren fertig, und dass jemand aus Auschwitz entkam und die Welt warnte, war wichtiger als je zuvor, weil die Vernichtungsmaschinerie hochgefahren wurde, um das grösste Massaker in ihrer blutbesudelten Geschichte zu bewältigen.

Den ersten Hinweis auf die bevorstehenden Gräueltaten bekamen wir im Januar, als sich neue Schienen über die breite Strasse zwischen Birkenau I und Birkenau II heranschoben.¹ Tag und Nacht – nachts im Licht der Bogenlampen – schufteten Häftlinge, und jeden Morgen sahen wir, dass die Schienen ihrem Ziel wieder ein paar Meter nähergekommen waren. Das Ziel waren, wie bald nur allzu klar wurde, die Gaskammern und Krematorien.

Die Rampe sollte anscheinend nicht mehr benutzt werden, weil die geplante Operation mit Lastwagen offenbar nicht länger zu bewältigen war. Auch Selektionen sollte es wohl keine mehr geben, kein Aussieben der Jungen und Arbeitstauglichen, hier sollte es nun auf direktem Wege in den Tod gehen.

Ich sprach mit Filip Müller über die Situation und erhielt von ihm zusätzliche Informationen. Die alten Gruben, in denen die Leichen vor dem Bau der Krematorien verbrannt worden waren,

¹ Vgl. den Plan von Birkenau, Bildteil I, Abb. 12.

wurden wieder einsatzbereit gemacht und zudem neue ausgehoben; die Kapazitäten von Auschwitz, der ohnehin schon größten Todesfabrik der Weltgeschichte, sollten bis an die Grenzen ausgeschöpft werden.

Die Nazis, schätzten wir, bereiteten sich darauf vor, mindestens eine weitere Million Menschen zu ermorden. Eine Zeitlang fragten wir uns, in welchem Land sie überhaupt noch so viele Juden finden würden, doch dank immer neuer Anhaltspunkte begriffen wir allmählich, wer dazu bestimmt war, alle bisherigen Rekorde zu brechen. Die Ungarn, die die meisten von uns leidlich in Sicherheit wähten!

Ungarn war ja ein unabhängiger Staat, und die Juden hatten in der ungarischen Gesellschaft immer führende Positionen eingenommen. Undenkbar, dass eine Nation, in die die jüdischen Bürger so eng verwoben waren, schweigend zuschauen würde, wenn diese vernichtet wurden.

Doch plötzlich passte alles zusammen. Aus deutschen Zeitungen, die Häftlingen natürlich streng verboten waren, die wir alten Hasen aber regelmässig «organisierten», erfuhren wir von Problemen mit Ungarn. Dann kam die Nachricht, dass deutsche Truppen einmarschiert seien, um «die Ordnung wiederherzustellen», und dann, dass Döme Sztójay² an die Spitze der Kollaborationsregierung berufen worden sei.

Reichsverweser Miklós Horthy³ blieb erst einmal Staats über-

2 Döme Sztójay (1883-1946) wurde Mitte März 1944 von Reichsverweser Horthy zum Ministerpräsidenten ernannt. Sztójay war ein getreuer Gehilfe der deutschen Vernichtungspolitik. Im Herbst 1945 geriet er in amerikanische Gefangenschaft, wurde an Ungarn ausgeliefert und vom Volksgerichtshof Ungarns zum Tode verurteilt und hingerichtet.

3 Miklós Horthy (1868-1957) wurde 1920 von der ungarischen Nationalversammlung zum Reichsverweser der ungarischen «Monarchie ohne König» gewählt. Er blieb bis zu seiner von den deutschen Besatzern erzwungenen Abdankung (Oktober 1944) in dem Amt. Horthy wurde von den Alliierten nicht belangt und konnte nach Portugal ins Exil gehen.

haupt, wurde aber ebenso zur Marionette wie Sztójay, der als williger Lakai die nationalsozialistische Rassenpolitik übernahm.

Wir in Auschwitz, vielleicht dem isoliertesten Ort Europas, erfuhren also von einem Geheimnis, das nur die obersten Nazis in Berlin kannten. Natürlich dauerte es einige Zeit, bis die Wahrheit zu uns durchsickerte, doch schliesslich wurden alle Zweifel, die wir noch haben mochten, von den SS-Männern beseitigt, die eng mit den Sonderkommandos in den Gaskammern und Krematorien zusammenarbeiteten. Die Bestätigung, die uns noch fehlte, entnahmen wir ihren Witzeleien, dass sie bald tonnenweise ungarische Salami bekommen würden.

Ich wusste, nun musste ich wirklich handeln. Seit fast zwei Jahren dachte ich an Flucht, zuerst ganz egoistisch, weil ich frei sein wollte, dann aus allgemeineren Gründen: Ich wollte der Welt berichten, was in Auschwitz vor sich ging. Nun kam ein weiterer Grund hinzu, der alles andere sogar noch überwog: Ich wollte nicht mehr nur ein Verbrechen anklagen, sondern eines verhindern! Die Ungarn mussten gewarnt und aufgerüttelt werden, eine Million Menschen musste sich zu einer Armee formieren, die eher kämpfen als sterben würde.

Dennoch unterschätzte ich die vor mir liegenden Schwierigkeiten nicht. Auschwitz war das am schwersten bewachte Konzentrations- und Vernichtungslager in Europa, ein Geheimnis der Nazis, das um keinen Preis ans Tageslicht kommen durfte, denn wenn auch nur ein Sterbenswörtchen hinausdrang, würden die Schafe nicht mehr ruhig zur Schlachtbank gehen.

Ich machte mir auch keinerlei Illusionen über das Schicksal, das jeden Flüchtling erwartete, der wieder eingefangen wurde. Das war mir schon nach einer Woche im Lager brutal klargemacht worden.

Damals waren wir mit der Arbeit fertig und marschierten zum abendlichen Zählappell vor unseren Block. Doch aus einem uns nicht erklärlichen Grund war der normale Ablauf geändert worden, und wir mussten uns mit Tausenden anderer Häftlinge vor der Küche aufstellen, einem riesigen Gebäude, auf dessen Dach in zehn Meter grossen Lettern die Inschrift prangte: «Es gibt einen Weg zur Freiheit, seine Meilensteine heissen: Gehorsam, Fleiss, Ordnung, Ehrlichkeit, Sauberkeit, Wahrhaftigkeit, Nüchternheit, Opfersinn und Liebe zum Vaterland.»⁴

Doch dieses edle Motto nahmen wir an jenem schönen Sommerabend nicht zur Kenntnis. Unsere Augen und Gedanken waren nur auf die beiden fahrbaren Galgen gerichtet, die den offenen Platz vor uns überragten, und auf das grösste Aufgebot an SS-Männern mit Maschinenpistolen, das wir je gesehen hatten. Sie standen vier, fünf Reihen tief gestaffelt und hätten uns in Minutenschnelle niedermähen können. Doch während wir das schnell begriffen, gab uns eine andere Reihe SS-Männer Rätsel auf, die sich die Waffen über die Schultern und grosse Trommeln vor den Bauch gehängt hatten, wodurch die zutiefst bedrohliche Szene etwas geradezu Zirkushaftes bekam.

Wie üblich bei Appellen waren SS-Offiziere anwesend, doch dieses Mal auch die Grosskopferten. Kommandant Rudolf Höss, kantig, stramm, in tadellos sitzender Uniform, sowie Schutzhaftlagerführer Hans Aumeier, ein adretter kleiner Mann von nicht einmal einssechzig, der den doppelten Rekord aufstellte, der kleinste und gemeinste Offizier in Auschwitz zu sein. Höss bekam nach dem Krieg, im April 1947, seinen eigenen Galgen in Auschwitz.

4 Vgl. den Aufsatz von Jerzy Dębski: «Schilder und Tafeln im Lager», in: *Hefte von Auschwitz* 21 (2000), S. 165-219.

Die gesamte Szene war also sehr beeindruckend und furchteinflössend. Doch wir Häftlinge hatten nicht die leiseste Ahnung, was das alles sollte, bis Oberscharführer Jakob Fries, der die lauteste Stimme im Lager hatte, vortrat und eine nette, kleine Rede hielt.

«Zwei polnische Häftlinge», brüllte er so, dass es weithin durchs Lager hallte, «sind bei der Vorbereitung zur Flucht erwischt worden. Sie haben Zivilkleidung unter ihren Jacken getragen! Das duldet die Lagerleitung nicht. Jeder, der bei Fluchtplänen ertappt wird wie diese beiden Häftlinge, wird mit Tod durch Erhängen bestraft. Lasst euch das allen eine Warnung sein. Die Lagervorschriften sind stets strikt zu befolgen.»

Neben mir flüsterte Josef Erdelyi: «Er blufft. Er will uns nur Angst einjagen. Ich wette, sie hängen sie nur eine halbe Stunde oder so an den Handgelenken auf.»

Mehr konnte er nicht sagen, denn eine weitere SS-Kolonnie führte zwei klapperdürre, barfüßige Häftlinge in ihrer Mitte herbei, die es irgendwie schafften, den Kopf hochzuhalten. Sobald sie vor unseren Reihen ankamen, wurden die zwei Dutzend Trommeln gerührt, immer lauter, bis sie jedes andere Geräusch im Lager übertönten, unsere Worte erstickten, unsere Ohren betäubten und alle Gedanken aus unseren Köpfen vertrieben, die wir sonst noch haben mochten.

Die Galgen standen nur etwa fünfzehn Meter von mir entfernt. Ich sah, wie die beiden Häftlinge auf die Podeste stiegen. Der Henker, ein Kapo, band dem Ersten in Sekundenschnelle Knöchel und Oberschenkel zusammen, die Hände waren ihm schon auf dem Rücken gefesselt, und legte ihm die Schlinge fachmännisch um den Hals.

Der Häftling zeigte keinerlei Emotionen, keine Anzeichen von Furcht, Traurigkeit oder Panik. Sein Kamerad neben ihm hielt uns allen eine Rede, doch wegen der Trommelwirbel konnten wir sie,

wie ja auch beabsichtigt, nicht hören. Aber obwohl er genau wusste, dass wir ihn nicht verstanden, redete er auch dann noch weiter, als ihm das Seil um den Hals gelegt wurde.

Der Kapo, der zügig arbeitete, weil er seine Arbeit hasste, rannte hinter den ersten Galgen und legte einen Hebel um. Das Podest öffnete sich krachend, doch zu unserem Entsetzen fiel der Häftling kaum fünfzehn Zentimeter tief.

Das war die Absicht, damit ihm nicht das Genick brach und der Tod sofort eintrat! Der Mann sollte erwürgt werden. Ich sah, wie sich seine Brust immer schneller hob und senkte, als er panisch nach Luft rang. Dann zog sich sein Körper zusammen, seine Beine bewegten sich langsam nach oben, bis sie parallel zum Boden waren, und sanken dann ebenso langsam herab. Auf und ab ... auf und ab bewegten sie sich rhythmisch, so dass der Körper langsam vor uns zu kreisen begann.

Wieder hörten wir das Krachen des Podestes durch den Trommelwirbel, und die Rede des zweiten Mannes war zu Ende. Abermals sahen wir das schrecklich schnelle Aufbäumen beim Luftholen, die langsame Turnerei der Beine, das Kreiseln des Körpers. Drei Minuten lang, dann war alles vorüber. Die Lungen waren leer, die Beine hingen schlaff herunter. Nun bewegte nur noch eine leichte Brise die Gehängten.

Dann hörte plötzlich das Trommeln auf, und ein Vakuum der Stille entstand. Als es vom Summen tausender flüsternder Stimmen erfüllt wurde, brüllte Jakob Fries: «Stillgestanden! Eine Stunde lang!»

Kommandant Höss und Lagerführer Aumeier gingen nach Hause, sie hatten einen anstrengenden Tag hinter sich. Die SS marschierte samt Trommeln und Maschinenpistolen in schönster preussischer Marschordnung ab. Wir blieben stehen, sahen zu, wie die Sonne hinter dem Küchengebäude versank, sahen zu, wie die schlanken Schatten der Galgen über den Appellplatz auf uns

zu wuchsen, sahen, wie die Leichen der Männer, die Zivilhemden getragen hatten, ganz sacht hin- und herbaumelten. Nun, kurz vor Einbruch der Dämmerung, waren die Worte auf dem Dach kaum noch zu erkennen.

Es gibt einen Weg zur Freiheit, seine Meilensteine heißen: Gehorsam, Fleiss, Ordnung, Ehrlichkeit, Sauberkeit, Wahrhaftigkeit, Nüchternheit, Opfersinn und Liebe zum Vaterland.

«Rudi», flüsterte Josef Erdelyi neben mir, «erinnerst du dich an die dritte Seite in unserem Geschichtsbuch in der Schule? An das Bild mit dem Aufstand der Leibeigenen und wie sie gehängt wurden?»

«Ja, natürlich.»

«Na, sehr geändert haben sich die Zeiten nicht, was?»

Aber er hatte Unrecht, wenn wir es damals auch beide noch nicht wussten. Die Zeiten änderten sich. Das Sterben wurde technisch perfektioniert. Schon wurden die Krematorien in Birkenau gebaut. Die Vorbereitungen zur Massenvernichtung waren in vollem Gange.

Den Opfern, die so anschaulich in meinem Geschichtsbuch abgebildet waren, heftete man im Übrigen auch nicht die Aufzählung ihrer Verbrechen auf die Brust. Raffinessen dieser Art waren Auschwitz vorbehalten. Als wir für die Sünden unserer Kameraden eine Stunde lang durch Stillstehen gebüsst hatten und uns wieder frei im Lager bewegen durften, ging ich bei den Leichen vorbei. Ihre Zungen hingen grotesk heraus, doch ihre Gesichter waren seltsam friedlich. Ich betrachtete sie eine Minute lang und las, was ich ja auch sollte, die Schilder, die an ihre Zebrajacken geheftet waren.

Schlicht und wirkungsvoll stand darauf: «Hurra!! Ich bin wieder da.»

Psychologisch primitiv, doch ich begriff es trotzdem nicht.

Schliesslich war ich noch nicht einmal achtzehn und sehr naiv. Ich erinnere mich nämlich, dass ich dachte: «Wenn ich hier rauskomme und den Leuten davon erzähle, glauben sie mir vielleicht nicht mal.»

Trotz der Schilder begann ich also sofort, mir die Anlage des Lagers einzuprägen und Lücken in den Absperrungen zu suchen. Doch das Ergebnis meiner Suche war deprimierend. Das Stamm-lager Auschwitz – und Birkenau war weitgehend gleich angelegt, erfuhr ich später – war in ein äusseres und ein inneres Lager aufgeteilt, in dem wir arbeiteten beziehungsweise schliefen.

Das innere Lager in Birkenau wurde von einem etwa sechs Meter breiten und fünf Meter tiefen, mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Dann kamen zwei gut drei Meter hohe elektrisch geladene Stacheldrahtzäune. Über das innere Lager strich die ganze Nacht das Licht der Bogenlampen; auf Wachtürmen postierte SS-Männer mit Maschinengewehren bewachten es.

Wenn wir morgens zur Arbeit ausgerückt waren, war für diese Männer der Dienst beendet, und neue Wachen besetzten die Türme in der so genannten äusseren, circa sechs Kilometer langen Postenkette, die das Aussenlager umgab. Das gesamte Gelände jenseits dieser Umgrenzung war vollkommen kahl, kein Häftling hätte im Tageslicht darüberlaufen können, ohne ins Kreuzfeuer von den Türmen zu geraten.

Wenn ein Häftling es schaffte, durch die Bewachungsanlagen um das innere Lager zu schlüpfen, wenn er nachts von dort als abgängig gemeldet wurde, wurden die Türme der äusseren Postenkette besetzt und Verstärkung – 3'000 Mann und 200 Hunde – herbeikommandiert, um das gesamte Areal abzuriegeln.

Dieses massive Aufgebot an Wachen tat dann drei Tage und Nächte Dienst, während Männer und Hunde das Lager Millimeter

für Millimeter durchkämmten. Wurde der Häftling in dieser Zeit nicht wieder eingefangen, ging man davon aus, dass er es in die Umgebung des Lagers geschafft hatte, wo die SS auch schon suchte. Die Wachmannschaften zogen ab, und die Behörden ausserhalb von Auschwitz übernahmen.

Aus alledem schloss ich, dass ein Mann, der sich drei Tage und drei Nächte ausserhalb der inneren Absperrung versteckt halten konnte, eine reelle Chance hatte. Weil mir aber weniger klar war, wie das zu schaffen sei, erstellte ich sozusagen meine erste wissenschaftliche Studie. Überschrift: Methoden der Flucht. Ich nahm mir jeden erfolglosen Ausbruchversuch vor, analysierte die Fehler und versuchte zu ergründen, wie man sie vermeiden konnte.

Das ging nur langsam und dauerte endlos, führte jedoch letztlich zum Erfolg. Wirklich davongekommen wäre ich aber wohl nie, wenn nicht ein Mann mir seine unendliche Erfahrung zur Verfügung gestellt und dadurch dutzendfach das Leben gerettet hätte.

Es war Dmitri Volkov aus Saporischja am Dnjepr, der mit einer Gruppe von einhundert Russen gekommen war, die wir unsere «Kriegsgefangenen zweiter Hand» nannten. Sie waren alle an der Ostfront gefangen genommen, in normale Kriegsgefangenenlager gesteckt und dann nach Auschwitz verlegt worden, weil sie gegen Vorschriften verstossen hatten – sie hatten auszubrechen versucht, Brot gestohlen oder dergleichen. Sie kamen, immer noch in ihren alten Militäruniformen, in Lager BIIa, und ich hatte nicht nur viel mit ihnen zu tun, weil ich Blockschreiber war, sondern auch, weil ich einigermaßen Russisch sprach.

Dmitri Volkov lernte ich sehr gut kennen, wenn es auch eine Weile dauerte. Er war ein riesiger Mann aus dem Land der Kosaken, hatte tiefliegende dunkle Augen, dunkles Haar, ausgeprägte

Wangenknochen und, obwohl er offenbar sehr intelligent war, keine Rangabzeichen auf der Schulter. Ich begann Russisch mit ihm zu üben und gab ihm dafür meine Brot- und Margarinerationen, denn ich hatte gelobt, sie niemals zu essen, solange ich aus anderen Quellen Essen bekam.

Zuerst war er extrem zurückhaltend. Er bedankte sich höflich für das Essen und teilte es dann penibelst in vier Teile, weil seine drei Freunde genauso hungerten wie er. Später gab ihnen die SS Arbeit in der Küche, nicht, weil sie sich um ihre leeren Mägen sorgte, sondern weil sie wusste, dass in Moskau alle Kriegsgefangenen registriert, aber in Auschwitz die meisten schon gestorben waren und es deshalb vielleicht sinnvoll war, eine Alibi-Gruppe am Leben zu erhalten. Dmitri und seine Genossen waren eine Art Rückversicherung für die SS-Männer, wenn ich selbst auch nicht allzu sehr darauf gebaut hätte.

Doch über solche Dinge redete ich mit ihm nie, er schwieg sich über seine Vergangenheit und alles, was im Lager geschah, aus. Wir redeten über russische Literatur, über Dostojewski und Tolstoi, und als wir uns ein wenig besser kannten, über die grossen sowjetischen Autoren Majakowski, Blök, Gorki, Scholochow, Ehrenburg, sogar Soschtschenko, den Humoristen, der sich das Missfallen des Regimes zugezogen hatte, weil er einen Hauch zu humoristisch gewesen war.

Wir schwebten also in höheren Sphären, und deshalb war ich ziemlich überrascht, als Dmitri eines Tages zu mir sagte: «Rudi, ich habe eine Weile gebraucht, um zu verstehen, wer du bist. Als du mir das erste Mal Brot geschenkt hast, war ich ein wenig misstrauisch. Beim sechsten Mal war ich ziemlich sicher, dass du ein deutscher Spitzel warst. Doch jetzt weiss ich, dass ich dir vertrauen kann, weil kein Deutscher russische Schriftsteller so schätzen und verstehen könnte wie du. Lass uns also zur Abwechslung

einmal offen miteinander reden. Wie du vermutlich schon erraten hast, bin ich kein einfacher Soldat. Ich bin Hauptmann, doch seit meiner Gefangennahme ist es mir irgendwie gelungen, dies zu verheimlichen. Du weisst ja sicher, dass die Deutschen alle russischen Offiziere erschossen.»⁵

Mit diesem Bekenntnis legte er natürlich sein Leben in meine Hände. Aber er war ein Mann, der einem, wenn er einen erst einmal auf Herz und Nieren geprüft hatte, vollkommen vertraute, und in den nächsten Tagen erzählte er mir, was er alles erlebt hatte, seit er in Gefangenschaft geraten war.

Ich hatte schon geahnt, dass er in verschiedenen Konzentrationslagern gewesen war; jedenfalls landete er irgendwann in Sachsenhausen unweit Berlins. Das KZ war extrem gut organisiert und daraus auszubrechen war fast so schwer wie aus Auschwitz. Doch Dmitri Volkov schaffte es.

Nicht nur das. Er wanderte von dort aus Tausende von Kilometern durch Feindesland, bis in die Sowjetunion, in die Nähe von Kiew an den Ufern des mächtigen Dnjepr, das noch von den Deutschen besetzt war.

Da er wusste, dass er Brücken, auf denen ständig schwere Patrouillen unterwegs waren, nicht überqueren konnte, sah er nur eine Alternative: Er musste nachts zum anderen Ufer schwimmen, obwohl er es nicht sehen konnte.

Doch als er diese Mammutleistung vollbracht hatte, im Augenblick seines Triumphs, machte er den ersten Fehler. Ausser sich vor Freude, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, lief er erleichtert durchs Gebüsch – und starrte auf einmal in den Lauf einer deutschen Pistole.

5 Das Oberkommando der Wehrmacht erliess Mitte 1941 Richtlinien für die Behandlung der politischen Kommissare der Roten Armee. Der sogenannte Kommissarbefehl ordnete die völkerrechtswidrige Erschiessung von in Gefangenschaft geratenen politischen Kommissaren an.

«Es war Pech, Rudi», erzählte er grinsend. «Der dämliche Kerl war nicht mal im Dienst. Er war mit einem Mädchen in den Büschen und dachte, ich sei ein Spanner! Aber fürs nächste Mal habe ich meine Lektion gelernt. Und du wirst jetzt auch einige lernen, denn ich weiss, du bist nicht der Typ, der in die Gaskammer geht. Du bist wie ich. Entweder schaffst du es raus, oder du stirbst wie ein Soldat. Lektion eins lautet: Traue niemandem. Erzähl mir zum Beispiel nicht, wann du flüchten willst oder wie. Ich habe auch Pläne, aber ich erzähle sie dir nicht. Denn sobald du als vermisst gemeldet wirst, werden sie zu mir kommen, weil sie gesehen haben, dass du mir Brot geschenkt hast. Und unter der Folter rede ich vielleicht. Ich glaube es zwar nicht, aber es könnte sein, denn wer weiss schon, wie viel er aushalten kann. Lektion zwei: Hab keine Angst vor den Deutschen. Es sind viele, doch jeder Einzelne ist klein. Hier in Auschwitz versuchen sie, dich seelisch und körperlich zu brechen. Du sollst sie für Übermenschen halten, für unbesiegbar. Doch ich weiss, sie sterben genauso schnell wie alle anderen Menschen, denn ich habe in meinem Leben so manchen Deutschen umgebracht. Lektion drei: Wenn du draussen bist, verlass dich bloss nicht auf deine Beine, denn eine Kugel ist immer schneller. Lass es erst gar nicht darauf ankommen, dass sie schiessen. Sei unsichtbar. Beweg dich nie am Tage, das ist die Zeit zum Ausruhen. Und sieh zu, dass du was zum Schlafen gefunden hast, bevor es hell wird, irgendwas, wo du nicht zu sehen bist. Lektion vier: Nimm kein Geld mit. Ich weiss, vom Sonderkommando im Krematorium kannst du so viel kriegen, wie du willst, aber lass die Finger davon. Sonst kommst du noch in Versuchung, Essen zu kaufen, wenn du Hunger hast. Ohne Geld kannst du das nicht. Leb vom Land. Stiehl von den Feldern und einsamen Bauernhöfen. Halt dich von Menschen fern. Lektion fünf: Nimm so wenig wie möglich mit. Du brauchst

ein Messer und eine Rasierklinge. Das Messer zum Jagen und um dich zu verteidigen, die Rasierklinge für den Fall, dass dir Gefangennahme droht. Lass dich nicht lebend von ihnen fangen. Du brauchst Streichhölzer, um das, was du stiehlest, kochen zu können. Du brauchst Salz, denn mit Salz und Kartoffeln kannst du dich monatelang am Leben halten. Du brauchst eine Uhr, damit du dir den Weg zeitlich einteilen kannst und auf keinen Fall tagsüber im Freien erwischt wirst. Ausserdem kannst du sie als Kompass benutzen.»

Er zeigte mir, wie das ging. Dank ihm wurde mein «Handbuch des Ausbrechers» immer umfangreicher. Er erklärte mir zum Beispiel, wie ich Spürhunde mit getrocknetem, in Benzin getränktem russischen Tabak austricksen konnte und der Geruch sie von der Spur abbringen werde.

«Vergiss nicht, nur mit russischem Tabak», fügte er hinzu. «Nicht, weil ich patriotisch bin. Aber ich kenne Machorka. Machorka ist das Einzige, das wirkt.»

Er ermahnte mich auch, bei meiner Flucht nie Fleisch bei mir zu haben, denn das werde die Hunde anlocken. Doch der letzte Ratschlag, den er mir gab, war der wichtigste.

«Vergiss nie», sagte er, «dass der eigentliche Kampf erst beginnt, wenn du aus dem Lager heraus bist. Solange du in Feindesland bist, darfst du dir keine Unachtsamkeit leisten. Berausche dich nicht an der Freiheit wie ich vor Kiew, denn du weisst nie, wer in den Büschen liegt!»

Dmitri Volkovs «Unterricht» zog sich über mehrere Tage hin, dann sagte er zu mir: «Besser, wir treffen uns nicht mehr, denn man hat uns schon zu oft miteinander reden gesehen, und vergiss nicht, ich will auch raus. Auf Wiedersehen, Rudi. Viel Glück. Vielleicht treffen wir uns zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort.»

Bis heute haben wir uns nicht wieder getroffen; doch ich hoffe,

dass Dmitri Auschwitz überlebt hat. Sollte er dieses Buch jemals lesen, wünsche ich mir, dass er mir schreibe, denn ich würde mich gern bei ihm bedanken.

Natürlich hatte ich auch andere Ratgeber, doch nur wenige überlebten. Ja, ich lernte gerade aus ihrem Tod, aus ihren tödlichen Fehlern, die ich, das nahm ich mir fest vor, nicht machen würde. Fero Langer, der grosse, kräftige, stets gut gelaunte Fero, mit dem ich in Nováky, am Beginn meiner langen Reise nach Auschwitz, mit Brot um Salami gekegelt hatte, überlebte zum Beispiel nicht.

Seine Ankunft in Birkenau war bühnenreif, leise ging bei ihm nichts. Eines Tages im Januar 1943 kam Szmulewski zu mir und sagte: «Eben sind drei slowakische Juden angekommen. Sie sind in meinem Block. Schau, ob du ihnen helfen kannst.»

«Wie das?», sagte ich. «Es gab keinen Transport aus der Slowakei. Wo kommen sie her?»

«Die Gestapo hat sie gebracht. Man hat sie auf einem Güterzug an der Schweizer Grenze unter einem Holzstapel erwischt. Ein paar Minuten später wären sie frei gewesen.»

Ich ging zu Szmulewskis Block und wurde von brüllendem Gelächter begrüsst, das mich schnurstracks zurück in die Gefängniszelle in Nováky beförderte. Fero, der aussah, als sei er zu einem Ferienaufenthalt hier, umarmte mich und rief mit dröhnender Stimme: «Rudi! Was habe ich da alles von dir gehört? Es heisst, du machst hier Karriere. Schau deine Schuhe an! Komm schon, gib sie mir. Ich kann doch nicht in diesen dämlichen Holzdingern rumlaufen!»

Fero Langer, bei dessen Vater mein Vater Schulden hatte, als er starb, war kein bisschen verändert. Er war sogar lauter und lustiger denn je zuvor und machte sich, blitzgescheit, wie er war, nach kaum achtundvierzig Stunden in Birkenau ein ziemlich genaues Bild von der Situation.

Bald kannten ihn alle, nicht als Fero Langer, sondern als Fero den Stier. Im Nu war er in die höheren Ränge der Häftlingsgesellschaft aufgestiegen und behandelte schon bald mich, einen Laverveteranen, ein wenig gönnerhaft.

Sein Leben organisierte er sorgsam und methodisch, kaum dass er sich eingewöhnt hatte, und obwohl er nie gebeten wurde, im Untergrund mitzuarbeiten, kümmerte ihn das nicht. Er fand, er war selbst ein Untergrund. Er knüpfte zum Beispiel Kontakte zum Sonderkommando und verfügte bald über ein Vermögen, das das seiner wohlhabenden Eltern daheim in Telgärt, in den Bergen der Ost-Tatra, bei Weitem überstieg.

Er dachte in jeder Hinsicht in grossem Stil, vor allem, als er damit begann, seine Flucht zu planen. Wie mir ging es ihm nicht um seine eigene Freiheit. Er wollte der Welt Bericht erstatten. Doch im Gegensatz zu mir fand er, dass die Welt es in fünf Sprachen erfahren sollte, und beschloss, vier Leute mitzunehmen – einen Holländer, einen Franzosen, einen Polen und einen Griechen.

Was genau er vorhatte, wie er mit seinem polyglotten Trüppchen davonkommen wollte, wusste ich nicht, denn nicht nur redeten wir nicht darüber, wie wir fliehen wollten, sondern wir sprachen sogar das Wort selbst höchst selten aus.

Doch offenbar meinte er, er habe beträchtliche Fortschritte gemacht, als er eines Tages mit aufgeregt funkelnden Augen zu mir kam und ganz beiläufig sagte: «Ich habe gerade einen sehr interessanten Burschen kennengelernt. Einen SS-Mann.»

«Gib dich ab, mit wem du willst», sagte ich. «Mich interessieren solche Leute nur, wenn sie tot sind.»

«Hör doch erst mal zu!», sagte er beschwichtigend. «Der hier ist anders. Heute Morgen – wir marschieren aus dem Lager, und wer, meinst du, bewacht uns? Ein alter Schulkamerad von mir! Er heisst Dobrovoly. Sein Vater ist Slowake – er hat sogar für

meinen alten Herrn gearbeitet – und seine Mutter Deutsche. Und damit wird mein alter Kumpel Dobrovlny in den Augen des Führers deutsch. Wir haben in der Schule nebeneinandergesessen und hatten dieselben Mädchen. Wir sind wie Brüder aufgewachsen!»

«Hör zu, Fero», sagte ich, «das ist lange, lange her. Jetzt ist er bei der SS, und das solltest du, verdammt noch mal, nicht vergessen! Wenn ein Mann erst mal die feldgraue Uniform anhat, passiert was mit ihm. Er wird ein Dreckschwein.»

«Unsinn!», sagte Fero. «Nicht Dobrovlny. Wart's nur ab!»

Bald musste ich zugeben, dass er sogar Recht haben mochte. Er und sein Schulfreund durften zwar von der SS nicht gesehen werden, wenn sie miteinander redeten, denn das hätte den Tod für beide bedeutet, doch sie schienen ihre alte Freundschaft dort, wo sie Vorjahren in Telgärt unterbrochen worden war, wieder aufzunehmen.

Fero organisierte noch fantastischere Dinge als bisher. Als Dobrovlny Heimaturlaub bekam, gab er ihm einen Brief an die alten Langers mit, und der SS-Mann wurde nicht nur von dem wohlhabenden Waldbesitzer entsprechend belohnt, sondern brachte bei seiner Rückkehr sogar eine Antwort mit. Damit war Fero nicht nur der einzige Häftling in Auschwitz, der Briefe von zu Hause bekam, sondern er schrieb im Lager wahrhaftig Schecks aus beziehungsweise Zettel, die so gut wie Schecks waren. Die Nachschriften weiterer Briefe an seinen Vater enthielten stets die Bitte, dem Überbringer 10'000 oder 20'000 Kronen zu zahlen, und für den alten Herrn spielte Geld keine Rolle, solange er von seinem Sohn hörte.

Zwangsläufig wurde Dobrovlny zur Schlüsselfigur in Feros Fluchtplänen. Einzelheiten hörte ich eines Nachmittags, als ich zum Kartoffelessen in Fred Wetzlers Block ging und Fero leise mit Fred und Rosin, dem einzigen slowakischen Blockältesten im

Lager, redete.⁶ Sie bezogen mich nicht in die Diskussion ein, redeten aber weiter; und ich hörte zu, während ich meinen Teller Kartoffeln ass.

«Mein Plan sieht so aus», sagte Fero leise. «Jeden Tag werden ein paar Häftlinge zur Arbeit hinter der äusseren Postenkette geführt. Sie werden natürlich scharf bewacht, und der diensthabende SS-Mann muss den Jungs am Tor eine Sondergenehmigung für sie zeigen. Doch das ist leicht. Dobrovolny kann sich solche Formulare besorgen und unterschreiben. Ich kann ihm genug Geld geben, dass er einen Lastwagen kaufen kann, den er vier, fünf Kilometer ausserhalb von Auschwitz parkt. Dann müssen wir nur noch hinausspazieren, uns in den Lastwagen setzen, und ab geht's zur slowakischen Grenze.»

«Was ist mit den anderen SS-Männern?», sagte Fred.

«Was macht ihr mit denen?»

«Mitnehmen», sagte Fero achselzuckend. «Oder uns gleich um sie kümmern. Das erledigen wir doch nebenbei.»

«Ich weiss nicht», sagte Rosin langsam. «Kennst du nicht das alte ungarische Sprichwort, Fero? Traue nie einem Deutschen!»

«Ach, Quatsch!», erwiderte Fero. «Dobrovolny ist kein echter Deutscher. Er ist mein alter Kumpel aus der Schule und hat es bewiesen, seit wir uns hier in Birkenau begegnet sind. Und darüber hinaus wird er 100'000 Kronen an dem kleinen Ausflug verdienen, und das ist kein Pappenstiel.»

«Hm», sagte Rosin und seufzte, «erzähl mir aber hinterher nicht, ich hätte dich nicht gewarnt. Trotzdem, viel Glück!»

Ein paar Tage später, Anfang Januar 1944, heulte um drei Uhr

⁶ Arnost Rosin (1913-1999), Häftling-Nr. 29858, floh im Mai 1944 zusammen mit Czeslaw Mordowicz (1919-2001), Häftling-Nr. 84216, aus Auschwitz in die Slowakei. Beide Flüchtlinge gaben auch einen mündlichen Bericht, der den Bericht von Vrba und Wetzler ergänzte.

nachmittags die Sirene: Jemand war geflohen. Plötzlich wimmelte das Lager von SS-Männern und Hunden. Ich sah ein paar Kapos herumrennen, die einander zuriefen: «Es ist Fero der Stier!»⁷

Insgeheim wünschte ich ihm Glück und fragte mich, wo er war. Raste er schon auf die slowakische Grenze zu? Kämpfte er mit den SS-Männern, die sie nicht gebrauchen konnten? Aus irgendeinem Grunde war ich überzeugt, dass er es schaffen würde, denn wenn je ein Mann unverwüstlich wirkte, dann Fero Langer. Ja, während sich der Nachmittag hinzog, stellte ich mir die Stationen seiner Flucht genau vor, hakte die Städte ab, an denen er vorbeifahren würde, malte mir aus, wie er den Lastwagen stehen liess und in den Wäldern der Slowakei verschwand.

Doch Fero erreichte die Wälder nie. Er kam nicht einmal weit von Auschwitz weg. Um sechs Uhr abends brachten sie seine Leiche und die seiner internationalen Brigade zurück. Die Männer waren erschossen worden, doch nicht auf normale Weise. Dum-dumgeschosse, die beim Aufschlag wie Granaten explodieren, hatten ihre Körper in Stücke gerissen.

Das war nicht nur Sadismus. Es diente auch einem anderen Zweck. Die SS holte fünf Stühle und stellte sie in die Mitte von Lager BIIId auf, wo alle Häftlinge sie sehen konnten, wenn sie von der Arbeit zurückkamen. Die Leichen wurden auf den Stühlen festgebunden und mit einem grossen Schild dekoriert, auf dem stand: «*Wir sind wieder da!*»

Fero war das halbe Gesicht weggeschossen worden. Die anderen waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

⁷ Vgl. hierzu die Darstellung der Fluchten aus Auschwitz bei Henryk Swiebocki, *Widerstand*, in: Długoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. iv, S. 276.

Und was war mit Dobrovolny? Vielleicht wurde er noch gefoltert, denn er würde mehr leiden müssen als die Häftlinge. Am nächsten Morgen entdeckte ich, dass ich mir mein Mitgefühl hätte sparen können.

Wer marschierte mit selbstzufriedenem Lächeln durchs Lager? Fero Langers alter Schulfreund.

Was genau passiert war, erfuhren wir erst mehrere Tage später. Dobrovolny hatte Fero und seine Männer schlicht und ergreifend verraten.

Sobald Fero ihm nämlich von seinem Plan erzählt hatte, hatte er es seinen Vorgesetzten gemeldet. Mit Freuden stellte die Politische Abteilung die Passierscheine aus, mit der die Häftlinge durch das Tor nach draussen kamen, denn aus dieser Situation konnte sie erhebliches Kapital schlagen.

Alles lief nach Plan, bis die Männer fast beim Lastwagen waren. Da warfen sich die SS-Leute flach auf den Boden, und eine mörderische Feuersalve riss die fünf Häftlinge in Stücke. Dobrovolny hatte sich eine ausserordentliche Beförderung zum Unterscharführer und obendrein vermutlich 100'000 Kronen verdient.

Die Lektion, die aus diesem Ausbruchsversuch zu lernen war, steckte also wirklich in dem alten ungarischen Sprichwort, das Rosin zitiert hatte: «Traue nie einem Deutschen.» Doch obwohl ich es im Rückblick nicht mehr verstehe, nahm ich sie mir nur halb zu Herzen. Denn kurz danach wäre ich beinahe in die gleiche Falle geraten.

Ich war zu der Zeit mit einem französischen Hauptmann, Charles Unglick, befreundet. Er war aus dem polnischen Tschenstochau gebürtig, doch seine jüdischen Eltern waren nach Frankreich ausgewandert, wo Charles Frau und zwei Kinder hatte. Er war bei Dünkirchen in Gefangenschaft geraten und natürlich wegen seiner Herkunft in Auschwitz gelandet.

Ich kannte ihn als Blockältesten im Quarantänelager, wo ich Blockschreiber war; ein richtiger Schurke, ein Mann mit grossem Herzen und ein sehr mächtiger Häftling im Lager sowie im Untergrund, dem er übrigens nicht angehörte. Charles Unglick war ein schrecklicher Feind, doch ein guter Freund.

Körperlich besass er so viel Kraft, dass sogar Affe Tyn, der Lagerälteste, vor ihm kuschte. Seine Kontakte zu den einflussreichen Häftlingen im Allgemeinen und zum Sonderkommando, das Zugang zu den Wertsachen der Gaskammeropfer hatte, im Besonderen waren sogar enger als die von Fero Langer. Selbst mit den Massstäben Birkenaus gemessen, wo ich gesehen habe, dass Zwanzigdollarscheine als Toilettenpapier benutzt wurden, war er Millionär, und er benutzte seinen Reichtum, um durch das simple Mittel der Bestechung Macht über die SS zu gewinnen.

Zwei seiner engsten Vertrauten – Freunde, möchte ich nicht sagen – in der SS waren die Unterscharführer Buntrock⁸ und Kurpanik,⁹ zwei berühmte Mörder. Wie oft sah ich sie nach dem Abendappell betrunken ins Quarantänelager marschieren und zum Spass Leute töten. Ihre Hände waren immer schnell am Abzug ihrer Pistolen, die sie, auch ohne provoziert zu werden, zogen, um Häftlingen aus nächster Nähe ins Gesicht zu schießen.

Gegenüber Charles Unglick aber benahmen sie sich regelrecht zahm, was ich eines Abends, kurz nachdem ich mich mit ihm an-

8 SS-Unterscharführer Fritz Wilhelm Buntrock (1909-1948) diente von Juli 1942 bis August 1944 in Auschwitz und wurde wegen seiner Verbrechen im Krakauer Prozess (24. November bis 22. Dezember 1947) gegen Liebehenschel u.a. zum Tode verurteilt und hingerichtet.

9 SS-Unterscharführer Karol Kurpanik (1908-1946) war von Dezember 1941 bis Januar 1945 in Auschwitz eingesetzt. Ein Sondergericht in Kattowitz verurteilte ihn Anfang 1946 zum Tode.

gefreundet hatte, miterlebte. Wir saßen in seinem Zimmer und unterhielten uns, als es schüchtern an der Tür klopfte, und eine Stimme flüsterte: «Schläfst du schon, Chariot?»

Ärgerlich brummend riss Unglick die Tür auf. Draussen standen, bescheiden wie zwei kleine Angestellte in Gegenwart des Chefs, Buntrock und Kurpanik.

«Kommt rein!», brüllte Charles. Sie traten ins Zimmer, er setzte sich wieder und klatschte in die Hände. Sofort erschien der Häftling, der sein persönlicher Diener war, und der Herr orderte das Abendbrot.

Ein schneeweisses Tisch Tuch wurde auf den Tisch gelegt, und fünf Minuten später saßen wir bei kaltem Huhn, das wir mit ein paar Flaschen jugoslawischem Riesling hinunterspülten. Als die Mahlzeit beendet war, ging Unglick zu seinem Schrank und kam mit einem Bündel Dollarscheine zurück. Einhundert warf er Kurpanik zu, einhundert Buntrock.

Als sie fort waren, spuckte er auf den Boden, grinste mich an und sagte: «Mistkerle! Aber wir müssen sie bei Laune halten. Es lohnt sich, Rudi, denn du und ich kommen bald aus diesem Scheisslager raus. Wir fahren nach Paris und lassen die Puppen tanzen. Ich werde meine Frau und meine Kinder wiedersehen, und wenn es mich jeden Golddollar im Krematorium kostet!»

Damals nahm ich ihn nicht ernst, doch ich wusste, er hatte beträchtlichen Einfluss. Ich gewöhnte mich daran, dass Buntrock und Kurpanik zwei, drei Mal die Woche vorbeikamen und ihre Dollars kassierten. Doch eines Abends redete Unglick zu meiner Überraschung mit einem fremden SS-Mann, und als ich hörte, dass sie sogar Jiddisch sprachen, Unglicks Muttersprache, traute ich meinen Ohren nicht.

Ein SS-Mann, der Jiddisch konnte! Unglaublich! Doch noch

frappierender war der Inhalt des Gesprächs. Sie planten einen Ausbruch, der mir narrensicher vorkam.

Offenbar war der SS-Mann ein Deutscher, der in Rumänien Waise geworden und in einer jüdischen Familie aufgewachsen war. Als die Deutschen das Land besetzten, nahm er die deutsche Staatsangehörigkeit an und ging zur ss; doch Jiddisch, das ich zwar verstand, aber nur schlecht sprach, war seine Muttersprache.

Ohne etwas zu sagen, hörte ich genau zu, während das Gespräch im Schnellfeuertempo leise weiterging. Der SS-Mann arbeitete offenbar als Fahrer. Unglick plante nun mit ihm, dass er seinen Lastwagen mit der üblichen Ladung Holz ins Quarantänenlager fahren und den riesigen Werkzeugkasten hinter dem Führerhaus auflassen sollte. Unglick und ich sollten hineinspringen, der SS-Mann ihn verschliessen. Wenn ihn die Wachen am Tor, die normalerweise den Lastwagen durchsuchten und einen Blick in den Werkzeugkasten warfen, anhalten würden, konnte er mit der Behauptung, er habe den Schlüssel verloren und der Kasten sei verschlossen gewesen, als er ins Lager hineingefahren sei, leicht an ihnen vorbeikommen.

Nur einen Punkt verstand ich nicht. Warum wollte ausgerechnet ein SS-Mann uns helfen? Ich wusste, er erwartete eine Belohnung, denn, Jiddisch hin oder her, er würde nicht aus blosser Pietät gegenüber seiner lieben alten Pflegemutter in Bukarest Kopf und Kragen riskieren.

Aber auch das erklärte Unglick ganz genau. «Ich warte gerade täglich auf zwei Pfund Golddollar und Diamanten», sagte er. «Wir teilen es unter uns dreien auf, und sobald dieser Scheisskrieg zu Ende ist, sind wir Millionäre!»

Der SS-Mann grinste. Ich grinste. Unglick grinste. Er schlug mit seiner riesigen Pranke auf den Tisch und seufzte genüsslich: «Paris – ich komme!»

Als der Deutsche weg war, sagte er leise zu mir: «Es ist so weit, Rudi. Am Wochenende sind wir hier raus. Wann genau, weiss ich nicht, aber unser Freund wird es uns sagen.»

Das war eines der wenigen Male, dass ich ihn ernst erlebte, doch es dauerte nicht lang. Im nächsten Moment rief er: «Na, du alter Schlawiner! Wie wär's mit einem Kognak?»

Er holte eine Flasche feinsten französischen Cognac aus seinem Schrank und schenkte ihn aus wie Bier. Dann hob er das Glas, zwinkerte mir zu und flüsterte wieder grinsend: «Auf den Triumphbogen! Und den Eiffelturm!»

Obwohl er in den folgenden Tagen innerlich sicher sehr angespannt war, liess er es sich nicht anmerken. Wie üblich kommandierte er die Häftlinge auf seine joviale Art herum; dass er sie schlug, sah ich nie. Er betrieb grossen Aufwand mit seiner Kleidung, der besten im Lager, und machte ein Mordstheater, als ihm einer der polnischen Schneider einmal sein neues Jackett nicht lieferte. Seine gesamte Garderobe, Reithosen, Jackett, kam von einem der besten Schneider Warschaus. Seine Stiefel waren aus feinstem Leder massgefertigt, seine Hemden aus Seide. Besonders stolz war er auf einen herrlichen weissen Pullover, der aus Wolle, die man akribisch aus holländischen Decken gekämmt und gesponnen hatte, eigens für ihn gestrickt worden war.

Ja, er hatte ein beinahe kindliches Vergnügen an seiner äusseren Erscheinung und besorgte sich ständige etwas Neues. Als ich in den Tagen vor der geplanten Flucht einmal mit ihm auf der Latrine war, sah ich, dass er einen wunderschönen Ledergürtel trug, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte.

«Warst du wieder auf Raubzug, Chariot?», sagte ich.
«Der Gürtel ist doch neu, oder?»

«Ja, und noch dazu besonders schön.»

«Wie wär's, willst du ihn nicht deinem alten Kumpel Rudi überlassen? Du hast doch Dutzende.»

«Du alter Filou!», grinste er. «Was du siehst, willst du haben. Weisst du, was? Du kriegst ihn, wenn ich tot bin. Ich hinterlasse ihn dir in meinem Testament!»

Dann flüsterte er, weiter bester Laune: «Übrigens habe ich gerade erfahren, dass unser Auto in drei Tagen fährt, um sieben nach dem Abendappell. Sei pünktlich!»

Es war der 22. Januar 1944. Die nächsten drei Tage vergingen im Schneckentempo, doch endlich stand ich am 25. Januar kerzengerade und stramm beim Abendappell. Ich konnte kaum glauben, dass ich vielleicht in ein paar Stunden weg war, dass ich vielleicht gerade zum letzten Mal vor meinem Block stand, ja, dass ich vielleicht nie wieder vor einem Block antreten musste.

Wir traten ab. Es war Viertel vor sieben. Ich wanderte in der Nähe der Stelle, wo der Lastwagen halten musste, auf und ab, zählte die Minuten, kämpfte gegen die steigende Aufregung in meinem Inneren, bemühte mich, locker und entspannt zu wirken. Dann ging ich dreihundert Meter von der Stelle weg, immer sorgfältig auf die Zeit achtend, plauderte eine Weile mit einem Blockschreiber, den ich kannte, und schlenderte zurück.

Fünf vor sieben. Ich warf einen Blick zum Tor. Von dem Lastwagen keine Spur. Noch einmal unternahm ich einen kurzen Spaziergang, jetzt ängstlich darauf bedacht, mich nicht zu weit von der Stelle zu entfernen.

Sieben Uhr. Kein Unglück. Kein Lastwagen. Meine Nerven lagen blank, doch ich zwang mich, noch einmal langsam und gelassen wegzuwandern, dieses Mal nur ein paar Meter und dann zurück. Andere Häftlinge gingen an mir vorbei, doch ich sah sie kaum. Ich fühlte mich schon, als gehörte ich nicht mehr zu ihnen.

Fünf nach sieben. Zehn nach sieben. Herr im Himmel, dachte ich, da stimmt doch was nicht. Der SS-Mann hat gesungen. Wo zum Teufel ist der Lastwagen?

«Rudi!»

Ich zuckte zusammen und fuhr herum. Ein Häftling aus meinem Block grinste mich an.

«Du bist ja nervös wie eine Katze», sagte er. «Was ist los? Überlegst du, ob du in den Zaun laufen sollst oder was?»

«Entschuldige», sagte ich und zwang mich, ihn anzulächeln. «Ich war in Gedanken ganz woanders. Wolltest du was?»

«Nein. Aber Dr. Milár. Ich soll dir seine besten Empfehlungen ausrichten und sagen, dass das Abendessen serviert ist.»

Andrej Milár war zu der Zeit mein Blockältester, und ich hatte grosse Achtung vor ihm. Normalerweise hätte ich mich riesig gefreut, mit ihm zu essen, heute nicht.

«Sag ihm ... sag ihm, ich hätte keinen Hunger», stotterte ich. «Ich käme später.»

«Also, ich hab ja schon einiges erlebt», sagte der Häftling in gespielter Erstaunen. «Aber einen Mann in Auschwitz, der keinen Hunger hat, noch nie! Wenn ich du wäre, würde ich allerdings gehen, Rudi. Es gibt Gulaschsuppe.»

Es war Viertel nach sieben. Entweder kam der Lastwagen zu spät, oder er würde überhaupt nicht mehr kommen. Ich beschloss, schnell zu Andrej zu gehen, rasch eine Suppe zu essen und dann zurückzulaufen. Schliesslich würde es ja nur einen kurzen Moment dauern, und vielleicht sah ich ihn nie wieder.

Im Block stellte ich fest, dass die Schüssel Gulaschsuppe für einige Tage reichen würde. Andrej schaufelte mir einen grossen Teller voll und plauderte, während ich ass. Irgendwie antwortete ich ihm, doch was ich sagte, wusste ich selber nicht, und sobald ich aufgegessen hatte, murmelte ich ein Dankeschön und ging rasch hinaus.

Ein Blockschreiber rannte auf mich zu. «Unglück hat dich über-

all gesucht, Rudi», sagt er. «Offenbar wollte er dich unbedingt treffen.»

Mir drehte sich der Magen um. Der Teller Suppe hatte mich meine Freiheit gekostet!

«Wo ist er?», fuhr ich den Mann an. «Haben sie schon das Holz zu seinem Block gebracht?»

«Er war drüben bei Block 14. Ja, das Holz ist angekommen. Ich habe gesehen, wie sie es ausgeladen haben.»

Ich rannte zu Block 14. Das Holz war da, doch der Lastwagen weg. Der Lastwagen, der mich im Werkzeugkasten in die Freiheit bringen sollte! Ich lief in Unglicks Zimmer, hob das lockere Dielembrett hoch, unter dem er die Golddollar und Diamanten versteckt hatte, und tastete hektisch im Staub herum. Der zwei Pfund schwere Sack mit dem Schatz war verschwunden.

Das war ein Schock. Mir wurde übel, schwach vor Enttäuschung und zerstörter Hoffnung. Doch obwohl ich zurück zu Andrej Milár ging, war seine Gesellschaft kein grosser Trost. Er war zwar ein slowakischer Landsmann, ein Kamerad aus dem Untergrund und mein Blockältester, aber von dem Fluchtversuch durfte ich ihm nichts erzählen. Ein ungeschriebenes Gesetz des Lagers verbot es, das Thema überhaupt nur zu erwähnen.

Irgendwie gelang es mir zu verbergen, wie elend mir zumute war, oder zumindest schien er es nicht wahrzunehmen. Wieder führte ich ein sinnloses Gespräch mit ihm, bis es etwa acht Uhr war.

Dann wurden wir unterbrochen. Von draussen kam der Ruf: «Blockältester 14!»

Das war Unglick! Die SS suchte ihn. Von einem Block zum anderen wurde der Ruf weitergegeben... «*Blockältester 14 ... Blockältester 14... Blockältester 14!*»

Gefolgt von Andrej Milár, ging ich rasch hinaus. Unten am

Tor sah ich eine Gruppe hochrangiger SS-Männer, darunter Obersturmführer Schwarzhuber,¹⁰ Höss' Vertreter in Birkenau und als Schutzhaftlagerführer das Pendant zu Aumeier, ein sicheres Zeichen, dass etwas Wichtiges vor sich ging. Ich lief hin, um zu sehen, was es war.

Affe Tyn hatte stramm Haltung angenommen, und Schwarzhuber sagte mit ätzendem Sarkasmus: «Haben Sie den Blockältesten 14 immer noch nicht ausfindig gemacht, Herr Lagerältester?»

Rot im Gesicht bildete Affe Tyn mit seinen Händen einen Trichter und brüllte noch einmal: «*Blockältester 14!*»

«Dämlicher Idiot!», höhnte Schwarzhuber. «Hier ist er!»

Er trat zurück. Unglücks Leiche lag hinter ihm auf der Erde. Das Gesicht blutverschmiert, in der Brust des weissen Pullovers ein dunkles, rotes Einschussloch. Die tadellose Kleidung schlammverkrustet, denn sie hatten ihn von dort, wo sie ihn umgebracht hatten, hergeschleift.¹¹

Ich betrachtete ihn eine Weile lang. Dann ging ich vollkommen betäubt zurück zu meinem Block. Wie aus weiter Ferne nahm ich die anderen dort wahr und handelte reflexartig: Meine Hand griff zum Löffel, und ohne, dass es mir bewusst war, begann ich die Gulaschsuppe aufzuessen. Ich ass, bis der Topf leer war. Verblüfft schaute ich erst den Topf, dann die anderen an.

10 SS-Obersturmführer Johann Schwarzhuber (1904-1947) war von September 1941 bis November 1944 in Auschwitz unter anderem als erster Schutzhaftlagerführer im Birkenauer Männerlager BIIId tätig. Schwarzhuber wurde von einem britischen Militärgericht (Ravensbrück-Prozess) zum Tode verurteilt und im Mai 1947 hingerichtet.

11 Zur Flucht von Unglik siehe auch die kurz nach Kriegsende von Otto Wolken verfasste «Chronik des Quarantänelagers Birkenau», in: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*. Hrsg. von H. G. Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1962, S. 148. Bei Wolken heisst der Häftling Szaja Unglik, Häftlings-Nr. 43645.

Mit feindseliger Miene standen sie im Halbkreis um mich herum, und ich verstand natürlich nicht, warum. Es schien aber auch gar nicht wichtig zu sein, doch dann brach Andrej Milár das Schweigen.

«Diese Suppe war für fünf Leute gedacht», sagte er sehr ruhig. «Mich stört nicht, dass du sie aufgeessen hast. Ich bin nur verwundert, dass du sie überhaupt angerührt hast. Du hast gerade deinen besten Freund tot da liegen sehen. Doch das Einzige, woran du denken kannst, ist Essen. Ich wusste bisher nie so genau, was ich von dir halten sollte. Jetzt weiss ich, dass du auch nur ein Tier bist.»

Ich wollte mein Verhalten gerade erklären, hielt mich aber noch rechtzeitig zurück. Ich wurde falsch beurteilt, doch ich konnte nichts dagegen tun, nur Weggehen.

Fünf Jahre später traf ich Dr. Andrej Milár an einer slowakischen Universität wieder, wo er Biologie lehrte. Mittlerweile kannte er die ganze Geschichte von Unglicks Flucht und sagte: «Entschuldige, Rudi. Seit ich dich das letzte Mal gesehen habe, habe ich gelernt, dass manche Menschen unter grosser Anspannung plötzlich zu essen anfangen. Jetzt verstehe ich, warum du die Gulaschsuppe aufgeessen hast!»

Charles Unglick wurde schon zur Schau gestellt. Sie hatten ihn aufrecht auf einen Hocker gesetzt und mit Hilfe von ein paar Spaten festgebunden. Ich blieb eine halbe Stunde bei ihm stehen, dann ging ich zurück zum Block, füllte eine Schüssel mit Wasser und nahm sie mit hinaus. Ich machte mein Taschentuch nass und wischte ihm behutsam das Blut und den Schmutz aus dem breiten mächtigen Gesicht. Und während ich das tat, redete ich mit ihm, und als ich schliesslich wieder in mein Zimmer ging, wusste ich, dass wenigstens sein Gesicht sauber war und etwas von der Würde, die man ihm bei der Gefangennahme geraubt hatte, wiederhergestellt war.

Auch am nächsten Tag war er noch da. Ja, er blieb achtundvierzig Stunden an den Hocker gefesselt, und in der Zeit erfuhr ich, was passiert war. Der SS-Mann war geradewegs in eine leere Garage gefahren, hatte den Werkzeugkasten aufgeschlossen und ihm ins Herz geschossen. Dann steckte er das irrsinnig viele Geld ein und meldete, dass er einen Häftling bei einem Ausbruchversuch ertappt habe.

Am nächsten Tag kamen vier Männer aus der Leichenkammer, um Charles Unglick abzuholen. Die Führungsspitze des Lagers versammelte sich um ihn herum, denn nach Auschwitzer Tradition musste er ausgezogen und seine Kleidung der Rangfolge gemäss unter den Lebenden verteilt werden.

Affe Tyn war da. Auch Leon Siwy,¹² ein polnischer Blockältester. Er wandte sich an mich und sagte: «Du nimmst dir, was du willst, Rudi. Er war dein bester Freund.»

Ich brachte kein Wort heraus. Siwy sagte: «Was willst du? Die Schuhe?»

«Ich möchte den Gürtel», sagte ich. «Nur den Gürtel.»

«Sei nicht verrückt. Nimm dir, was du willst. Was ist mit der Hose?»

«Nein, ich möchte den Gürtel.»

«Herrgott noch mal! Warum nimmst du nicht den Reissverschluss von seinem Pullover. Ein verdammt schöner Reissverschluss.»

Er beugte sich über den Leichnam, schnitt den Reissverschluss heraus und gab ihn mir. Ich schüttelte den Kopf, beugte mich über Unglick und schnallte ihm den Gürtel ab, den er mir drei Tage

12 Der Häftling Leon Siwy (*1902) kam mit dem ersten Transport von Häftlingen aus Schlesien nach Auschwitz und wurde als Nummer 1104 registriert; vgl. Irena Strzeleck: «Die ersten Polen im KL Auschwitz», in: *Hefte von Auschwitz* 18 (1990), S. 130, und dies.: «Quarantänelager», in: *Hefte von Auschwitz* 20 (1997), S. 88. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

vor seinem Tod «testamentarisch vermacht» hatte. Ich zog ihn mir fest um die Taille und sah zu, wie die anderen ihre Wahl trafen.

Schliesslich war Unglicks Leiche nackt. Leise sagte ich zu den Männern aus der Leichenkammer: «Das ist Charles Unglick. Er war sehr lange im Lager.»

Sie verstanden. Wir trugen ihn in den Waschraum und wuschen ihn, wickelten ihn in eine Decke und legten eine weitere Decke über ihn. Dann hoben die vier Männer ihre Last behutsam hoch, und wir begleiteten sie langsam bis zum Tor. Es öffnete sich, und wir sahen zu, wie die Männer, die normalerweise nackte Leichen durch den Schlamm schleiften, Charles Unglick mit etwas, das Achtung sehr nahekam, wegtrugen.

Ich habe den Gürtel Jahrzehnte lang getragen. Er war das einzige Erinnerungsstück, das ich aus Auschwitz-Birkenau hatte. Er war das Einzige, das ich haben wollte. 1999 habe ich den Gürtel dem Imperial War Museum in London für das Holocaust Exhibition Project geschenkt.

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Entkommen

Nach dem Verrat an Charles Unglick herrschte in meinen Gefühlen ein grosses Durcheinander. Ich empfand bittere Traurigkeit, weil ich einen Freund verloren hatte, unendliche Wut, die zu glühendem Hass auf den Mann wurde, der ihn ermordet hatte, und ganz primitive egoistische Erleichterung, weil ich durch Zufall verschont worden war. In meiner Enttäuschung, die ich mit niemandem teilen konnte, fühlte ich mich zudem sehr allein.

Die Enttäuschung konnte ich noch am ehesten wegstecken; die kannte ich schon. Ich hatte ja schon erlebt, wie einer meiner eigenen Fluchtpläne vereitelt worden war; und die Tatsache, dass es Kommandant Rudolf Höss höchstpersönlich war, der ihn vereitelte, machte den Schlag nicht erträglicher.

Der Plan war simpel, und im wahrsten Sinne des Wortes stolperte ich darüber. Als ich eines Nachts, nachdem ein Transport angekommen war, mit zwei grossen Koffern und einem Rucksack die Rampe hinunterrannte, stolperte ich über eine lose Bohle und schlug der Länge nach hin. Einen Moment blieb ich liegen. Dann sah ich plötzlich durch einen Spalt in den Bohlen den Boden unter mir und dachte, als ich mich wieder aufrappelte, eine Sekunde lang, wie herrlich es wäre, wenn ich mich durch diesen Spalt fallen lassen und nur ein paar Minuten unter der Rampe verstecken könnte, fern von den Gewehren, fern von den Waggons und fern von der Arbeit und dem Elend überall um mich herum.

Das Gebrüll eines SS-Mannes riss mich aus diesem schönen

Traum, und ich hetzte den Rest der Nacht weiter, vom einen Ende des Zuges zum andern, bis alle Waggons leer waren und die Beute eingesammelt.

Doch als ich morgens auf meine Pritsche sank, blitzte dieser kurze Blick auf einen Zufluchtsort mitten in der Hölle der Rampe immer wieder vor mir auf; und als ich darüber nachdachte, nahm eine Idee Gestalt an und begann zu reifen.

Zuerst überlegte ich, wo genau sich die Rampe befand. Sie lag zwischen dem Stammlager Auschwitz und dem Lager Birkenau ausserhalb beider äusserer Postenketten. Ein Häftling, der sich den SS-Männern eine gewisse Zeit entziehen konnte, hatte vielleicht eine Chance zu entkommen.

Wie jeder vernünftige Hase konzentrierte ich mich auf die Hunde. Ich prägte mir ihre Wege ein und wie sie mich einkreisen würden. Wenn ein Zug ankam, umstellten sie ihn lückenlos. Da wir Häftlinge ihn am Ende zu entladen begannen und uns langsam zum Anfang vorarbeiteten, wurde der Sperrgürtel stetig enger. Ihn zu durchbrechen war schlechterdings unmöglich.

Aber war es möglich, sich darunter wegzuducken? Unter dem Gewicht der unendlich vielen Füsse, die die letzten Schritte zu den Gaskammern machten, war das Holz der Rampe an manchen Stellen zerborsten. Wenn man eine Bohle herausreissen und rasch durch den Spalt entschlüpfen konnte, war man schon fast frei. Man musste sich nur noch unter der Rampe zum Ende des leeren und unbewachten Zugteils, das heisst, zu dem Bereich ausserhalb des Kordons vorarbeiten und war dann wirklich frei.

Essen und Kleidung sollten keine Probleme bereiten, denn beides lag in Hülle und Fülle herum. Schwierig wurde es wahrscheinlich, wenn man am Ende der Rampe ins Freie trat. Die SS, der dieses Schlupfloch nicht verborgen bleiben konnte, hatte dort

garantiert eine Wache postiert. Doch mit Hilfe eines scharfen Messers war auch dieses Problem relativ leicht zu lösen.

Ich begann die Schwachstellen zu untersuchen, die ramponierten, losen Bohlen, die man in Sekundenschnelle hochheben und wieder an Ort und Stelle ziehen konnte. Ich merkte mir genau, wo sie waren, und wurde immer sicherer, dass ich mit etwas Glück eventuell entkommen konnte. Um die Möglichkeit, diesen «Notausstieg» wirklich einmal zu benutzen, nicht zu verlieren, lehnte ich sogar eine Arbeit als Blockschreiber in Birkenau ab, und war schon so weit, dass ich nur noch auf den passenden Moment zum Ausbruch wartete, als, wie gesagt, mein ganzer schöner Plan zu nichte gemacht wurde.

Kommandant Höss kam nämlich plötzlich zu dem Schluss, dass die Rampe mit Beton verstärkt werden müsse. Ob er es deshalb anordnete, weil er die Mängel und möglichen Fluchtwege entdeckt hatte oder weil er befürchtete, dass das ganze Ding zusammenbrechen und den Nachschub für seine Krematorien gefährden würde, wusste ich nicht. Ich sah nur, dass eines Tages, während ich schlief, offenbar Hunderte von Häftlingen ans Werk gesetzt worden und, als ich abends zum Dienst anrückte, alle Spalten verschwunden waren. Und damit meine Hoffnungen.

Doch ich liess mich nicht allzusehr entmutigen. Vielleicht weil ich jung und kräftig war, hegte ich die gleichen Illusionen wie ein Soldat. Der Mann neben mir mochte fallen, mir selbst aber würde nichts passieren.

Ja, im Grunde war ich der felsenfesten Überzeugung, dass selbst wenn alle anderen im Lager starben, ich entkommen würde, und ich kann mich nicht erinnern, dass ich diesen Glauben je aufgab, nicht einmal, als ich einen Versuch nach dem anderen scheitern und in einem würdelosen Tod enden sah.

Doch natürlich gab es Phasen, in denen meine Hoffnungen auf den Nullpunkt sanken. Die Regeln des Untergrundes besagten im

Übrigen, dass ich ohne dessen Erlaubnis keinen Fluchtversuch unternehmen durfte. Vom Untergrund sollte ich ja meinen Pass für die Freiheit bekommen, und ein solches Reisedokument wurde nicht gerade grosszügig ausgegeben.

Das war prinzipiell auch richtig. Lange vor mir hatten die Männer des Untergrunds sich schon darauf konzentriert, dass man die Wahrheit über Auschwitz verbreiten, seine Geheimnisse enthüllen und die europäischen Juden warnen müsse, was sich hinter dem Wort Deportation verbarg. Ihre Motive waren absolut uneigennützig, sie suchten nur die richtige Vorgehensweise, den richtigen Moment und den richtigen Mann. Als ich ihnen mit der gebotenen Vorsicht meine Pläne unterbreitete, waren sie skeptisch. Zum einen fanden sie, dass ich zu impulsiv sei, um Erfolg zu haben, dass nur ein Mann mit grosser Erfahrung und eiserner Disziplin es schaffen könne, zum anderen hielten sie mich für zu jung, als dass die Welt mir glauben würde, was im Lager geschah. Wer, so argumentierten sie, würde einem Jungen von achtzehn oder neunzehn die Schilderung solcher Verbrechen abnehmen? Zivilisierte Menschen würden ja schon kaum einem reifen Erwachsenen Glauben schenken. Bis zu einem gewissen Grad hatten sie Recht. Denn als der Auschwitz-Bericht¹ nach meiner Flucht London und Washington erreichte, konnten sowohl Churchill als auch Roosevelt zunächst kaum begreifen, dass irgendjemand derartige Gräueltaten in einem solchen Ausmass beging.

1 In der Holocaust- und Auschwitz-Forschung ist im Allgemeinen vom «Auschwitz-Protokoll» (bzw. «Auschwitz-Protokollen») oder vom «Auschwitz-Bericht» (bzw. «Auschwitz-Berichten») die Rede. Gemeint sind die beiden Berichte, die Rudolf Vrba und Fréd Wetzler im April 1944 sowie Czeslaw Mordowicz und Arnost Rosin im Juni 1944 erstattet haben. Gelegentlich ist auch der Bericht des «polnischen Majors», des Auschwitz-Häftlings Jerzy Tabeau (im Lager unter dem Namen Jerzy Wesolowski registriert), damit gemeint. Tabeau flüchtete im November 1943 aus Auschwitz und verfasste ebenfalls einen Bericht.

Im Allgemeinen aber war es, wie schon erwähnt, fast unmöglich, überhaupt mit jemandem über Flucht zu reden. Das Wort galt als unanständig, und man nahm es in Gesellschaft nicht in den Mund, denn die Deutschen waren nicht dumm und hatten überall ihre Spitzel. Was ein Fluchtprojekt natürlich zusätzlich erschwerte. Doch ich hatte Glück, ich hatte Fred Wetzler, meinen Freund aus Trnava, dem ich bedingungslos vertrauen konnte.

Seine Position im Lager war einzigartig. Er war bei allen beliebt, bei den Deutschen, bei den normalen Häftlingen und auch beim Untergrund, obwohl er diesem nicht angehörte und nicht wusste, dass ich die ganze Zeit, die wir zusammen im Lager waren, Mitglied war. Im Gegensatz zu den meisten anderen Häftlingen interessierte er sich überhaupt nicht für Politik, was allerdings keineswegs bedeutete, dass er sich nicht für Menschen interessierte. Fred mochte unpolitisch sein, aber sein Herz war gross.

Wegen seiner Beliebtheit hatte er vielfältige Kontakte, die sich stets als nützlich erwiesen und echter Achtung und nicht Bestechung geschuldet waren. Viele Leute vertrauten sich ihm an, nicht nur, weil sie ihn mochten, sondern weil sie wussten, dass sie sich auf ihn verlassen konnten, und er kannte sich dadurch allerbestens im Lager aus.

Das Vertrauen, das er in den Menschen weckte, führte zu einem seltsamen Angebot von einer noch seltsameren Seite.

Als ich einmal abends zum Essen in seine Baracke in Lager BIIId ging, verspeiste er eine Schüssel Kartoffeln mit einem SS-Mann namens Pestek,² einem besonders gutaussehenden Unterscharführer von etwa sechsundzwanzig. Kaum war ich eingetre-

2 Der rumäniendeutsche SS-Mann Viktor Pestek verhalf dem jüdischen Häftling Vitezslav bzw. Siegfried Lederer zur Flucht. Vgl. Henryk Swiebocki: *Widerstand*, in: Dlugoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. iv, S. 275 f.

ten, sagte Fred zu seinem Gast: «Ich möchte mich kurz mit Rudi darüber unterhalten. Entschuldigen Sie uns bitte eine Minute?»

Der Deutsche nickte. Fred nahm mich mit in ein anderes Zimmer und sagte: «Hör zu, Rudi. Der Bursche hat einen wahnsinnigen Plan, der vielleicht funktioniert. Er will mir helfen zu entkommen. Er will mich als hochrangigen SS-Offizier verkleiden und mit mir durchs Tor marschieren. Danach, sagt er, müssen wir nur noch in einen Zug nach Prag steigen.»

«Sei kein Narr, Fredo», sagte ich barsch. «Denk an Fero Langer. Denk an Unglick. Er will dich reinlegen.»

«Das glaube ich nicht, Rudi», sagte Fred. «Ich kenne den Burschen. Wir haben oft zusammen gegessen, ja uns zusammen betrunken. Er ist anders als die anderen. Er ist einer der wenigen anständigen SS-Männer auf Erden.»

Ich hatte grossen Respekt vor Freds Menschenkenntnis, doch die beiden einander so schrecklich gleichen Bilder von Fero mit dem halb weggeschossenen Gesicht und dem toten Charles Unglick, der mit Spaten an einen Hocker gefesselt war, standen mir immer noch lebhaft vor Augen.

«Nein, Fred», sagte ich. «Das Risiko lohnt sich nicht. Langer und Dobrovlny waren wie Brüder, und du hast ja gesehen, was passiert ist.»

Fred überlegte geraume Zeit. Dann ging er zurück ins Zimmer und sagte zu dem SS-Mann: «Danke, Pestek. Aber ich glaube nicht, dass es klappen würde. Und wenn es nicht klappt, sind wir beide so gut wie tot.»

Der Deutsche zuckte die Schultern und sagte mit einem Blick zu mir: «Hat Fred dir von dem Plan erzählt, Rudi?»

Ich nickte.

«Wie ist es dann mit dir? Ich bin überzeugt, wir würden es schaffen.»

«Warum machen Sie das? Was haben Sie davon? Warum wollen Sie Ihre Karriere und Ihr Leben aufs Spiel setzen?»

«Weil ich das Ganze hier hasse», sagte er leise. «Weil ich es hasse, zu sehen, wie Frauen und Kinder ermordet werden. Ich will etwas tun, irgendetwas, damit ich den Geruch aus der Nase kriege und mich wieder ein wenig sauberer fühle.»

«Aber wie sollen wir durchs Tor kommen? Angenommen, jemand stellt mir Fragen. Es gibt Hunderte von Unsicherheitsfaktoren.»

«Wenn dich jemand anspricht, deutest du nur mit dem Kopf auf mich. Vergiss nicht, du bist Hauptsturmführer. Ich bin dein Adjutant. Du verschwendest deine Zeit nicht mit unbedeutendem Fussvolk. Wenn man einen Hund hat, bellt man nicht selbst.»

«Und was ist in der Eisenbahn? Was ist, wenn mich im Zug jemand anspricht? Was ist mit den Schaffnern, der Militärpolizei oder den Grenzkontrollen?»

«Du wirst schlafen. Einen Hauptsturmführer stört man nicht. Um die profanen Dinge kümmert sich sein Adjutant.»

Der Plan war kühn und eigentlich so simpel, dass er Erfolg haben konnte. Ich dachte eine Weile schweigend darüber nach, suchte Mängel und fand keine, doch die quälenden Erinnerungen an Fero und Chariot waren mir noch zu nah.

«Danke für das Angebot», sagte ich schliesslich. «Aber ich glaube, mir ist das Risiko zu hoch.»

Ein paar Tage später kam Hugo Lenk, Veteran der Internationalen Brigaden, der mit dem zweiten tschechischen Transport gekommen war, zu mir und sagte: «Kennst du den SS-Mann Pestek? Er hat einen Plan. Er will mich in der Uniform eines SS-Offiziers rausschuggeln. Klingt wahrscheinlich verrückt, aber...»

«Ich weiss Bescheid», sagte ich. «Er hat auch Fred Wetzler und mir das Angebot gemacht. Er scheint in Ordnung zu sein, inso-

weit man das überhaupt von einem SS-Mann sagen kann, aber irgendwas an der ganzen Sache stinkt. Und wenn ich dir einen Rat geben darf, lass die Finger davon!»

Lenk befolgte meinen Rat; doch Pestek schien entschlossen, seinen Plan umzusetzen. Er setzte sich mit einem Mann namens Lederer in Verbindung, einem Freund von Lenk im Tschechenlager; und Lederer ging mit.

Ich weiss nicht genau, wann sie gingen, doch ich erinnere mich, dass die Alarmsirenen heulten. Ich weiss noch, dass ich dachte: Bald ist er zurück. Mit weggepushtem Gehirn.

Lederer kam aber nicht zurück. Er reiste in einem Ersterklasseabteil mit Pestek nach Prag und lebt heute noch – in Israel – und verdankt sein Leben dem einzigen anständigen SS-Mann, den ich je kennengelernt habe, einem Mann, den ich nach seinen Kameraden beurteilte und zurückwies, einem Mann, der sich gegen die Gehirnwäsche wehrte, der die Niedertracht unter den feschen grauen Uniformen sah und den Mut hatte, etwas dagegen zu tun. Ja, er tat zwei Mal etwas dagegen, wenn auch beim zweiten Mal aus eigensüchtigeren, nicht ganz so idealistischen Gründen.

Er hatte sich in eines der Mädchen im tschechischen Lager verliebt, wie ich, und ermutigt durch seinen Erfolg mit Lederer beschloss er, noch ein einziges Mal nach Auschwitz zurückzugehen und zu versuchen, sie herauszuschmuggeln.

Es war eine aberwitzige Idee und zum Scheitern verurteilt, denn mittlerweile wurde er steckbrieflich gesucht. Doch die Liebe kennt selten Logik, und offenbar meinte er, auch das Mädchen könne sich für einen Tag in einen Hauptsturmführer verwandeln, wenn sie sich das Haar abschnitt.

Zu diesem letzten Coup kehrte er zum «Schauplatz seines Verbrechens» zurück. Ein deutscher Berufsverbrecher erkannte ihn, schlug Alarm, und Pestek wurde in Block u, den Strafblock gebracht.

Wir sahen ihn nie wieder, hörten aber von ihm. Ein paar Tage später erfuhren wir durch den «Lagertelegrafen» vom Sonderkommando: «Pestek ist in den Öfen ... das, was von ihm übrig ist.»

Ich glaube, darüber, dass ich Pestek nicht getraut hatte, war ich enttäuschter als über das Scheitern meiner früheren Pläne. Trotzdem verlor ich den Mut nicht. Mit Fred zusammen hoffte und plante ich weiter, suchte weiter das kleinste Loch in den Sicherungsanlagen von Auschwitz. Einige Zeit später kam er mit bedeutenden Neuigkeiten zu mir.

«Vier von den Jungs aus der Leichenkammer – übrigens die, die Unglück weggetragen haben – wollen ausbrechen, Rudi», sagte er, «und sie brauchen unsere Hilfe.»

Ich kannte die Häftlinge gut. Weil sie die Toten einsammeln mussten, konnten sie sich relativ frei zwischen den Lagerabschnitten bewegen, was ihnen bei einer Flucht einen unmittelbaren Vorteil verschaffte.

«Du hast doch die Bretter gesehen, die sie für das neue Lager, das sie bauen, gestapelt haben?», fuhr Fred fort. Ich nickte. Birkenau III sollte neben Birkenau II gebaut werden, um die Flut der Ungarn aufzunehmen.³

«Sie haben ein paar Kapos bestochen, damit die die Bretter so stapeln, dass in der Mitte ein Hohlraum bleibt. Gross genug für vier Leute.»

Ich begriff ihr Vorhaben sofort. Die Bretter lagen ausserhalb der kleinen Postenkette in einem Bereich, der nachts nicht bewacht wurde, weil sich alle Häftlinge sicher hinter den Starkstromzäunen und Wachtürmen des Lagers befanden. Und ich wusste ja, dass die vier Ausbrecher gute Chancen hatten, wenn

³ Im Frühjahr 1944 begann die SS mit dem Bau einer Lagererweiterung, Bill genannt. Von Juni bis Oktober 1944 wurden meist unregistrierte Deportierte, sogenannte Depothäftlinge, in dem neuen Lager untergebracht.

sie sich drei Tage lang verstecken konnten, während alle Wachen Posten bezogen und das gesamte Lager durchsucht wurde. Nach Ablauf von drei Tagen ging man, wie erwähnt, davon aus, dass sie es aus Auschwitz heraus geschafft hatten, und übergab die Suche den Behörden ausserhalb. Die Wachen, die drei Tage lang das gesamte Lager umstellt hatten, wurden abgezogen, und die Flüchtlinge mussten nur bis zur Nacht warten, um an den unbesetzten äusseren Wachtürmen vorbeizuschleichen.

«Wie können wir ihnen helfen?», fragte ich. «Und überhaupt, warum wenden sie sich an uns?»

«Einer von ihnen ist Sandor Eisenbach. Offenbar mag er uns und vertraut uns.»⁴

Ich lächelte. Sandor Eisenbach! Er war Slowake, ein gutes Stück älter als ich und ein Bekannter meiner Eltern. Ja, seit wir uns im Lager getroffen hatten, hielt er ein väterliches Auge auf mich.

«Sie wollen nur, dass wir sie informieren, was im Lager passiert, während sie im Versteck sind, und ein bisschen auf sie aufpassen», sagte Fred.

Als Blockschreiber hatten auch Fred und ich eine gewisse Bewegungsfreiheit; die vier Häftlinge verlangten also nicht viel. Ein paar Tage danach ertönten die Sirenen, und wir sahen voller Sorge zu, wie Männer und Hunde das Lager durchkämmten. Sie rannten mehrere Male an dem Holzstoss vorbei, schienen aber gar nicht auf die Idee zu kommen, dass die Häftlinge, die sie suchten, in einem kleinen Hohlraum in dessen Innerem hockten.

Als die Suche abends weiter entfernt fortgeführt wurde, schlenderte ich beiläufig zur Fluchtkammer und flüsterte, ohne hinzusehen: «Hört ihr mich?»

4 Bei Czech: *Kalendarium*, S. 732, heisst der Häftling Mendel Eisenbach.

«Ja.»

Die Stimme war leise, aber deutlich zu hören. Während ich so tat, als studierte ich ein paar Dokumente in meiner Hand, sagte ich: «Alles in Ordnung. Sie sind jetzt drüben bei den Krematorien. Sie sind schon ein Dutzend Mal hier vorbeigegangen, haben aber nicht einen Blick auf das Holz geworfen.»

«Gut, danke.»

Ich schaute meine Papiere weiter mit gerunzelter Stirn an, als bereiteten sie mir grosse Probleme, schlenderte zum Lager BIIID zurück und berichtete Fred, dass alles in Ordnung sei.

Am nächsten Tag wurde die Suche intensiviert. Fred und ich wechselten uns ab, die Jungs zu informieren; und bei Einbruch der Nacht wussten wir, dass ihre Chancen erheblich stiegen, denn zu dieser Zeit waren die Suchtrupps weitgehend davon überzeugt, dass ihre Opfer entkommen waren. Ja, am dritten Tag und in der folgenden Nacht wurde nur noch der Form halber gesucht, und als ich am vierten Morgen an dem Holzstoss leise etwas sagte, bekam ich keine Antwort.

Sie waren frei! Eine riesige Freude wogte in mir auf, nicht nur, weil sie die erste Hürde genommen hatten, sondern auch, weil sie einen perfekten Ausgangspunkt hinterlassen hatten, den man noch einmal benutzen konnte. Abends sprachen Fred und ich darüber und beschlossen, dass wir uns als Nächstes dort verstecken würden, wenn wir auch beide der Meinung waren, dass es klug sei, eine gewisse Zeit verstreichen zu lassen, bevor wir detaillierte Pläne schmiedeten. Die vier ehemaligen Häftlinge hatten immerhin noch einen weiten Weg vor sich, und ich dachte an Hauptmann Dmitri Volkovs letzte Warnung: «Vergiss nie – der eigentliche Kampf beginnt erst dann, wenn du nicht mehr im Lager bist.»

Wir wollten zwei Wochen verstreichen lassen, bevor wir etwas unternahmen. Dann, so schätzten wir, waren sie entweder tot, ein-

gefangen oder im sicheren Versteck bei Freunden, und während die Tage verstrichen, wurden wir immer optimistischer.

Aber nicht zu sehr; und leider war unsere Zurückhaltung voll- auf berechtigt. Nur eine Woche nach meinem letzten Besuch bei dem Holzstoss herrschte grosse Aufregung am Tor, und ich sah, wie die vier Männer, von grinsenden SS-Männern eskortiert, durchs Lager geführt wurden.

Bitterer Zorn und Kummer stieg in mir auf. Dass sie es nicht geschafft hatten, war schon schlimm genug, doch jetzt hatten Fred und ich wahrscheinlich keine Chance mehr auf einen Versuch. Ich war überzeugt, dass man in Block II das Geheimnis ihres Fluchtweges langsam aus ihnen herauspressen würde.

Doch als sie an mir vorbeikamen, fing Sandor Eisenbach meinen Blick auf und zwinkerte mir zu.

Ich wusste, was das Augenzwinkern bedeutete. Das Geheimnis war nicht entdeckt worden, obwohl man, wie an den offenen Wunden und Blutergüssen auf ihren Gesichtern unschwer zu erkennen, die Gefangenen schon verhört hatte. Aber jetzt mussten sie in Block 11, und die Sache wurde ernst.

Die Gefangennahme der vier Männer aus der Leichenkammer war an dem Tag nicht die einzige Sensation im Lager. Wenige Stunden später versuchten zwei französische Juden, ein Kapo und sein Stellvertreter, zu entkommen und wurden fast sofort gefasst. Sie hatten einen Laib Brot dabei, in dem Diamanten im Wert von Millionen versteckt waren. Auch sie kamen in Block II.

Na, da hatte die SS ja ihren grossen Tag, dachten wir. Noch nie in der Geschichte des Lagers hatte sie sechs Ausbrecher präsentieren können. Noch nie hatte sich ihr eine solche Gelegenheit geboten, den anderen Insassen klarzumachen, dass sich Verbre-

chen solcher Art nicht lohnten. Als ein paar Tage später zwei fahrbare Galgen herausgeschoben wurden und die SS mit ihren Waffen und Trommeln aufmarschierte, war also niemand überrascht.

Obersturmführer Schwarzhuber hielt die Rede zur Exekution. In einer minutenlangen Strafpredigt schilderte er uns lebhaft, was unweigerlich jedem passieren werde, der in die Fusstapfen der sechs elenden Schurken trat, die, die Hände auf dem Rücken gefesselt, vor uns standen. Er nannte uns den Wert der «gestohlenen» Diamanten und verkündete dann mit sichtlichem Vergnügen: «Sie werden am Galgen sterben. Aber zuerst kriegen sie fünfzig Peitschenhiebe.»

Ein SS-Mann, die neunschwänzige Katze in der Hand, trat vor. Einer nach dem anderen bückten sich die beiden Franzosen über den Bock, und man hörte eine halbe Stunde lang nichts als das dumpfe Klatschen der Lederriemen auf den Leibern.

Doch das war nur die Ouvertüre, der wichtigste Akt war das Hängen. Ein Trommelwirbel ertönte, und die beiden Franzosen wurden die Stufen hochgehievt. Der Häftlingshenker arbeitete schnell. Die Falltüren öffneten sich, krachten gegen die Seiten des Podestes, und die schrecklichen Verrenkungen der Leiber begannen.

Nach ein paar Minuten hingen die Leichname schlaff herunter. Wir warteten, dass sie abgenommen würden, um Platz für die nächsten beiden Opfer zu machen, und wappneten uns für das Schauspiel, das wir viele Male erlebt hatten, aber immer noch kaum ertragen konnten. Doch keiner der Männer um die Galgen herum bewegte sich. Ich hörte, wie ein SS-Mann einen scharfen Befehl bellte, und sah dann zu meinem Erstaunen, dass die vier Männer, die mit Hilfe der Höhle in dem Holzstapel entkommen waren, wieder in den Strafblock geführt wurden.

Eine Weile lang wurden sie noch verschont, doch wozu? Damit man sie noch mehr foltern konnte? Bedeutete es, dass die SS immer noch nicht wusste, wie sie entkommen waren, und entschlossen war, es herauszufinden? Abends betrachteten Fred und ich das Rätsel von allen Seiten und kamen zu dem Schluss, dass unsere Hoffnungen tatsächlich sehr geschrumpft waren. Wir glaubten, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis unsere Freunde einbrachen. Der menschliche Körper und der menschliche Geist können nur bis zu einem gewissen Grad standhalten, und die SS-Männer waren Folterexperten.

Zu meinem Erstaunen erschienen die vier Häftlinge ein paar Tage später wieder im Lager und nicht am Galgen. Gewiss, sie kamen direkt in die grausige Strafkompagnie, aber sie lebten noch. Erneut versuchten Fred und ich einen Grund für diese noch nie dagewesene Gnadenfrist zu finden, waren nun jedoch wirklich ratlos.⁵

Eine Antwort auf die wichtigste Frage, ob die Häftlinge den Hohlraum im Holz verraten hatten oder nicht, bekamen wir trotzdem bald. Denn obwohl die Strafkompagnie vom übrigen Lager streng getrennt war, fand ich schon bald einen Vorwand, um mich den Männern zu nähern.

Ich ging dicht an Sandor Eisenbach vorbei und flüsterte, ohne ihn anzuschauen: «Wissen sie Bescheid?»

Mit den anderen musste er mit blossen Händen einen Graben ausheben und häufte Erde in seine Kappe. Ohne innezuhalten oder den Kopf zu heben, brummte er: «Nein.»

5 Czech vermerkt: «Aus dem KL Auschwitz n fliehen vier Häftlinge: der Pole Stefan Majewski (Nr. 131937) und die Juden Getzel Abramociz (Nr. 27577), Mendel Eisenbach (Nr. 32704) und Kuba Balaban (Nr. 86794). Die Häftlinge Abramociz, Eisenbach und Balban werden gefasst, erneut ins KL Auschwitz eingeliefert und am 17. März 1944 ‚bis auf Widerruf‘ in die Strafkompagnie in Birkenau eingewiesen.» (Czech: *Kalendarium*, S. 732 f.)

«Weisst du das genau?»

«Ich schwör es dir – beim Andenken an meinen Vater. Lass es dir von mir gesagt sein, du bist bald hier weg.»

Mit diesen Worten nahm er die Kappe mit der gefrorenen Erde und rannte davon, um sie auszuleeren. Hoch erfreut ging ich zu Fred zurück, denn ich wusste, auf das, was Sandor gesagt hatte, konnte ich mich voll und ganz verlassen. In meine Freude mischte sich Hochachtung für die Kraft dieses Mannes und seiner drei Freunde.

Als ich am nächsten Tag noch einmal zu ihm ging, um mich zu bedanken, flüsterte er: «Sei nicht albern. Aber du kannst dich erkenntlich zeigen.»

«Klar. Ich tue alles, was ich kann.»

«Wir haben ein kleines Andenken im Hohlraum hinterlassen. Einen letzten Gruss, den wir in die Bretter geritzt und mit unseren Nummern unterschrieben haben. Wenn sie den finden, sind wir endgültig geliefert.»

«Ich kratze ihn raus, sobald ich drin bin. Aber was für einen Gruss?»

«Leckt uns am Arsch!»

Ich unterdrückte ein Lachen. Dann sah ich die vier vor mir, wie sie in dem kleinen Loch zusammenkauerten und die SS-Stiefel um sich herum knallen hörten, und ich fragte mich, ob mein Sinn für Humor in der Situation auch noch so ungebrochen wäre.

«Was ist schiefgegangen?», flüsterte ich. «Wie seid ihr gefangen genommen worden?»

«Wir sind ausserhalb von Porąbka in eine Militärpatrouille geraten. Haltet euch von dem Ort fern. Er ist gar nicht mal gross, aber warum auch immer – er wimmelt von Soldaten und der Himmel dort hängt voller Sperrballons.»

Fred und ich brauchten mittlerweile jeden noch so kleinen Fetzen Information, denn wir waren fast bereit zur Flucht.

Das Kaufhaus Kanada hatte uns unsere Kleidung geliefert – teure holländische Anzüge, Mäntel und schwere Stiefel –, der russische Tabak war in Benzin getränkt und getrocknet worden. Und am allerwichtigsten: Wir hatten zwei Polen organisiert, die die Bretter wieder an Ort und Stelle legen würden, sobald wir in den Hohlraum geschlüpft waren.

Endlich setzten wir Datum und Uhrzeit fest: zwei Uhr nachmittags am 3. April 1944. Die Verabredung einzuhalten war die erste Hürde, die wir nehmen mussten, denn obwohl die Polen ebenso wie Fred und ich relativ grosse Bewegungsfreiheit hatten, konnten uns hundert Kleinigkeiten davon abhalten, gleichzeitig an dem Holzstapel anzukommen.

Am ersten Tag hatte ich kein Problem, Lager BIIa zu verlassen. Ich sagte dem SS-Mann am Tor, ich müsse zum Krematorium, und er erwiderte nur: «Bring mir ein Paar Socken mit.» Auch die Polen, die beide in der Leichenkammer arbeiteten, schafften es. Nur Fred fehlte, und abends erfuhr ich, dass er nicht gewagt hatte, sein Lager zu verlassen, weil er an einem besonders misstrauischen SS-Mann am Tor hätte vorbeigehen müssen.

Am zweiten Tag kam ich wieder problemlos durch, wieder bat der SS-Mann um ein Paar Socken. Diesmal fehlte aber einer der Polen, weil er für seinen Kapo eine besondere Arbeit erledigen musste, und so ging es vier Tage lang. Jedes Mal musste ich niedergeschlagen zu meinem Lager zurückkehren und dem SS-Mann am Tor sagen, ich hätte seine Socken vergessen.

Langsam schöpfte er sicher Verdacht; jedenfalls hob meine Vergesslichkeit nicht gerade seine Laune. Am fünften Tag brummte er: «Wenn du mir dieses Mal keine Socken mitbringst, brauchst du überhaupt nicht mehr zurückzukommen!»

Ich versprach hoch und heilig, ihn nicht zu vergessen, hoffte

aber inständig, dass seine Worte wahr würden, wenn auch nicht in dem von ihm gemeinten Sinn.

Um ein Haar wäre ich dann aber auf eine Weise verschwunden, an die wir beide nicht dachten. Auf dem Weg zum Holzstoss packten mich zwei SS-Männer, neue Unterscharführer, die ich noch nie gesehen hatte.

«Na!», sagte einer höhnisch grinsend. «Wen haben wir denn hier? Einen Zivilisten – oder einen Häftling? Haben wir so eine Schneiderpuppe überhaupt schon mal gesehen, Fritz?»

Es stimmte, ich sah wirklich aus wie ein wohlhabender holländischer Mijnheer. Einen erfahreneren SS-Mann hätte das allerdings nicht weiter gekümmert, der hätte gewusst, dass ich als Blockschreiber in punkto Garderobe beträchtliche Freiheit besass. Ja, mein schicker Aufzug wäre lediglich als exzentrisch betrachtet worden, denn die meisten SS-Leute kannten mich und betrachteten mich als festen Bestandteil des Lagers.

Für diese beiden jedoch war ich eine Kuriosität, und ihre mangelnde Erfahrung konnte mir den sofortigen Tod bringen, denn die Uhr, die ich für die Reise gestohlen hatte, drückte mich unter meinem Hemd. Wenn sie die fanden, würde ich im Strafblock landen und wegen «Fluchtversuchs» gehängt werden. Fast hörte ich schon, wie Obersturmführer Schwarzhuber vor den Galgen anhub: «Wozu braucht ein Häftling eine Uhr, wenn er nicht flüchten will?»

Diese beiden aber machten sich höchst bedrohlich weiter über mich lustig, und ich wusste, wenn sie ihren Spass gehabt hatten, würden sie mich durchsuchen. Ich dachte an Fred und die Polen, die warteten, und verfluchte insgeheim mein Pech. Auf diese Art war ich während meiner langen Karriere in Auschwitz noch nie angehalten worden!

«Ich frage mich, Hans», sagte der andere SS-Mann, «was die-

ser feine Pinkel wohl in seinen schicken Taschen hat. Sollen wir mal nachschauen?»

Er fuhr mit der Hand in meine Manteltasche und holte eine Handvoll loser Zigaretten heraus, die er eine nach der anderen mit den Worten «Da schau her, Hans! Er muss ein starker Raucher sein!» in den Dreck purzeln liess.

Sie nahmen mir hundert Zigaretten ab, die ich in letzter Minute rasch eingesteckt hatte, und ich wartete, dass sie nun ernsthaft mit der Durchsuchung beginnen würden. Ja, ich wünschte mir geradezu, sie würden der Sache ein baldiges Ende bereiten, denn zu dem Zeitpunkt war ich überzeugt, dass ich verloren war. Der Schweiß rann mir den Rücken hinunter; doch obwohl die Enttäuschung in mir gärte, schaffte ich es irgendwie, eine völlig ausdruckslose Miene zu bewahren.

Dann merkte ich, wie in Trance, dass sie meinen Mantel nicht aufgemacht hatten, sondern zurückgetreten waren und mich anschauten.

«Du unverschämter Hund!», sagte Fritz leise, holte mit seinem dicken Stock aus und liess ihn auf meine Schulter niedersausen. «Ich werde dich lehren, hier den feinen Herrn zu markieren!»

Wieder traf mich ein Stockhieb, und ich wankte ein wenig.

«Ich werde dich lehren, wie ein kostümierter Affe hier herumzuspazieren. Ich werde dich lehren, Zigaretten zu schmuggeln, die du gestohlen hast. Schreib seine Nummer auf, Hans, denn offenbar wird es Zeit, dass dieses Arschloch von Blockschreiber erfährt, wie es in Block II zugeht.»

Über seine Schulter sah ich die beiden Polen vorbeigehen. Sie wurden blass, verzogen aber keine Miene, als sie mich in den Händen der SS-Männer sahen. Plötzlich schlug mir Fritz ins Gesicht und sagte: «Los, du Schwein, beweg dich! Geh mir aus den Augen!»

In meinem Kopf schwirrte alles durcheinander – Schmerz, verlorene Hoffnung, Wut.

«Aber Block II, Herr Scharführer», stotterte ich. «Ich dachte, Sie hätten gesagt...»

«Jetzt nicht, du Idiot! Ich habe Besseres zu tun, als eine Laus wie dich durchs Lager zu führen. Ich werde dich der Politischen Abteilung melden, und die kann sich nach dem Abendappell deiner annehmen. Jetzt marsch zurück in deinen Abschnitt, bevor ich dir den Hals umdrehe!»

Ich riss die Augen auf und starrte ihn für den Bruchteil einer Sekunde erstaunt an. Er hatte mich nicht verhaftet! Er würde mich nicht weiter durchsuchen! Ohne ein Wort rannte ich davon, zum Tor meines Abschnitts, drehte, sobald ich ausser Sichtweite war, nach links ab und schlenderte wie beiläufig in Richtung unserer kleinen Holzhütte.

Ich hatte immer noch viel Zeit, um pünktlich dort zu sein, doch auf dem Weg wurde ich wieder aufgehalten, dieses Mal war es allerdings weniger gefährlich als vielmehr ärgerlich. Ich begegnete Unterscharführer Otto Graf, der mich – es schien Jahre her zu sein – in Kanada drangsaliert hatte. Jetzt hatte er das Sonderkommando unter sich.

Weil ich wusste, dass die Augen anderer SS-Männer auf mich gerichtet sein konnten, riss ich mir sofort die Mütze vom Kopf und stand stramm.

Otto grinste und sagte: «Na, du alter Sauhund, wie geht's dir?»

Innerlich fluchend, denn offenbar wollte er einen Plausch halten, erwiderte ich: «Gut, Herr Unterscharführer. Und selbst?»

«Ich habe die ganze Nacht gearbeitet», sagte er, angewidert das Gesicht verziehend. «Vermutlich um einiges härter als du. Verdammt noch mal, ich kann kaum die Augen offenhalten.»

«Das tut mir leid für Sie», sagte ich mit gezwungenem Grinsen, «aber schliesslich ist Krieg.»

«Wohl wahr!», seufzte er. «Hier – nimm eine griechische Zigarette. Die sind besser als nichts.»

Da wusste ich, warum er so hart gearbeitet hatte. Ein grosser Transport aus Griechenland war angekommen.

«Nein, danke», sagte ich. «Die rühre ich nicht an. Davon muss ich husten.»

«Du Oberpingel!», sagte er lachend. «Und frech wie eh und je! Na, denn ... bis bald!»

Er schlenderte davon, und ich fand es doch von hoher Symbolkraft, dass der schöne, brutale Otto der Letzte sein sollte, mit dem ich im Lager sprach.

Ich konnte den Holzstoss jetzt sehen und die beiden Polen oben drauf, offenbar bei der Arbeit. Auch Fred war da, und die drei sperrten ganz schön Mund und Nase auf, als sie mich sahen, denn sie dachten natürlich, ich sei längst im Strafblock. Doch keiner sagte ein Wort. Die Polen schoben die Bretter beiseite und nickten uns beinahe unmerklich zu.

Das war's nun. Einen Moment lang zögerten Fred und ich – wenn wir einmal zugedeckt waren, führte kein Weg zurück –, doch dann kletterten wir rasch zusammen auf den Holzstoss und schlüpfen in das Loch. Die Bretter wurden über unseren Köpfen wieder an Ort und Stelle geschoben, es wurde dunkel, dann herrschte Stille.

Bald wurde das Dunkel zum Halbdunkel, immerhin fiel genug Licht durch die Ritzen, unsere Augen gewöhnten sich daran und wir konnten uns sehen. Wir wagten kaum zu atmen, geschweige denn, zu reden. Ja, erst nach fünfzehn Minuten entspannten wir uns ein wenig, und ich begann die Wände unseres neuen Zuhauses sorgfältig zu inspizieren.

«Was ist los?», flüsterte Fred so leise, dass ich ihn kaum hören konnte. «Was machst du da?»

«Ich suche Sandors letzten Gruss», sagte ich. «Unflätigkeiten dürfen hier natürlich nicht an der Wand stehen bleiben!»

Ich fand den Satz und kratzte ihn mit meinem Messer weg. Irrendwie beruhigten sich meine Nerven bei dieser Tätigkeit, und ich beschloss, zu arbeiten statt zu denken. Ich begann damit, meinen krümeligen russischen Tabak in die schmalen Ritzen zwischen den Brettern zu stopfen. Fredo sass da und sah mir in der zunehmenden Dunkelheit zu.

Ich brauchte mindestens eine Stunde, um unser vorläufiges Gefängnis gründlich mit Hundeabwehrmittel zu imprägnieren. Dann lehnte ich mich an die raue Holzwand zurück und zwang mich zur Abwechslung mal, ein wenig optimistisch zu denken. Ich verbannte die Gedanken an Entdeckung und sagte mir immer wieder: Keine Appelle mehr. Keine Arbeit mehr. Keine Kotsaus mehr vor SS-Männern. Bald bist du frei!

Frei – oder tot. Ich fuhr über die scharfe Schneide meines Messers und schwor mir, dass sie mich im Falle der Entdeckung niemals lebend aus der Höhle bekommen würden.

Die Zeit stand still. Ich warf einen Blick auf die Uhr, die mich fast das Leben gekostet hätte, und sah, dass es erst halb vier war. Vor halb sechs würde der Alarm nicht losgehen, aber plötzlich merkte ich, dass ich ihn unbedingt hören wollte. Ich fühlte mich wie ein Boxer, der in seiner Ecke sitzt und auf den Gong wartet, oder wie ein Soldat, der endlich aus dem Schützengraben steigen und angreifen will.

Natürlich hatte ich Angst vor dem Heulen der Sirene. Aber das Warten war auch unerträglich. Die Schlacht sollte endlich beginnen.

Da wir nicht stehen, sondern nur sitzen konnten, waren wir bald völlig verkrampft, und da wir nicht zu reden wagten, verstrich die Zeit noch langsamer. Die Geräusche all der Vorgänge im Lager, die wir beide in- und auswendig kannten, schwebten

leise in unsere Höhle, doch irgendwie schien alles sowohl in der Zeit als auch in der Entfernung weit weg zu sein, mein Kopf war lange vor meinem Körper frei.

Die nächste Stunde schaute ich ständig auf meine Uhr und hielt sie sogar gelegentlich ans Ohr, weil ich dachte, sie sei stehen geblieben. Doch dann riss ich mich zusammen, ignorierte sie und grinste im Halbdunkel, als ich – dämlich, wie ich war – daran denken musste, wie meine Mutter in ihrer Küche zu Hause immer mit dem Finger gedroht und feierlich gesagt hatte: «Wenn man einen Topf beobachtet, fängt er nie an zu kochen!»

Eigentlich brauchte ich den Blick auf die Uhr auch gar nicht, die Lagergeräusche sagten mir ja ungefähr, wie spät es war. Endlich – es erschien mir wie Wochen später – hörte ich die schweren Marschritte der Häftlinge und war sofort voll konzentriert. Sie kamen von der Arbeit. Bald würden sie sich in ordentlichen Zehnerreihen zum Appell aufstellen. Und man würde feststellen, dass wir fehlten. Die Sirenen würden heulen, die Hunde bellen und die schweren Stiefel der SS trampeln.

Wie aus weiter Ferne hörten wir die Befehle, schwach, unwirklich, wie vereinzelt Bellen in der Nacht. Im Geist sahen wir die gesamte Szene, die nie mehr Teil unseres Lebens sein würde: die starren Reihen der Lebenden, die stummen Stapel der Toten. Die Kapos und Blockältesten, die ihre Untergebenen anbrüllten, Hektik und Panik verbreiteten. Die SS, über allem erhaben, die arrogant ihre Truppen zählte.

Ich dachte an meinen Blockältesten Dr. Andrej Milar und überlegte, wie er reagieren würde. Seit ich ihn an dem Abend, als Charles Unglick gestorben war, damit schockiert hatte, dass ich die Gulaschsuppe aufgegessen hatte, war unsere Freundschaft ein wenig abgekühlt; doch ich wusste, er würde mir Glück wünschen, er würde mir wünschen, dass ich entkam. Ich stellte mir den Af-

fen Tyn vor, wie er zur SS rannte, um zu melden, dass Rudi fehlte, der Blockschreiber, von dem alle meinten, er gehöre längst zum Inventar. Ich bedachte das, was vor uns lag, und plötzlich wurde mir klar, dass ich, wenn alles gutging, am 10. April frei sein würde.

Da erlaubte ich mir den Luxus, einen Blick auf meine Uhr zu werfen. Es war fünf Uhr fünfundzwanzig. Fünf Minuten bis zum Heulen der Sirenen. Bestimmt vermissten sie uns schon. Bestimmt sprachen sie schon darüber, was zu tun sei, ob wir aus irgendeinem Grunde aufgehalten worden oder ausgebrochen waren, ob sie Alarm auslösen und sich, falls wir doch noch auftauchten, zum Gespött machen oder ob sie warten und den Zorn von Schwarzhuber riskieren sollten, falls sich herausstellte, dass wir tatsächlich entkommen waren.

Fünf Uhr dreissig. Stille. Fredo und ich sahen uns an, und obwohl wir nicht sprachen, dachten wir das Gleiche. Fünf Uhr fünfundvierzig und immer noch kein Laut. Panik stieg in mir auf, denn das war schon merkwürdig. Es konnte grosse Probleme, ja, das Ende bedeuten.

Zum Beispiel konnte jemand gesungen haben. Vielleicht hörten wir in ein paar Minuten, wie die Bretter weggezogen wurden, und sahen in die Läufe von Maschinenpistolen. Instinktiv umklammerte ich das Messer fester und spitzte die Ohren, um jedwedes Geräusch zu hören, das mir einen Hinweis darauf geben würde, was los war.

Sechs Uhr. Mittlerweile war die Stille die reinste Folter. Ich flüsterte Fred zu: «Sie spielen mit uns, sie machen sich einen Spass daraus. Sie wissen garantiert, wo wir sind.»

Er sagte nichts, aber ich wusste, er dachte das Gleiche. Jemand ging vorbei. Zutiefst erschrocken, hielten wir beide den Atem an. Die Schritte entfernten sich. Wir hörten Stimmen, deutsche Stimmen, doch sie waren so weit weg, dass wir nicht verstanden, was

gesagt wurde. Die Wände unserer hölzernen Behausung schienen enger zusammenzurücken, uns zu erdrücken, unsere Gedanken zu ersticken und unsere Moral zu zerstören. Gleich würden wir in dieser adretten kleinen Geschenkkiste mit dem gebotenen Zeremoniell einem hohngrinsenden Oberscharführer übergeben. Ich hörte die Trommeln. Ich sah die Schilder: «Hurra!! Ich bin wieder da.» Innerlich wand ich mich bei der Vorstellung, wie wir gedemütigt werden würden, zuckte zusammen bei den höhnischen Worten, dem Gelächter und dem selbstgefälligen Triumph, die unsere Gefangennahme begleiten würden.

Dann zerriss die Sirene meine Gedanken, sprengte sie, pulverisierte sie, fegte die Furcht weg, fegte unsere Höhle frei von aller Niedergeschlagenheit und erfüllte mein Herz und meinen Verstand mit neuem Mut.

Das Heulen stieg triumphierend bis zum dünnen höchsten Ton an, hing dort ein paar Minuten lang und erstarb dann kläglich. Ich sah Freds Augen schimmern und hörte, wie der Tumult entstand, sich steigerte und lärmend überall um uns herum ausbreitete. Hundert, zweihundert, fünfhundert Füße trampelten im Takt, tausend Stimmen schrien, und zweitausend antworteten. Befehle hallten von Baracke zu Baracke, die Hunde bellten und jaulten.

Die Suche begann. Die lange, akribisch genaue Suche, die drei Tage dauern würde, bis jeder Millimeter von Birkenau durchkämmt, jedes bekannte Versteck unter die Lupe genommen worden war. Als wir hörten, wie die Suchtrupps näher kamen, und uns die Szene, die wir so gut kannten, ausmalten, stieg beinahe so etwas wie Euphorie in uns auf.

Nun waren die Stimmen ganz nahe. «Hinter den Brettern! Ihr sollt hier gefälligst alles durchsuchen, nicht frische Luft schnappen! Herr im Himmel, benutzt eure Köpfe, nicht nur die Augen!», schnarrte Unterscharführer Buntrock.

Sie kletterten auf unseren Holzstoss, und Sand rieselte auf uns hernieder. Als sie darüber stapften, flog Staub herum, und wir hielten uns die Nase zu, damit wir nicht niesen mussten. Getrampel und das schwere Atmen von Männern. Das Schnüffeln und Hecheln der Hunde, deren Krallen über das Holz kratzten, wenn sie auf den Brettern ins Rutschen gerieten. Ich hielt mein Messer gezückt und sah, dass auch Fred bereit war, die Zähne zusammengebissen, das Gesicht vor Anspannung zu einem Lächeln verzerrt.

Dann erstarb der Höllenlärm. Die nervenzerreissenden Geräusche verloren sich in der Ferne, und in unserem Versteck breitete sich eine Stille aus, die ein merkwürdiges Gefühl von Sicherheit mit sich brachte. Die erste Runde hatten wir gewonnen. Obwohl man buchstäblich auf unseren Nerven herumgetrampelt hatte, hatten diese uns nicht im Stich gelassen.

Freds Grinsen wurde weniger ingrimmig. Er zwinkerte mir zu und sagte: «Die dämlichen Arschlöcher!»

Bald kamen sie natürlich zurück, kämmten Gelände durch, das sie schon durchkämmt hatten, suchten, nun schon ein wenig hektischer, noch einmal alle Ecken und Winkel ab. Abermals hörten wir die Stiefel und Hunde und das wütende Fluchen der vergeblich suchenden Männer.

Die ganze Nacht ging es so, der Lärm wurde lauter, leiser, verschwand und kam wieder, hallte um uns herum. Obwohl wir Brot und Margarine dabei hatten, konnten wir nichts essen; den mitgebrachten Wein nicht trinken. Wenn die Suchtrupps sich entfernten, dösten wir, fanden aber keine wirkliche Ruhe, weil wir unseren Träumen und Fantasien nachjagten und dann durch Geräusche, die uns bisher noch nicht aufgefallen waren, wieder in unsere düstere Realität zurückgerissen wurden.

Wir hörten, wie die Wachen in der äusseren Postenkette kon-

trolliert und Losungsworte gerufen wurden. Wir hörten die Lastwagen vorbeidröhnen, vierzig, fünfzig, sechzig, mit ihren Opfern auf dem Weg zu den Gaskammern, denn in Birkenau ging natürlich ansonsten alles seinen gewohnten Gang. Wir dachten daran, wie die Menschen ruhig und geordnet in die «Duschen» gingen, und wir stellten uns vor, wie die Eisenroste mit einer Ladung toter Leiber in die Öfen geschoben wurden, so dass die Toten in die Flammen fielen.

Die Erinnerung an das monotone, unheimliche Geräusch stachelte uns an, denn wir wussten, wir konnten nur dann helfen, es zum Verstummen zu bringen, wenn wir entkamen.

Der zweite Tag war eine kritische Phase. Die Lagerleitung wusste, dass die Zeit von nun an gegen sie arbeitete; gnadenlos wurden die Suchtrupps angetrieben. Sie rannten um uns und über uns herum. Die Stimmen waren heiser und angespannt, die Pausen, in denen wir nichts hörten, wurden kürzer, und die zunehmende Spannung draussen sickerte auf verzerrte, widerwärtige Art zu uns durch, weil wir ja nicht sehen konnten, was geschah. Unsere überempfindlichen Nerven waren kurz vor dem Zerreißen, unsere Mägen vollkommen verkrampft. Und obwohl wir seit über vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch getrunken hatten, konnten wir es auch jetzt nicht.

Die Nacht brachte keine Erleichterung. Unaufhörlich stolperten und rannten die Männer um und über uns herum, und erst bei Morgengrauen schien der Druck nachzulassen.

«Nur noch anderthalb Tage», sagte Fred. «Und die sollten nicht so schlimm sein. Mittlerweile meinen sie bestimmt, dass wir schon über alle Berge sind.»

Einerseits hatte er Recht, der dritte Tag war ruhiger, bisher der ruhigste. Doch andererseits hatte er sehr Unrecht.

Gegen zwei Uhr nachmittags hörten wir nämlich zwei deut-

sche Häftlinge draussen reden. Einer sagte: «Sie können nicht entkommen sein. Sie müssen noch im Lager sein.»

Eine Weile lang tauschten sie wilde Theorien über unser mögliches Versteck aus. Dann sagte der zweite Häftling: «Otto ... was ist mit dem Holzstapel? Meinst du, sie verstecken sich da irgendwo drin? Vielleicht haben sie sich eine schöne kleine Nische gebaut.»

«Die Hunde waren ein Dutzend Mal hier», sagte Otto. «Sie hätten sie gerochen ... Es sei denn natürlich, sie haben es irgendwie geschafft, den Geruch zu überdecken.»

Ein langes Schweigen folgte. Fred und ich hockten in unserem Versteck und rührten uns nicht. Da sagte Otto langsam: «Es ist zwar ziemlich unwahrscheinlich ... aber einen Versuch wert. Los, komm!»

Wir hörten, wie sie auf den Holzstapel kletterten, und zückten unsere Messer. Ein Brett wurde weggeschoben, ein zweites, drittes, viertes. Jetzt trennten uns nur noch gut zehn Zentimeter von unseren Feinden, wir wagten nicht zu atmen und waren bereit, uns sofort auf sie zu stürzen. Da zum Stehen kein Platz war, hockte ich mit dem Rücken an die eine Wand gedrückt.

Plötzlich entstand Tumult auf der anderen Seite des Lagers. Erregtes Geschrei und das schnelle Klappern eiliger Schritte. Die beiden Deutschen über uns schwiegen und bewegten sich nicht. Dann sagte Otto: «Sie haben sie! Los komm... schnell!»

Sie glitten von den Brettern herunter und rannten davon; ein falscher Alarm rettete uns das Leben.

«Eines muss man Auschwitz lassen», murmelte Fred bitter. «Man trifft hier die reizendsten Menschen. Was für Dreckschweine!»

Am Abend des 9. April erlebten wir einen ganz anderen Schock. Gegen acht Uhr hörten wir plötzlich das entfernte Dröh-

nen schwerer Flugzeuge. Das hatten wir in unserer gesamten Zeit in Auschwitz noch nie erlebt. Sie kamen näher; dann schlugen nicht weit entfernt Bomben ein.⁶

Unser Puls beschleunigte sich. Ob sie das Lager bombardierten? War das Geheimnis entdeckt? Würden die Elektrozäune, die Wachtürme und ihre Besatzung mitsamt den Hunden gleich in die Luft gesprengt werden? War das das Ende von Auschwitz?

Weitere Explosionen erfolgten, wurden heftiger, kamen näher. Dann ertönte plötzlich, fast schien es, neben uns, ein neues Geräusch – das harsche eindringliche Wummern der Luftabwehrgeschütze aus dem Lager selbst. Mit jeder Salve zitterten die Bretter, rieselte wieder Sand auf uns herab, und als Blitze unsere Höhle erhellten, sagte ich zu Fred: «Was meinst du? Sollen wir los? In diesem ganzen Chaos bemerken sie uns nicht.»

Doch Fred war weniger impulsiv. «Nein», erwiderte er. «Wir bleiben, wo wir sind. Vergiss nicht, die Jungs da draussen sind Soldaten. Egal, ob Bomben fallen oder nicht, die Burschen, die das Lager umstellt und die Wachtürme besetzt halten, tun ihre Pflicht, und das heisst, sie müssen uns fangen!»

Er hatte natürlich Recht; doch der Fliegeralarm hatte wenigstens den Vorteil, dass wir uns in dem Geschütz- und Bombenlärm in beinahe normaler Lautstärke unterhalten konnten. Fast bedauerten wir es sogar, als das Brummen der Flugzeuge leiser wurde und wir wieder die Lagergeräusche vernahmen.

Die letzten vierundzwanzig Stunden vergingen recht ruhig.

6 In der Auschwitz-Literatur werden Bombardierungen des Lagerkomplexes an den Tagen 20. August, 13. September, 18. und 26. Dezember 1944 angeführt; vgl. Czech: *Kalendarium*, S. 856, 876, 946 und 950.

Die Suche wurde fortgesetzt, doch nur noch halbherzig. Die Stunden schlichen, und unsere Anspannung wuchs, als wir auf das Zeichen warteten, das für uns Handeln bedeutete: der Abzug der äusseren Postenkette.

Den Ablauf kannten wir ja. Ein SS-Mann brachte den Befehl zu dem am nächsten gelegenen Wachturm, das Kommando wurde von Turm zu Turm gebrüllt und setzte sich rings ums Lager fort; zumindest vorläufig wurde die Niederlage eingestanden. Dann waren die Türme leer, die Wachen marschierten zurück ins Lager, und die Luft war relativ rein.

Endlich hörten wir ihn, den ersten melodischen Ruf: *«Postenkette abziehen!»*

«Postenkette abziehen!» Der Befehl schien tatsächlich widerzuhallen, als er von Turm zu Turm gerufen wurde. Er wurde immer leiser, bis wir ihn nicht mehr hörten, und als er einmal ums Lager herumgegangen war, wurde er im Näherkommen wieder lauter und brach endlich ab.

Es war halb sieben abends am 10. April 1944. Wir hörten die lauten Marschritte, dann ausser den Geräuschen der immer gleichen abendlichen Vorgänge in Birkenau nichts mehr. Formal gesehen waren wir draussen!

Aber wir bewegten uns noch nicht, denn durch unsere Isolierung waren unser Misstrauen und unsere Ängste gewachsen. «Besser, wir warten noch eine Weile», sagte ich zu Fred. «Es könnte ein Täuschungsmanöver sein. Vielleicht wollen sie uns hereinlegen und warten nur darauf, dass wir uns zeigen.»

Also warteten wir. Sieben Uhr ... acht... neun. Dann erhoben wir uns ohne ein Wort gleichzeitig und drückten vorsichtig gegen die Holzbretter, die das Dach über uns bildeten.

Plötzlich befahl uns Panik. Sie bewegten sich nicht!

Ächzend und schwitzend mobilisierten wir das letzte Quäntchen Kraft, das wir noch hatten. Ganz allmählich, schmerzlich

langsam, hoben sich die Bretter zwei, drei Zentimeter, und wir konnten sie an den rauen Kanten packen. Nachdem wir sie zur Seite gehoben hatten, sahen wir plötzlich am schwarzen mondlosen, noch winterlichen Himmel Sterne.

«Meine Güte, wie gut, dass die verdammten Deutschen uns beinahe entdeckt hätten!», flüsterte Fred. «Wenn sie die anderen Bretter nicht weggeschoben hätten, wären wir gefangen gewesen!»

Wir kletterten ins Freie und legten die Bretter sorgfältig wieder an Ort und Stelle, damit auch nach uns noch einmal jemand die Fluchthöhle benutzen konnte. Einen Augenblick lang sassen wir reglos in der kalten Luft, unsichtbar auf dem Holzstapel und betrachteten das innere Lager, das wir – dieser Entschluss stand für uns fest – nie wiedersehen würden.

Zum ersten Mal sah ich Auschwitz von aussen, so wie die ankommenden Opfer es sahen. Die hellen Lampen malten sanfte gelbe Flecken in die Dunkelheit und verliehen dem Ganzen eine geheimnisvolle, beinahe schöne Aura. Wir allerdings wussten, dass es eine entsetzliche Schönheit war, dass in den Baracken Menschen starben, Menschen verhungerten, Menschen intrigierten und hinter jeder Ecke Mord und Totschlag lauerten.

Wir aber drehten dem Lager jetzt den Rücken zu, rutschten von dem Holzstoss, legten uns flach auf den Bauch und begannen langsam, vorsichtig, Zentimeter um Zentimeter vorwärtszukriechen, weg von den nun harmlosen Wachtürmen auf den kleinen Birkenwald zu, in dem die Verbrennungsgruben gewesen waren und nach dem Birkenau benannt war. Als wir ihn erreichten, standen wir auf und rannten gebückt hindurch, bis wir auf offenes Gelände kamen und wieder kriechen mussten.

Als ich vorwärtsrobbte, musste ich an Dmitri Volkov denken. Es stimmte, der Kampf hatte gerade erst begonnen.

Mir fiel noch etwas ein, das er gesagt hatte. Achtet auf Minen!

Aber wie konnten wir uns davor schützen, wenn es dunkel war und wir weiterkriechen mussten, um nicht bei Tagesanbruch auf offenem Gelände zu sein? Wir krochen weiter, und als wir am wenigsten damit rechneten, stiessen wir auf ein vollkommen unerwartetes Hindernis.

Zuerst dachte ich, es sei ein Fluss, denn so weit mein Blick reichte, zog sich nach links und rechts von uns ein etwa sieben Meter breites, weissliches Band hin. Ich kniete mich, streckte die Hand aus und spürte Sand ... Meter um Meter glatten weissen Sand, der vermutlich das gesamte Lager Auschwitz-Birkenau umgab. Das war schlimmer als Wasser, denn wenn wir darüber gingen, waren unsere Fussspuren wie Pfeile, denen die Patrouillen folgen konnten, sobald es hell war. Als ich den Sand betrachtete, fiel mir etwas ein, das vielleicht noch bedrohlicher war, als wir meinten. Es konnten die Minen darin stecken, vor denen uns Dmitri Volkov gewarnt hatte.

Trotzdem mussten wir auch dieses Risiko eingehen. Gemeinsam stürmten wir durch die Miniaturwüste und erreichten bald dicht mit Farn bewachsenes freies Moorland. Hier und dort standen Schilder, die vielleicht vor Minen warnten, doch es war zu dunkel, um sie lesen zu können, und zu riskant, ein Streichholz anzuzünden. Wir gingen also weiter, bis wir endlich die Umrisse eines weiteren Waldes vor uns sahen. Da der Himmel schon heller zu werden begann und es hier keine Deckung gab, beschleunigten wir instinktiv unsere Schritte. Trotzdem blieb ich kurz an einem Schild stehen, weil ich wissen wollte, was darauf stand.

«Achtung!», las ich. «Konzentrationslager Auschwitz. Jeder, der auf diesem Gelände angetroffen wird, wird ohne Warnung erschossen!»

Wir befanden uns also immer noch innerhalb der Grenzen des Lagers, und der Wald war immer noch gleich weit entfernt. Ja, als es hell wurde, waren wir leicht zu sehen. Das Moorland war zu Ende, jetzt kam ein Feld mit jungem Getreide. Wir hielten kurz inne, um uns zu orientieren, sahen uns rasch um – und warfen uns zu Boden.

Kaum fünfhundert Meter entfernt marschierte eine Gruppe weiblicher Häftlinge, schwer bewacht von SS-Männern!

Einen Moment lang blieben wir keuchend liegen. Dann hoben wir vorsichtig den Kopf. Die Kolonne war irgendwohin auf dem Weg zur Arbeit, und offensichtlich hatte man uns nicht gesehen.

Trotzdem wagten wir nicht aufzustehen, sondern robbten auf dem Bauch weiter, nutzten jede Senke, jede Vertiefung, jeden Graben, den wir fanden. Es jetzt zu überstürzen wäre Irrsinn gewesen; erst zwei Stunden später erreichten wir den Schutz der Bäume.

Dort ruhten wir uns kurz aus und liefen dann eilig durch die dichten Fichten. Hinter dem grünen Schutzschirm beruhigten sich unsere angespannten Nerven – doch plötzlich hörten wir Stimmen; die Stimmen Dutzender Kinder.

Wir liessen uns hinter ein paar Büsche fallen, lugten vorsichtig durch die dicken Zweige und sahen eine riesige Hitlerjugendgruppe, die mit ihren Rucksäcken durch den Wald wanderten. Zu unserem Entsetzen liessen sie sich weniger als dreissig Meter von uns entfernt unter den Bäumen nieder und begannen ihre Butterbrote zu verzehren. Nicht der ss, sondern ihren Sprösslingen waren wir in die Falle gegangen.

Als wir bestimmt eine Stunde lang hinter dem Gebüsch gelegen hatten, wendete sich unser Glück dramatisch. Schwere Regentropfen fielen. Die Hitlerjugendlichen schauten nach oben und futterten weiter, doch als sich der Schauer zum Wolkenbruch

auswuchs, standen sie endlich auf und rannten laut kreischend davon.

Wir marschierten wieder los. Der Boden unter unseren Füßen wurde matschig, doch unsere Stiefel waren robust. Der Regen prasselte durch die Bäume auf unsere nackten Köpfe, aber unsere feinen holländischen Mäntel blieben dicht. Beinahe glücklich stapften wir stur weiter, und nicht einmal der erneute Anblick einer SS-Patrouille mit einer Frauenhäftlingsgruppe trübte unsere Laune. Wir versteckten uns in einem Graben, bis sie ausser Sichtweite waren.

Endlich sagte ich zu Fred: «Zeit zum Schlafen. Komm, wir suchen uns ein Versteck, eine Stelle, an die nicht mal die SS Frauen hinbringen würde.»

Nach halbstündiger Suche fanden wir schliesslich ein grosses Gebüsch, krochen tief hinein und legten uns in den Farn, darauf vertrauend, dass man uns nicht sehen konnte.

Durch die Zweige sickerte blasses Aprilsonnenlicht. Die lebhafteren Vögel zwitscherten über unseren Köpfen; und Fred hielt mir freundlicherweise einen Vortrag über die Feinheiten des Schachspiels, bis wir einschliefen.

Er war Fachmann und hatte in Auschwitz so manches Turnier gewonnen, und zu meiner Freude kann ich berichten, dass er seine Karriere ungeschlagen beendete.

SECHZEHNTE KAPITEL

Auf der Flucht

Die Grenze zur Slowakei ist etwa einhundertzwanzig Kilometer Luftlinie von Auschwitz entfernt. Leider waren Fred und ich nur Juden und auf Schusters Rappen angewiesen, und der vor uns liegende Weg führte durch gefährliches Terrain.

Alle Deutschen, Soldaten wie Zivilisten, hatten Befehl, eindeutig Fremde sofort zu erschiessen, und den Polen hatte man klipp und klar gesagt, dass sie und ihre Familien erschossen würden, wenn sie flüchtigen Häftlingen halfen. Diesen Preis bezahlten wirklich viele. Die vor uns liegenden hundertzwanzig Kilometer waren also, auch wenn wir selbst keine Fehler machen würden, gespickt mit Gefahren. Und wir machten Fehler.

In der Nacht nach dem Tag, an dem mich Fred mit seinem Gerede von Springern, Läufern und Türmen in den Schlaf gelullt hatte, übertrafen wir uns selbst. Es war stockdunkel, und wir spazierten direkt in die äussere Umzäunung eines Konzentrationslagers!

Wir sahen die leeren Wachtürme, die schattenhaften Konturen von Hütten und Arbeitsgerät, und so verzweifelt wir versuchten, aus diesem bedrohlichen, beängstigenden Labyrinth herauszufinden, führten uns unsere Schritte immer wieder zurück zu der Art von Ort, den wir nur allzu gut kannten und aus dem wir unter Einsatz unseres Lebens entkommen waren.

Unsere Kenntnisse der täglichen Abläufe im Lager halfen uns auch nicht, sondern waren eine zusätzliche nervliche Belastung.

Wir wussten, dass die Wachtürme besetzt wurden, sobald es hell wurde, und dass wir dann auf dem flachen offenen Gelände sofort auffallen würden. Doch da wir die Anlage des Lagers nicht kannten, nützte uns unser Wissen nichts.

Es blieb uns also nichts anderes übrig, als weiterzutappen und auf irgendein Schild zu hoffen, das uns den Weg in die Sicherheit wies. Gerade als sich der Himmel von schwarz zu dunkelgrau färbte, erspürte ich etwas, das einem Wald ähnelte, der sich ausserhalb der Lagergrenzen befinden musste. Wir erreichten ihn unbehelligt, stiessen auf ein Dickicht mit grossen Büschen, verschwanden darin und tarnten uns mit dicht belaubten Zweigen, die wir von den Bäumen brachen.

Ein wenig ruhiger nun, fühlten wir uns, wenn schon nicht sicher, so doch wenigstens geborgener als im Schatten der Wachtürme. Doch als die Sonne am Himmel aufstieg, verscheuchte sie jedwede Zuversicht, die wir gehabt haben mochten.

Wir waren nicht in einem Wald. Wir waren in einem öffentlichen Park, und als der Morgen voranschritt, sahen wir, dass es obendrein ein besonderer Park war, in dem sich SS-Männer mit ihren Freundinnen, Frauen und Kindern ergingen. Von unserer provisorischen kleinen Laube aus beobachteten wir, wie sie in ihren feldgrauen Uniformen einherschlenderten und Erholung von den Strapazen der Arbeit unter den bösen Feinden des Reichs suchten.

Manche hatten Hunde, die überall herumliefen und schnüffelten und uns so grosse Sorgen bereiteten, dass wir die noch gefährlicheren Tiere übersahen: die Kinder. Wir hatten gar nicht darauf geachtet, dass sie lachend und kreischend in der Nähe unseres Verstecks herumtollten, doch dann sprangen zu unserem blanken Entsetzen ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen direkt auf uns zu. Fünfzehn Schritte hinter ihnen folgte ein Oberschar-

führer in Uniform, Pistole am Koppel, mollige blonde Gattin am Arm.

Uns stockte der Atem. Die Kinder flitzten wie Glühwürmchen hin und her, kamen unserem Gebüsch näher, entfernten sich, kehrten zurück, machten uns völlig kirre, und schliesslich geschah das Unvermeidliche: Wir starrten in zwei Paar runde, weit aufgerissene blaue arische Augen. Zwei Münder bildeten ein ungläubiges O, dann ertönten die Schreie.

«Papa ... Papa ... komm her ... in den Büschen sind Männer ... komische Männer.»

Fred und ich hatten unsere Messer herausgeholt. Wir sahen, wie der Vater den Kopf hochriss und ein Stirnrunzeln das liebevolle Lächeln vertrieb. Er kam näher und starrte ganze zehn Sekunden zu uns hinunter. Wir starrten zurück, bereit, uns auf ihn zu stürzen. Doch dann wich sein Erstaunen kaltem Begreifen. Schleunigst nahm er seine Küken unter seine Fittiche und eilte mit ihnen vom Ort des Geschehens.

Wir sahen ihnen nach. Der Oberscharführer redete ernst auf seine Frau ein, und sie reagierte entsprechend empört. War es jetzt schon so weit gekommen, dass eine anständige deutsche Hausfrau nicht mal mehr mit ihren Kindern in einen öffentlichen Park gehen konnte, ohne auf Männer zu stossen, die zusammen im Gebüsch lagen!

Unser Ruf war dahin, aber unser Leben gerettet. Den Rest des Tages blieben wir in unserem Versteck ungestört und setzten, sobald es dunkel war, unseren Weg fort. Langsam und vorsichtig, denn Volkov hatte mich ja davor gewarnt, dass Hast in den sicheren Tod führen konnte.

Volkovs Ratschläge waren mir also ständig von Nutzen, doch im Dunkeln zu sehen hatte er mich nicht gelehrt, und obgleich wir aus Erfahrung rasch klüger wurden, verirrtten wir uns am fünften Tag unserer Flucht erneut.

Wir näherten uns den Beskiden, dem Gebirgszug vor dem Ta-

tragebirge, durch den die Grenze führte. Als wir in der Entfernung die Lichter einer Stadt sahen, in der wir Bielsko-Biala vermuteten, wussten wir, dass unsere Richtung stimmte. Dem war auch so, doch als die Lichter erloschen, verloren wir die Orientierung, und statt Bielsko-Biala zu umgehen, liefen wir mitten hinein.

In einem Moment, schien es uns, waren wir noch auf dem Land und kamen mühelos voran, und im nächsten irrten wir schon durch Strassen, deren hohe Gebäude missbilligend auf uns herabschauten und uns einfach folgten, als wir auf dem gleichen Weg zurückgehen und die unerwünschte Zivilisation hinter uns lassen wollten. Jeden Augenblick konnten wir auf bewaffnete Einheiten stossen.

Aber wir bewahrten Ruhe und fanden bei Morgengrauen aus Bielsko-Biala hinaus. Was natürlich nicht bedeutete, dass wir sofort auf sicherem Terrain waren, sondern nur, dass wir uns aus grosser in vergleichsweise geringere Gefahr begaben. Wir waren im Dorf Piszowice, wo wir nicht mehr weitergehen konnten, weil es mittlerweile zu hell geworden war.

Das war nun eine grössere Krise. Der Versuch, ungesehen aus dem Dorf zu kommen, wäre Irrsinn gewesen. Wir mussten bleiben und Hilfe suchen. Zum ersten Mal seit unserem Ausbruch mussten wir mit Leuten reden und – noch beängstigender! – uns ihnen anvertrauen.

Was würde passieren, wenn wir an die Tür von Deutschen klopfen? Doch selbst wenn wir Glück hatten und ein polnisches Haus fanden, was wahrscheinlicher war, konnten wir es dem Besitzer nicht übel nehmen, wenn er uns abwies. Schliesslich riskierte er nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das seiner Frau und seiner Kinder, wenn er uns, zwei Wildfremden, Unterschlupf gewährte.

Trotzdem mussten wir es wagen. Mehr oder weniger willkürlich wählten wir ein Haus aus und gingen auf den Hof dahinter.

Hühner flitzten uns um die Füsse, und irgendwo schrie eine empörte Gans. Eine alte Frau im weiten schwarzen Rock und mit dem weissen Kopftuch einer polnischen Bäuerin kam zur Tür, hinter ihr sahen wir das ängstliche Gesicht eines etwa achtzehnjährigen Mädchens.

In unserem besten Polnisch grüssten wir sie auf die traditionelle Weise: «Gelobt sei Jesus Christus.»

«In Ewigkeit, Amen», erwiderte sie. «Kommen Sie doch herein, meine Herren.»

In der grossen Küche mit dem Steinfussboden fühlten wir uns leidlich sicher. Aber natürlich war die alte Frau nicht dumm. Sie wusste, dass unsere feinen Kleider gestohlen und wir auf der Flucht waren – warum sonst hätten wir ihr bescheidenes Heim auf gesucht?

Doch angesichts ihres ruhigen, würdevollen Blicks und der stolzen Haltung ihres Kopfes waren wir bald überzeugt, dass sie uns nicht an die Deutschen verraten würde, was sie uns auch sofort, obgleich indirekt zu vermitteln suchte.

«Mein Russisch ist leider nicht sehr gut», sagte sie. «Aber Sie sprechen ja gut Polnisch. Sie haben sicher Hunger.»

Sie wandte sich an das Mädchen, das bisher stumm geblieben war, die weit aufgerissenen Augen aber unverwandt auf uns gerichtet hatte, und sagte: «Maria, hol unseren Gästen etwas zum Frühstück.»

Die alte Frau hielt uns offensichtlich für sowjetische Soldaten, die aus einem Kriegsgefangenenlager ausgebrochen waren, und obwohl sie bestimmt Angst hatte, geriet sie nicht in Panik. Ja, als wir uns dankbar zu Kaffee und Kartoffeln niederliessen, die Maria uns aufgetischt hatte, klärte sie uns in aller Ruhe über die örtlichen Gegebenheiten auf.

«Die Berge sind noch ziemlich weit von hier», sagte sie. «Um dorthin zu gelangen, müssen Sie offenes Gelände durchqueren, das rund um die Uhr von den Deutschen bewacht wird, weil hier

in der Gegend Partisanen sind. Wenn Sie es bei Tage versuchen, werden sie garantiert geschnappt; Sie müssen also bis Einbruch der Dunkelheit hierbleiben. Wenn meine Söhne hier wären, könnten sie Ihnen mit manchem helfen, doch der eine ist tot und der andere in einem Konzentrationslager, und Sie müssen sich auf das verlassen, was ich Ihnen raten kann.»

Während wir ihr noch von ganzem Herzen dankten, ging plötzlich die Tür auf, und wir sprangen auf. Lächelnd sagte die alte Frau: «Keine Sorge. Es ist ein alter Freund von mir.»

Ein alter Mann, der eine noch ältere Pfeife rauchte, kam in die grosse Küche gestapft und wünschte uns einen guten Morgen, als seien Fremde in sichtlich fremder Kleidung eine alltägliche Erscheinung im Dorf.

«Ihr kommt gerade recht, Jungs», sagte er. «Hinten liegt ein Haufen Holz, das gehackt werden muss. Vielleicht könnt ihr uns dabei helfen.»

Wir willigten sofort ein, zogen unsere schweren Mäntel aus und machten uns ans Werk. Gegen ein Uhr kam das schüchterne Mädchen und bat uns zu einer Mahlzeit aus Kartoffelsuppe und Kartoffeln. Danach hackten wir das Holz zu Ende, gingen wieder ins Haus und schliefen auf der Stelle ein.

Es war drei Uhr morgens, als ich spürte, wie mich jemand an der Schulter rüttelte. Ich war sofort auf den Beinen, sah aber trotz der Dunkelheit, dass es die alte Frau war.

«Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe», sagte sie freundlich. «Aber es ist Zeit zu gehen. Wecken Sie Ihren Freund und trinken Sie einen Kaffee.»

Ich weckte Fred und mit zwei, drei Tassen heissem Malzkaffee, den uns die alte Dame in einer Kanne gebracht hatte, trieben wir uns den Schlaf aus dem Körper. Als sie uns zusah, spiegelte ihr trauriges Lächeln eher die Sorge um uns als um sich selbst.

Dann drückte sie mir rasch ein paar Münzen in die Hand und sagte: «Nehmt das. Ihr habt den ganzen Tag schwer gearbeitet.»

Aus zwei Gründen wollte ich ihr Geld nicht. Erstens war ich der Meinung, dass wir ihr viel mehr schuldeten als sie uns, und zweitens dachte ich an Volkovs Grundregel, die ich um keinen Preis brechen wollte: Nimm kein Geld, sonst bist du versucht, es auszugeben.

«Danke schön», sagte ich leise, «aber wir wollen kein Geld. Wir brauchen keins. Sie sind schon so gütig gewesen, und wir waren froh, dass wir auf irgendeine Weise helfen konnten.»

«Bitte, nehmen Sie es», bat sie. «Vielleicht bringt es Ihnen Glück.»

Widerstrebend steckte ich es in die Tasche. Für sie war es eine Menge, das wusste ich, mehr, als sie sich leisten konnte. Aber vielleicht dachte sie an ihre beiden Söhne, von denen der eine tot und der andere in einem Lager war, vielleicht sogar in Auschwitz. Wir dankten ihr noch einmal, gingen hinaus in die Dunkelheit und erreichten nach drei Stunden die schneegesprengelten Berge.

Dort kamen wir langsamer voran. Doch nach weiteren zwei Tagen, insgesamt zehn, nachdem wir unser Holzversteck verlassen hatten, hatten wir die Hälfte des Weges geschafft. Das gab uns frischen Mut, doch der Markstein, an dem wir unsere Position nun festmachen konnten, beunruhigte uns. Es war die Stadt Porąbka, in der Sandor Eisenbach und seine Freunde gefangen genommen worden waren. Als wir sie im Tal unter uns sahen und die dicken grauen Sperrballons, die drohend über ihr schwebten, fielen uns Sandors Worte ein.

«Haltet euch fern von Porąbka... Es wimmelt von Soldaten.»

Wir beschlossen, seinem Rat zu folgen, obwohl die Münzen in meiner Tasche darauf brannten, ausgegeben zu werden. Doch als

wir uns an einem Berghang hinlegten, um uns ein wenig auszu-ruhen, waren wir beide stolz und sehr mit uns zufrieden, weil wir der Versuchung widerstanden hatten.

Wir ahnten ja nicht, dass es nicht nur in Porąbka von Soldaten wimmelte, sondern auch auf den umliegenden Berghängen. Als wir gemütlich auf dem Rücken lagen und die Augen ein wenig zumachten, knallte ein Gewehr, und eine Kugel pfiff über unsere Köpfe.

Blitzschnell waren wir auf den Beinen. Knapp siebzig Meter entfernt sahen wir auf einem anderen Hügel eine deutsche Patrouille mit Hunden. So schnell wir konnten, kraxelten und stolpterten wir durch den Schnee bergan. Wenn es uns gelang, den Gipfel zu erreichen und im Tal auf der anderen Seite zu verschwinden, hatten wir eine Chance, aber den Weg mussten wir unter Beschuss zurücklegen, und die Deutschen feuerten drauflos wie die Wilden.

Fred war vor mir. Er erreichte einen riesigen Felsen, warf sich dahinter, war in Sicherheit. Ich setzte ihm nach, stolperte aber und fiel hin. Der Fels war nur wenige Meter entfernt, doch es hätten auch eine Million Kilometer sein können, denn jetzt summten mir die Geschosse wie Bienen um die Ohren und schlugen in den Schiefer und die Felsblöcke ein. Ich drückte das Gesicht in den Boden und blieb still liegen.

Ich stellte mich nicht etwa tot. Ich hatte nur einen Augenblick lang zu viel Angst, um mich bewegen zu können, und diese plötzliche Furcht, ja Panik rettete mir das Leben. In der frischen, kühlen, sauberen Bergluft hörte ich nämlich laut und deutlich den Befehl: «Wir haben ihn! Feuer einstellen!»

Als sie den Berghang hinunter zu rutschen begannen, sprang ich auf, warf meinen schweren Mantel ab und hechtete hinter den sicheren Felsen. Ein Schrei, und das Feuer begann erneut, doch da war ich ihren Blicken schon verborgen.

«Los!», rief Fred. «Dort hinüber zu den Bäumen!»

Auf halber Höhe des gegenüberliegenden Berghangs war ein kleiner Wald, doch durch das Tal unten strömte ein breiter, rasch fliessender Bach. Angetrieben vom Bellen der Hunde, rasten wir hin, stürzten uns in die eisigen Fluten und kämpften uns ans andere Ufer. Die Kälte schnitt uns in Mark und Bein, die Strömung riss an unserer schweren Kleidung. Zweimal fiel ich der Länge nach ins Wasser; doch schliesslich hatten wir es geschafft, hievten uns am anderen Ufer hoch und liefen, nach Luft schnappend, schwerfällig weiter, denn hier lag Schnee, der uns manchmal bis zur Hüfte reichte.

Wir erreichten die Geborgenheit der Bäume, bevor die Deutschen den Berg erklommen hatten, und waren nun im Vorteil. Der Bach würde die Hunde von unserer Spur abbringen, und durch die Verzögerung gewannen wir einen Vorsprung. Im Zickzack liefen wir durch die hohen Tannen, bis wir kein Gebell mehr hörten, und fielen dann erschöpft in einen dicht mit Farn und Sträuchern bewachsenen Graben.

Dort blieben wir eine Stunde lang liegen und lauschten angestrengt auf das kleinste Geräusch. Doch wir hörten nur das Knistern des schmelzenden Schnees und wie er von den Wipfeln der Bäume tropfte, und das trauliche Wispern des heimlichen Lebens im Wald.

Nachdem der Schreck mit den schiesswütigen Soldaten ausgestanden war, liefen wir rasch weiter, überzeugt, dass wir bald aus Polen heraus sein würden. Wir hielten uns an die gottverlassenen Wege; der Gedanke, zu guter Letzt doch noch geschnappt zu werden, war unerträglich. Menschen waren gefährlich, manchmal mit Absicht, manchmal nur zufällig, dennoch gefährlich. Überdies hatten sie leider auch die Angewohnheit, an den unwahrscheinlichsten Stellen aufzutauchen, und als wir einen Tag später über ein Feld liefen, stiessen wir wieder auf eine alte polnische Bäuerin.

Geraume Zeit standen wir einander schweigend gegenüber,

starrten uns an und versuchten, die Situation einzuschätzen. Die alte Frau hatte offenbar keine Angst vor uns, wusste aber bestimmt, dass wir auf der Flucht waren und es für sie brenzlich werden konnte. Wenn sie uns half, konnten die Deutschen sie umbringen, wenn sie uns nicht half, wir. So einfach war das.

Endlich sagte ich: «Wir wollen zur slowakischen Grenze. Können Sie uns den Weg zeigen? Wir sind aus einem Konzentrationslager ausgebrochen, aus Auschwitz.»

Es war sinnlos, sie zu täuschen, und plötzlich fiel mir auf, dass ich zum ersten Mal mit jemandem ausserhalb des Lagers über Auschwitz sprach. Für sie bedeutete das gar nichts, dachte ich, doch wenn ich im nächsten Moment gestorben wäre, hätte ich wenigstens einem Menschen davon erzählt.

«Warten Sie hier», sagte sie langsam und liess uns keine Sekunde lang aus den Augen. «Heute Abend schicke ich Ihnen einen Mann, der Ihnen hilft. Aber zuerst schicke ich Ihnen was zu essen.»

Da merkte ich, dass wir entsetzlichen Hunger hatten. Im Gebirge hatten wir kaum etwas zu essen gefunden, doch die Anspannung nach der Begegnung mit der deutschen Patrouille hatte unseren Appetit ohnehin sehr gezügelt. Wir hatten aus den Bächen getrunken, doch etliche Tage lang fast nichts gegessen.

Wir dankten ihr, vertrauten ihr aber nicht. Als sie weggegangen war und wir festzustellen versuchten, wo genau wir uns befanden, sahen wir, dass sie in etwa tausend Metern Entfernung eine Brücke überqueren musste. Etwa zweihundert Meter entfernt in die andere Richtung war ein Wald. Wenn sie uns an die Deutschen verriet, würden wir sehen, wie sie über die Brücke kamen, und hätten viel Zeit, den schützenden Wald zu erreichen, bevor sie uns sahen.

Zwei Stunden später kam tatsächlich jemand über die Brücke.

Kein Soldat, sondern ein kleiner Junge von etwa zwölf Jahren. Er sprang den Hügel zu uns hinauf und gab uns mit schüchternem Lächeln ein grosses Päckchen. Als wir es öffneten, fanden wir ein Kilo gekochte Kartoffeln mit einem bisschen Fleisch und verschlangen es gierig. Der Junge sah uns zu und grinste immer breiter. Als wir alles aufgeessen hatten, sagte er: «Meine Grossmutter kommt zurück, wenn es dunkel ist.»

Unser Hunger war ein wenig gestillt, doch unser Misstrauen nicht besänftigt. Wenn sie im Dunklen zurückkam, sahen wir nicht, wer bei ihr war. Eine Weile lang diskutierten wir, ob wir weiterlaufen sollten, gelangten aber am Ende zu dem Schluss, dass wir am Klang der Schritte einschätzen konnten, wie viele Leute es waren und ob wir zu den Bäumen hinüberrennen sollten.

Wir warteten stundenlang. Als der Himmel dunkler wurde und mir die Abendkälte in die Knochen kroch, zitterte ich; immerhin hatte ich keinen Mantel mehr. Doch als ich in die zunehmende Dämmerung spähte und die alte Frau mit einem Mann in grober Bauernkleidung kommen sah, vergass ich die Kälte rasch.

Sicher fühlten wir uns allerdings immer noch nicht, denn auch das konnte eine Täuschung sein. Schweigend warteten wir, bis sie uns fast erreicht hatten, dann sahen wir, dass der Mann eine Pistole in der Hand hatte.

Instinktiv umfassten wir die Messer in unseren Taschen fester. Die Situation war gefährlich, doch keineswegs hoffnungslos. Wenn er uns zur Gestapo bringen wollte, war das immer noch ein langer Weg, und in unserer Situation waren wir zu allem bereit. Wir konnten ihn umbringen, bevor er in der Dunkelheit einen Schuss abfeuern konnte, und hätten es auch sofort getan.

Doch die alte Frau verhielt sich nicht anders als morgens: ru-

hig und furchtlos. Sie gab uns ein grosses Paket und sagte: «Hier ist noch etwas zu essen. Ihr seht aus, als könntet ihr es gebrauchen.»

Der Mann mit der Waffe sagte kein Wort, und wir liessen ihn nicht aus dem Blick, als wir uns das Essen in den Mund stopften. Weil wir immer noch völlig ausgehungert waren, hatten wir es in wenigen Minuten vertilgt, und da brach er zu unserem Erstaunen plötzlich in lautes Lachen aus.

Er steckte die Pistole in die Tasche und sagte: «Also, ihr seid wirklich aus einem Konzentrationslager. Nur Männer, die tatsächlich hungrig sind, essen so wie ihr. Zuerst dachte ich, ihr wärt Gestapospitzel.»

«Gestapospitzel?»

«Ja. Manchmal versuchen sie uns eine Falle zu stellen. Sie wissen, dass wir den Partisanen helfen, und schicken Lockvögel, weil sie hoffen, dass wir dann zeigen, auf wessen Seite wir sind. Doch die falschen von den echten Flüchtlingen zu unterscheiden ist nicht schwer. – Ihr kommt jetzt besser mit mir. Ihr könnt heute Nacht bei mir bleiben, und morgen Abend bringe ich euch sicher über die Grenze.»

Wir erhoben uns und grinnten wie die Honigkuchenpferde. Die Grenze ... Menschen, die Slowakisch sprachen ... Freunde ... Sicherheit... Zuhause. Es war zu schön, um wahr zu sein.

Doch als wir losgingen, wusste ich plötzlich nicht mehr, ob ich noch durchhalten würde. Meine Füsse, die mir schon lange Probleme bereiteten, waren so geschwollen, dass ich nicht mehr richtig gehen, sondern nur noch humpeln konnte.

Der Mann brachte uns in sein schmuckes kleines Häuschen im Tal. Dort liess ich mich gleich auf einen Stuhl fallen und versuchte, meine Stiefel auszuziehen. Es ging nicht. Ich zerrte daran herum, verzog vor Schmerzen das Gesicht, und Fred und unser Gastgeber sahen mir besorgt zu.

«Es hilft alles nichts», sagte Fred. «Du musst sie aufschneiden. In denen kommst du keinen Schritt weiter.»

Er hatte Recht. Und wenn wir erst einmal in der Slowakei waren, konnte ich mir gewiss ein Paar Stiefel oder Schuhe besorgen, und die Grenze dorthin zu überschreiten, war ich fest entschlossen, selbst wenn ich auf den Händen laufen musste. Aus einer Innentasche nahm ich meine Rasierklinge, die Selbstmordklinge, die ich, wie mir Volkov geraten hatte, immer bei mir haben musste. Vorsichtig schnitt ich in das feine holländische Leder, und als die Schuhe abfielen, konnte ich meine Füße endlich wieder bewegen.

«In Socken kannst du nicht weiterlaufen», brummte der Pole. «Hier ... nimm meine Hausschuhe. Was anderes kann ich nicht entbehren.»

In dieser Nacht schliefen wir – welch Luxus! – in einem Bett und blieben den ganzen nächsten Tag in dem Häuschen, während unser Freund zur Arbeit ging. Als er zurückkam, assen wir zusammen zu Abend, und dann sagte er: «Zeit zu gehen. Aber zuerst will ich euch erzählen, womit ihr rechnen müsst. Die Grenze wird recht gut bewacht. Doch die Wachen, diese Idioten, folgen stets einer festgelegten Routine, und das heisst, dass ich ziemlich genau einschätzen kann, wo sie zu einem bestimmten Zeitpunkt sind. Solange ihr genau das tut, was ich euch sage, bringe ich euch rüber.»

Zehn Minuten später brachen wir auf. Der Mann bewegte sich überraschend flink und leise für sein Alter, und in seinen Hausschuhen hatte ich grosse Mühe, mit ihm mitzuhalten. Endlich aber blieb er stehen und schaute auf seine schwere Armbanduhr.

«Hier kommt alle zehn Minuten eine deutsche Streife durch», sagte er leichthin, als verkünde er die Ankunft des nächsten Zuges. «Wir müssen die nächste vorbeigehen lassen.»

Wir versteckten uns im Gebüsch. Bald hörten wir das Knir-

schen von Stiefeln im Gleichschritt, und als wir vorsichtig durch die Zweige spähten, gingen die Männer so nah an uns vorüber, dass wir sie an ihren Uniformen hätten berühren können.

Unser Marsch dauerte länger, als wir erwartet hatten, volle zwei Tage. Endlich aber kamen wir an eine Lichtung, und unser Helfer blieb stehen.

«Seht ihr den Wald dort drüben?», sagte er. «Das ist die Slowakei. Hier kommen die deutschen Patrouillen alle drei Stunden vorbei. Deshalb wartet ihr besser die nächste ab, bevor ihr weitergeht.»

Wie gebannt betrachteten wir den Wald, der nur fünfzig Meter entfernt war, und mussten uns sehr beherrschen, um nicht gleich hinüberzurennen. Dann wandten wir uns an unseren zähen, alten Polen und bedankten uns.

«Ich freue mich, dass ich helfen konnte», sagte er grinsend. Dann warf er einen Blick auf meine Füße und fügte hinzu: «Ich hoffe, die Hausschuhe halten.»

Ohne ein weiteres Wort verschwand er. Wir versteckten uns in den Bäumen am Rande der Lichtung, bis die Patrouille vorbeigekommen war, und rannten dann in die Slowakei. Und obwohl das Land immer noch von Monsignore Tiso und seinen Hlinka-Garden beherrscht wurde und es in der Bevölkerung von Kollaborateuren wimmelte, fühlten wir uns zum ersten Mal, seit wir von dem Holzstapel hinuntergeklettert waren, richtig frei.

Aber es ging ja nicht nur um unsere Freiheit. Die war nicht der wichtigste Grund für unsere Flucht. Wir mussten jetzt die Zionisten kontaktieren, die Judenräte, mit deren Hilfe die Deutschen die Deportationen organisierten. Wir mussten ihnen sagen, dass die Umsiedlungsgebiete in Wirklichkeit Gaskammern waren, doch wir wussten, dass es nicht leicht sein würde, diesen entscheidenden Kontakt herzustellen.

Wir mussten uns ohne Papiere in eine Stadt wagen, in der wir ständig Gefahr liefen, von Hlinka-Garden oder Deutschen kontrolliert zu werden; wir mussten dort nach dem Weg fragen, die Adressen der Juden suchen und uns damit natürlich als Gott weiss woher stammende Fremde zu erkennen geben.

Sicherer wäre es gewesen, in den Wäldern zu bleiben und sich den Partisanen anzuschliessen, mit ihnen zu kämpfen; doch dieser Luxus musste warten, bis die Aufgabe erledigt war, die wir uns vorgenommen hatten.

Nach einem ungefähr zweistündigen Marsch durch den Wald kamen wir auf offenes Gelände. Ein Bauer, der auf dem Feld arbeitete und sich aufrichtete, sah uns entgegen, als wir näherkamen. Doch jetzt befand ich mich auf heimischerem Terrain, ich kannte meine Leute, und als ich ihn sorgfältig musterte, hatte ich das Gefühl, dass ich ihm vertrauen konnte.

Offen und ehrlich, alles andere wäre sinnlos gewesen, fragte ich: «Wo sind wir?»

«In der Nähe des Dorfes Skalité. Nicht weit von der Stadt Cadca.»

Ich kannte beide und sah mir den Mann noch einmal genau an. Er war gross und kräftig, hatte dunkelbraune Augen und einen undurchdringlichen Gesichtsausdruck. Trotzdem spürte ich instinktiv, dass er zuverlässig war; mein in Auschwitz geschärfter Argwohn ermahnte mich allerdings, vorsichtig zu sein. Fred, das wusste ich, empfand weitgehend wie ich, und nach einer Weile kamen wir beide zu dem Schluss, dass wir dem Mann ohnehin trauen mussten, denn er konnte sich ja alles zusammenreimen: Wir waren fremd hier, und wir wollten in die nächste Stadt oder das nächste Dorf. Selbst wenn wir jetzt weggingen, konnte er uns immer noch verraten und dafür sorgen, dass wir binnen einer Stunde gefasst wurden.

«Wir brauchen Hilfe», sagte ich. «Wir müssen unbedingt nach Cadca.»

Er musterte uns von oben bis unten, lächelte und sagte: «Dann kommen Sie besser erst mal mit zu mir nach Hause, denn in den Klamotten kommen Sie nicht weit. Ich heisse übrigens Canecky.»¹

Fred und ich schauten an uns herunter; er hatte absolut Recht. Mittlerweile sahen wir keineswegs mehr wie zwei tadellos gekleidete holländische Geschäftsleute aus – was schon schlimm genug gewesen wäre –, sondern wie zwei holländische Geschäftsleute, die man im Schlamm gewälzt und durch ein riesiges Dornengebüsch geschleift hatte. Ohne ein weiteres Wort folgten wir dem Bauern zu seinem Haus.

Dort gab er uns zu essen, und während wir assen, durchsuchte er seine eigene spärliche Garderobe und kam mit ein paar bäuerlichen Kleidungsstücken zurück, die uns einen Anflug von Achtbarkeit in diesem ländlichen Gebiet verleihen würden. Nachdem wir uns rasch umgezogen hatten, setzten wir uns mit ihm hin und erzählte ihm in kurzen Zügen unsere Geschichte.

«Wir müssen die jüdischen Oberen in Cadca kontaktieren», sagte ich schliesslich. «Und zwar so schnell wie möglich.»

Denn nun war wirklich vor allem Eile geboten. Auf einem Wandkalender, der Werbung für Saatgut machte, sah ich, dass es der 21. April war. Es konnte also nicht mehr lange dauern, bis die Transportzüge aus Ungarn ihre schreckliche Fahrt nach Auschwitz antraten.

«Eines ist klar», sagte unser Gastgeber, ein Kleinbauer, vermu-

1 Andrzej Canecky; vgl. *London wurde informiert...*, S. 40; vgl. auch Rudolf Vrba: «Die missachtete Warnung. Betrachtungen über den Auschwitz-Bericht von 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 44 (1996), H. i, S. 7.

teten wir. «Sie müssen weiter von der Grenze weg. Doch wenn Sie sich in einer Stadt zeigen wollen, brauchen Sie schon einen guten Grund zum Reisen. In drei Tagen bringe ich ein paar Schweine zum Markt in Cadca. Wenn Sie mir dabei helfen, wird Ihnen niemand Fragen stellen. Bis dahin müssen Sie hier bleiben, und ich muss mit meiner Arbeit weitermachen. Wenn man mich draussen nicht sieht, schöpft bald irgendjemand Verdacht.»

Fred und ich schauten uns rasch an. Der Bauer verstand und grinste: «Keine Bange, meine Herren. Ich werde Sie nicht verraten. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort... das Wort eines Slowaken! Und wenn wir erst in Üadca sind, bringe ich Sie mit einem jüdischen Arzt zusammen, den ich kenne. Dr. Pollak.»

Wir blieben drei Tage in dem Haus, während unser Gastgeber seiner Arbeit nachging. Früh am vierten Tag brachen wir in die Stadt auf, trieben zehn Schweine vor uns her, und als wir uns unter die Leute auf dem Markt mischten, überkam mich ein geradezu berauschendes Glücksgefühl.

Überall um mich herum hörte ich Musik: die slowakische Sprache. Die Menschen feilschten nicht nur miteinander, sondern scherzten lebhaft und schlagfertig dabei, und ich brauchte keine Übersetzung. Als neben mir eine Frau einen gepfefferten Preis für ihre Hühner verlangte, die Hände in die Hüften stemmte und ihren Kunden traurig fragte: «Was bist du? Ein Jude ... oder ein Mensch?», musste ich lachen. Ich war wieder dort, wo ich hingehörte.

Wir verkauften unsere Schweine zu einem guten Preis, und Óanecky war allerbester Laune. Wir freuten uns für ihn, doch als wir den Markt verliessen, merkten wir, dass seine Freude ganz selbstlos war.

«Jetzt sind wir aller Sorgen ledig, meine Herren», sagte er. «Jetzt habe ich Geld, und es gehört alles Ihnen, wenn Sie es brauchen. Gehen wir zu Dr. Pollak.»

Als wir das Haus erreichten, in dem sich die Praxis des Arztes befand, wollte uns der Bauer tatsächlich etwas von dem Geld aufdrängen, doch wir lehnten ab. Er hatte schon sein Leben für uns aufs Spiel gesetzt, aber als wir uns bei ihm bedanken wollten, lachte er nur und sagte: «Ich wünschte, Sie würden ein paar Kronen annehmen. Armut ist keine Schande, aber sie kann sehr misslich sein!»

Dann ging er immer noch lachend von dannen.

Als Fred und ich uns dem grossen Gebäude mit der Praxis des Arztes zuwandten, blieben wir allerdings stocksteif stehen. Am Haupteingang standen zwei Soldaten der slowakischen Kollaborationsarmee! Während wir langsam darauf zgingen, wurde uns mit einem Schlag klar, dass wir dabei waren, ein Hauptquartier der Armee zu betreten, in dem der Arzt offenkundig seine Praxis hatte!²

«Zum Teufel noch mal!», flüsterte Fred. «Können wir nicht wie jeder andere auch krank sein?»

Ja, warum nicht? Die Wachposten würdigten uns nicht einmal eines Blickes, als wir an ihnen vorbeigingen; und ein paar Minuten später sassen wir in dem kleinen, blitzsauberen Zimmer von Dr. Pollak und erzählten ihm, woher wir kamen und was wir wollten. Er hörte aufmerksam zu und unterbrach uns nur gelegentlich ganz ruhig mit einer Frage. Zum Schluss sagte er: «Heute schlafen Sie bei mir. Morgen bringe ich Sie zu den Oberhäuptern der jüdischen Gemeinde in Žilina. Sie wissen am besten, was zu tun ist.»

2 Die Regierung Tiso, die von März bis Oktober 1942 rund 60'000 Juden «ausgesiedelt» hatte, traf Ausnahmeregelungen und stellte sogenannte Schutzbriefe aus. Jüdische Ärzte, die für die medizinische Versorgung der ländlichen Bevölkerung von nationalem Interesse waren, wurden zum Beispiel von den Deportationen verschont.

Und so tranken Fred und ich am nächsten Tag, dem 25. April, einen Sherry im Haus des Judenrats und berichteten Dr. Oskar Neumann, dem Sprecher der slowakischen Juden, Oskar Krasnanský, Ervin Steiner und einem Mann namens Hexner von Auschwitz und unserem Anliegen.³ Wir erzählten auch noch, als sie uns in ein Esszimmer führten, wo wir uns an einem Tisch mit schimmernd weissem Tischtuch und glänzendem Besteck niederliessen, und während wir uns durch das feinste Mahl unseres gesamten Lebens futterten, erzählten wir immer weiter und hatten noch kaum die Oberfläche von Auschwitz angekratzt, als Schnaps und Zigarren gereicht wurden.

Doch als ich da in die Gesichter der gastfreundlichen Herrenrunde blickte, überfiel mich das grauenhafte Gefühl, dass sie uns kein Wort glaubten.

Warum sollten sie schliesslich? Wie konnten sie es? Der menschliche Verstand musste erst noch lernen, sich Massennord im Ausmass von Auschwitz vorzustellen.

Nach dem Essen begannen die Männer nachzubohren. Sie baten uns in ein anderes Zimmer und holten einige dicke Kladden. Das, sagten sie, seien die Unterlagen, in denen genau vermerkt sei, wann und wo jeder deportierte Jude die Slowakei verlassen habe.

«Wann sind Sie zum Beispiel abgefahren, Herr Vrba?»

«Am 14. Juni 1942.»

Sie blätterten in den Seiten. Köpfe nickten. Dann: «Von wo?»

«Aus Nováky.»

Wieder Nicken. «Können Sie uns ein paar Namen von Leuten nennen, die mit Ihnen auf dem Transport waren?»

3 Oskar Neumann war seit Ende 1943 Vorsitzender des Judenrats (Ustredna Zidov). Siehe sein auf Deutsch erschienenes Buch: Jirmejahu Oskar Neumann: *Im Schatten des Todes. Ein Tatsachenbericht vom Schicksalskampf des slowakischen Judentums*. Tel Aviv: Edition «Olamenu», 1956.

Ich rasselte die Namen von ungefähr dreissig Menschen herunter, an die ich mich aus meinem eigenen Waggon erinnerte. Langsam fuhr ein Finger über die Seite der dicken Kladde. Langsam, sah ich, änderte sich der Ausdruck auf den Gesichtern vor mir, das Misstrauen schwand, blankes Entsetzen breitete sich aus. In dem Moment begriffen sie wohl, dass zwischen den schweren Deckeln ihrer Kladden nichts als Nachrufe standen und ihre Aufzeichnungen ihrem ursprünglichen Zweck, die Deportierten nach dem Krieg leichter zurück in die Slowakei zu holen, niemals dienen würden. Der Mythos der Umsiedlungsgebiete verflüchtigte sich in den Köpfen der Männer, und man sah ihnen den Schock deutlich an.

Aber verständlicherweise hatten sie immer noch Zweifel. Sie wollten uns nicht glauben, und das verüble ich ihnen auch nicht. Es war ihnen ja schon hoch anzurechnen, dass sie uns nicht als Verrückte oder Querulanten abtaten. Sie brachten uns in zwei verschiedene Zimmer und baten uns, unsere Aussagen getrennt zu machen.

Stundenlang diktierte ich meinen Zeugenbericht. Ich gab ihnen detaillierte Statistiken über die Zahl der Getöteten, ich beschrieb jeden Schritt des schrecklichen Betrugsmanövers, mittels dessen man allein während meiner Zeit im Lager 1'760'000 Menschen in die Gaskammern gelockt hatte.⁴ Ich erläuterte das System der Vernichtungsfabrik und seine kommerzielle Seite, die riesigen Profite, die man mit dem geraubten Gold machte, dem Schmuck, dem Geld, der Kleidung, den künstlichen Gliedmassen, den Brillen, den Kinderwagen und dem Menschenhaar, mit dem man Torpedoköpfe abdichtete. Ich wies darauf hin, dass man sogar die Asche der Toten als Dünger benutzte.

4 Die Auschwitz-Forschung beziffert die Anzahl der Opfer mit mindestens 1,1 Millionen; vgl. Piper: *Zahl der Opfer von Auschwitz*, S. 202.

Ja, ich zeichnete das gesamte grausige Bild und gab den Judenältesten die Informationen, die ich so lange so sorgsam gesammelt hatte. Zum Schluss wiederholte ich meine allerersten Worte:

«Eine Million Ungarn werden sterben. Auschwitz ist darauf vorbereitet. Doch wenn man den Ungarn jetzt die Wahrheit sagt, werden sie sich wehren und nicht brav in die Öfen wandern. Im Übrigen sind auch Sie irgendwann dran. Doch erst einmal hat den Ungarn die Stunde geschlagen. Sie müssen sie sofort informieren.»

«Keine Sorge», versuchte man mich zu beschwichtigen. «Wir haben täglich Kontakt zu den ungarischen Führern. Morgen früh schon werden sie Ihren Bericht in Händen halten.»

Ich sank in meinem Sessel zurück. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als verliessen mich alle meine Kräfte, nicht, weil der Weg von Auschwitz hierher so strapaziös gewesen war, und auch nicht, weil ich stundenlang geredet hatte und mein Kopf und Herz leer waren, sondern weil mich wie ein schwerer körperlicher Schlag jäh die Erleichterung traf.

«Sie sind müde», sagten die Männer zu uns. «Sie und Herr Wetzler müssen hier bleiben. Wir besorgen Ihnen vernünftige Kleidung und organisieren Papiere, damit Sie sich ohne Angst vor Verhaftung bewegen können. Und um Geld brauchen Sie sich auch keine Sorgen zu machen.»

In der Nacht schlief ich ruhig in einem wunderbar weichen Bett. Ich hatte getan, was ich mir vorgenommen hatte. Ich fühlte mich rundum frei, denn ich war überzeugt, dass es keine weiteren Transporte nach Auschwitz mehr geben würde. Die Wahrheit über den teuflischen Zweck des Lagers würde rasch weiterverbreitet werden, und zwar nicht nur in Ungarn, sondern auch in jeder jüdischen Gemeinde, die es noch im von Deutschen besetzten Europa gab.

Am nächsten Morgen brachte mir ein ältliches Hausmädchen das Frühstück ans Bett. Dann verschwand sie und kam kurz danach mit einer komplett neuen Ausstattung für mich zurück, einem teuren Anzug, Socken, Hemd, Unterwäsche, Schlips und einem seidenen Taschentuch. Nur eines fehlte.

«Was ist mit Schuhen?», sagte ich lächelnd. «Ich kann ja schlecht mit Strümpfen rumlaufen!»

«Sie haben es noch nicht geschafft, welche zu besorgen», erwiderte sie mit bedauerndem Lächeln. «Morgen bekommen Sie welche, hat man mir gesagt.»

Ich stand auf, nahm ein langes, ausgiebiges Bad, rasierte mich, zog meinen Sonntagsstaat an, denn meine alten Sachen waren natürlich nicht mehr da, und ging auf Strümpfen hinunter. Dr. Oskar Neumann und Oskar Krasňanský warteten auf mich, und ich fragte gleich wieder nach Schuhwerk.

«Keine Sorge», sagten sie. «Sie bekommen Ihre Schuhe bald. Sie können ohnehin nicht hinausgehen, solange wir Sie noch nicht mit Papieren ausgestattet haben. Bis dahin versuchen Sie, sich zu erholen.»

«Haben Sie unseren Bericht weggeschickt?», fragte ich. «Haben die Ungarn ihn schon?»

«Ja, er ist in ihren Händen. Genau in dieser Minute wird er von Dr. Kasztner geprüft. Er ist der wichtigste Mann im ganzen ungarischen Judenrat.»⁵

5 Rudolf (Rezso) Kasztner (1906-1957), Journalist, Jurist und zionistischer Politiker aus Siebenbürgen (seit 1940 zu Ungarn gehörig), war seit Anfang 1943 stellvertretender Vorsitzender eines zionistischen Hilfs- und Rettungskomitees (Va'adat Ezrah Vehatzalah), nicht Mitglied des Judenrats. Die Va'adat begann Ende 1941 mit der Unterstützung von Juden, die vor der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik nach Ungarn geflüchtet waren. Über die Tätigkeit des Komitees hat Kasztner 1946 einen Bericht verfasst; vgl. *Der Kasztner-Bericht über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn*. Mit einem Vorwort von Carlo Schmid. Redaktion und Nachwort: Ernest Landau. München: Kindler Verlag, 1961.

Ich versuchte ruhig zu werden. Das Essen war hervorragend, und bald, sagte ich mir, würde ich durch Žilina wandern können, Geschäfte anschauen, in Cafés sitzen, vielleicht sogar mit Fred ein paar Mädchen kennenlernen. Ich hatte meinen Teil erledigt und meinte, den Rest könne ich Dr. Kasztner überlassen.

Jeden Tag fragte ich beiläufig nach Neuigkeiten aus Ungarn und erwartete die ganze Zeit, von einem Aufstand zu hören. Meine Gastgeber jedoch behielten die Ruhe und sagten: «Dr. Kasztner kümmert sich um alles. Er weiss, wie man mit der Lage umgehen muss. Wir können uns darauf verlassen, dass er die richtigen Massnahmen zur rechten Zeit ergreift. Er ist ein Mann mit grosser Erfahrung.»

Ich freute mich über diese beschwichtigenden Worte, bis mein trauriges, ältliches Hausmädchen eines Morgens mit dem Frühstück in mein Zimmer kam. Sie weinte ungeniert, und ich fragte sie sofort, was los sei.

SIEBZEHNTE KAPITEL

Wir sagen es allen

Sie deportieren die Ungarn. Zu Tausenden. Sie fahren in Viehwaggons durch Éilina.»

Eine einfache Aussage von einer einfachen Frau. Eine Todesanzeige, die Anzeige eines grässlichen Verbrechens, eine Anklage, eine Niederlage, in wenige dürre Worte gefasst, die mir im Kopf herumwirbelten, als ich hinunterging. Sie quälten mich, verhöhnten mich, versetzten mich in kalte, gallebittere Wut, die noch galliger wurde, weil ich so enttäuscht war.¹

Von Neumann, Krasňanský, Steiner keine Spur. Nur Hexner, der gänzlich unbedeutende Mitarbeiter, war da und erklärte mir: «Sie sind alle in Bratislava.»

«Wissen Sie denn nicht, was passiert? Die Züge rollen. Die Ungarn sind auf dem Weg nach Auschwitz. Was machen sie denn bloss? Was macht Kasztner? Was um Himmels willen passiert hier?»

Hexner verzog verwirrt das Gesicht. Meine Fragen überstiegen sein Fassungsvermögen bei Weitem, schon der Gedanke an die Antworten verunsicherte ihn. Hexner hatte in seine Vorgesetzten Vertrauen, aber keine Kenntnis ihrer geheimen Pläne oder Vorgehensweisen. Er starb mit seiner Familie in Auschwitz.

¹ Am 2. Mai 1944 trafen zwei Transporte aus Ungarn in Auschwitz ein (Czech, *Kalendarium*, S. 764). Die beiden Züge waren am 29. und 30. April 1944 aus Budapest und aus Topoly abgefahren. Siehe das Telegramm des Bevollmächtigten des Deutschen Reiches in Ungarn Edmund Veesenmayer an das Auswärtige Amt (Randolph L. Braham, *The Destruction of Hungarian Jewry. A Documentary Account*. New York: Pro Arte Publishing, 1963, Vol. I, S. 363).

«Sie tun, was sie können. Heute Nacht haben sie belegte Brote und Milch für die Kinder zu den Transporten geschickt ...»

«Belegte Brote und Milch! Herrgott, sind sie völlig von Sinnen? Wissen sie denn, verdammt noch mal, nicht, dass die Leute jetzt schon in den Öfen schmoren? Haben sie ihnen nicht gesagt, was passiert? Haben sie sie nicht gewarnt?»

Hexner stiess einen tiefen Seufzer aus. Wie ein müder Papagei, der zu viel nachgeplappert hat, sagte er: «Beruhigen Sie sich. Die Herren wissen, was sie tun. Dr. Kasztner ist ein sehr einflussreicher Mann, ein Mann mit grosser Erfahrung, ein ... ein mächtiger Mann. Er weiss am besten, was zu tun ist.»

Ich hörte ihm nicht länger zu. Mir war übel, zitternd lief ich auf und ab und redete eher mit mir selbst als mit Hexner, stiess meine Gedanken vielleicht deshalb einfach nur hervor, weil ich mich davon überzeugen wollte, dass ich nicht den Verstand verlor.

«Warum bin ich ausgebrochen? Wozu? Ist ihnen denn nicht klar, dass nun Tag für Tag Zehntausend sterben werden, dass sich die Schlächter in Auschwitz schon seit Monaten darauf vorbereiten? Die Krematorien dort werden vierundzwanzig Stunden am Tag brennen, bis sie eine Million Menschen verschlungen haben. Haben sie mich nicht verstanden? Haben sie mir nicht geglaubt?»

«Beruhigen Sie sich doch. Die Herren wissen am besten, was zu tun ist. Sie sind klug, klüger als Sie oder ich.»

Ich setzte mich auf einen Sessel und zündete mir eine Zigarette an. Bemühte mich angestrengt um Fassung. Bloss nicht in Panik geraten! Ob Hexner wirklich Recht hatte? War ich ein dämlicher Vollidiot, der nur das primitive Geschehen in Auschwitz verstand, ein unreifer Junge, der die feineren Gedankengänge älterer und erfahrenerer Männer nicht begriff? Spielten sie ein kluges, raffiniertes Spiel, das über meinen Horizont ging? Opferten sie

wenige, um viele zu retten? Wussten sie wirklich am besten, was zu tun sei? Nun war ich mit Seufzen dran, denn ich fand keine Antworten auf diese Fragen. Ich merkte lediglich, dass mir der Triumph meines Entkommens jäh vergällt war.

«Hören Sie, Herr Vrba», sagte Hexner mit flehentlichem Unterton. «Die Herren haben Ihnen eine Nachricht hinterlassen, eine wichtige Nachricht. Vielleicht wird die Sie überzeugen, dass sie über die Geschehnisse im Bilde und nicht dumm sind.»

Er schwieg und holte tief Luft. Aus irgendeinem Grund hatte ich den Eindruck, dass er eher versuchte, sich selbst als mich zu überzeugen. Dann sagte er: «Sie haben gestern Abend erfahren, dass die Gestapo den Befehl ausgegeben hat, Sie und Wetzler, koste es, was es wolle, festzusetzen, und nun alles so organisiert, dass Sie beide mit falschen Papieren nach Liptovský Mikulas im Tatra-Gebirge fahren können, wo man sich um Sie kümmern wird. Sie haben sogar dafür gesorgt, dass Sie jeder fünfhundert Kronen die Woche bekommen. Es wird Ihnen an nichts fehlen, und Sie sind dort in Sicherheit.»

Später, erst viel später, erfuhr ich, warum unsere Festnahme so dringend geboten war. Kasztner hatte unsere Berichte umgehend Adolf Eichmann in Budapest gezeigt; und Eichmann, der dafür verantwortlich war, die ungarischen Juden ohne grosses Aufsehen in die Öfen von Auschwitz zu verfrachten, wusste, dass die gesamte Operation gefährdet war, solange wir lebten und auf freiem Fuss waren.

Wieder Schweigen. Dann fuhr Hexner fort: «Wir wissen alle, dass Sie Entsetzliches hinter sich haben. Wir wissen, welche Opfer Sie gebracht und welches Risiko Sie auf sich genommen haben, um uns diese schrecklichen Nachrichten zu bringen, und wir sind stolz auf Sie. Doch um Ihrer eigenen Sicherheit willen müssen Sie noch heute von hier fort. Bleiben Sie in Liptovský Miku-

las, bis Sie von uns hören, und versuchen Sie es zu geniessen. Sie haben eine Erholung verdient.»

Am selben Tag noch fuhren Fred und ich mit Papieren in der Tasche, die uns als gut betuchte Studenten auswies, nach Liptovský Mikulas. Was sonst hätten wir tun sollen? Man betrachtete uns ja nicht einmal mehr als unentbehrlich für das weitere Vorgehen! Wir hatten unsere Arbeit getan. Unsere Jugend und unsere Stärke waren nützlich gewesen. Ohne sie wären die Nachrichten nie herausgekommen. Doch die jetzt zu bewältigenden Aufgaben waren für erfahrene Männer, nicht für Lehrlinge.

Gut, Lehrlinge waren wir in der Kunst des Lebens – wie lange hatten wir all unser Denken nur aufs Überleben gerichtet. Wir fügten uns nicht glatt und gewandt wieder in die Welt ein, nicht einmal in die kleine Welt des Zuges, der uns zu unserem neuen Zuhause brachte. Beim Anblick von Soldaten gerieten wir sofort unter Hochspannung; als der Fahrkartenschaffner kam, schreckten wir auf, und als ein Hlinka-Gardist auf der Strasse unsere Papiere kontrollierte, hätten wir ihn, wenn nötig, sofort umgebracht.

Die einzigen Glaubensgrundsätze, die wir kannten, lauteten ja: Töte oder du wirst getötet. Renn weg oder du wirst gefangen. Vertraue niemandem. Sei stets wachsam. Lebe ein wenig länger, aber lebe nie einfach nur vor dich hin.

Als wir uns wieder an das Leben gewöhnten, wurden wir allmählich ruhiger. Nach einer Weile konnten wir in ein Café gehen und ein Bier trinken, ohne dass wir ständig hinter uns schauten und in jedem Gesicht einen Feind sahen. Wir lernten, bei den richtigen Leuten den Arm zu heben und «Heil Hitler» zu schnarren, und wir lernten, hinterher über uns selbst zu lachen. Ja, zum Schluss glaubten wir sogar, dass wir uns eingelebt hatten.

Das merkte ich zum ersten Mal, als ich mir die Haare schnei-

den liess. Während ich im Hauptsitz der jüdischen Organisation in Žilina gewohnt hatte, war es zum ersten Mal seit zwei Jahren gewachsen; und nun ging ich zum Friseur, dem es im Unterschied zu seinen Kollegen in Auschwitz nicht im Traum eingefallen wäre, seinem Kunden nur so zum Vergnügen die Kehle durchzuschneiden. Für mich sollte es auch noch aus anderen Gründen eine denkwürdige Erfahrung werden.

Ich erreichte nämlich gleichzeitig mit einem Unterscharführer in tadelloser Uniform die Eingangstür. Er sprang sofort zurück, schlug die Hacken zusammen und sagte lächelnd: «Nach Ihnen, mein Herr.»

Dieses Mal war ich die Ruhe selbst. Ich lächelte ihn auch an und sagte nicht minder höflich: «Nein ... bitte ... nach Ihnen.»

«Mein Herr... Ich bestehe darauf.»

Mit einer leichten Verbeugung ging ich zuerst hinein. Als wir dann sogar noch nebeneinander sassen, bot der SS-Mann mir eine Zigarette an, gab mir, als ich sie nahm, gleich darauf Feuer, und während sich die Friseure an uns zu schaffen machen, versuchte er in holprigem Slowakisch ein wenig Konversation zu machen. Ich antwortete ihm höflich, ebenfalls auf Slowakisch, und fragte mich insgeheim, was er tun würde, wenn er wüsste, dass ich aus Auschwitz kam. Ich fragte mich auch, wie er sich nach einer Woche im Lager verhalten würde.

Das war natürlich das Problem. Wir dachten, wir hätten uns eingelebt, doch es gab immer eine Barriere. Irgendetwas erinnerte uns immer an unsere jüngste Vergangenheit. Wir stellten fest, dass wir alles auf Auschwitz bezogen und alles mit den Massstäben von Auschwitz beurteilten, die aber niemand sonst kannte oder verstanden hätte. Immer wenn wir gerade meinten, wir seien wieder normale menschliche Wesen, überfiel uns die Vergangenheit wie mit einem Messer, das in einer Wunde umgedreht wird.

Einmal gingen wir zum Beispiel durch die Hauptstrasse, als

eine Kolonne slowakischer Soldaten vorbeimarschierte. Plötzlich schrie einer: «Fredo!»

Ein junger Bursche von vielleicht dreiundzwanzig Jahren löste sich von seinen Kameraden und kam auf uns zu. Er ergriff Freds Hand, schüttelte sie heftig und sagte: «Na, du alter Knabe, wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Es muss doch mindestens sechs Monate her sein, seit ich dich zuletzt gesehen habe!»

Fred riss vor gespieltem Erstaunen die Augen auf. «Zum Teufel, nein!», sagte er. «Doch nicht so lange! Wie die Zeit rast!»

«Ich bin hier stationiert. Vielleicht sehen wir uns heute Abend in der Stadt.»

Fort war er und flitzte die Strasse hinunter hinter seiner Kolonne her. Fred schüttelte bedächtig den Kopf und sagte lächelnd: «Wir haben immer Fussball zusammen gespielt. Sechs Monate? Mein Gott, wenn er wüsste, dass es ein ganzes Leben her ist, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben.»

Und so war es. Den anderen kamen diese zwei Jahre nicht länger als sechs Monate vor. Uns wie ein Jahrhundert. Irgendwie fanden wir es nicht richtig, dass die Welt sich weitergedreht hatte, während es Auschwitz gab, dass die Leute gelacht und gescherzt, getrunken und sich geliebt hatten, während Millionen starben und wir um unser Leben kämpften.

Nicht, dass Fred und ich uns in der Vergangenheit suhlten. Im Gegenteil, wir versuchten verzweifelt, sie abzuschütteln. Wir gingen zusammen aus, betranken uns, flatterten von einem Mädchen zum anderen und tobten uns mit unseren dicken Batzen Kronen in der Tasche so richtig aus. Ja, wir amüsierten uns mit geradezu grimmiger Entschlossenheit und befolgten die Ratschläge, die man uns in Žilina gegeben hatte.

Doch der Schatten des Todes schwebte immer über uns. Wir versuchten, uns abzulenken und die dunklen Gedanken zu verdrängen. Doch wenn wir an den slowakischen Bächen entlang-

wanderten, spiegelten die immer Gesichter, die wir nie wiedersehen würden. Wenn wir Orte aufsuchten, an denen wir vor dem Krieg gespielt hatten, und eine fast vergessene Heiterkeit wiederzugewinnen hofften, sahen wir, dass die Steine in den vertrauten Strassen vom Blut von Menschen befleckt waren, die wir gekannt hatten.

Vielleicht zwangsläufig fragten wir uns manchmal, ob wir wohl je wieder glücklich sein würden oder ob Auschwitz, der Ort, an dem so viele Menschen gestorben waren, selbst unsterblich sein und in uns leben würde, bis wir starben, ja, ob es sogar noch darüber hinaus weiterleben würde, um die heimzusuchen, die wussten, was dort geschehen war. In solch düsteren Momenten befürchteten wir, dass wir nie wieder ein normales Leben führen konnten. Doch rückblickend finde ich, dass wir «normal» waren und die anderen die Wahrheit ignorierten. Es war nicht die Zeit, sich zu vergnügen, und das gute Leben verlor auch bald seinen Reiz für uns.

Nach sechs Wochen begann ich mich zu langweilen und rastlos zu werden. Ich beschloss, mal aus der Stadt herauszufahren und meine Mutter in Trnava zu besuchen.² Das war natürlich ein gewisses Risiko, doch das war es mir wert.

2 Ilona Grunfeld, geb. 1895 in Nitra, heiratete im Jahre 1918 Elias Rosenberg, aus dessen erster Ehe stammten Fanny, geb. 1912, Samuel, geb. um 1913 und Lajos, geb. um 1915 (siehe Kap. 3, Anm. 2 und Kap. 5, Anm. 1). Walter Rosenberg, später Rudolf Vrba, kam 1924 als einziges Kind der Eheleute zur Welt. Nach dem Tod von Elias Rosenberg im Jahr 1930 heiratete die Mutter 1942 erneut und hiess fortan Reichsfeld bzw. Reichsfeldova. Da der Buchhalterposten ihres zweiten Mannes für den slowakischen Staat von Bedeutung war, blieben die Eheleute bis 1944 von Deportationen verschont. Im Herbst 1944 wurde Reichsfeld jedoch nach Auschwitz deportiert und ermordet. Ilona Reichsfeld konnte mit falschen Papieren untertauchen, die Rudolf Vrba organisiert hatte, wurde jedoch verraten und nach Theresienstadt verschleppt, wo sie die Befreiung erlebte. 1955 ging sie in der Tschechoslowakei ihre dritte Ehe mit Ignaz Reichsfeld (nicht mit dem zweiten Ehemann verwandt) ein; sie verstarb im Februar 1991 in Bratislava.

Sobald ich aus dem Zug ausgestiegen war, ging ich zum Haus eines Freundes. Er starrte mich an, als sei ich ein Gespenst, und sagte dann langsam: «Rudi! Also ist deine Mutter doch nicht verrückt geworden!»

«Wie meinst du das – verrückt geworden?»

«Sie erzählt allen Leuten, dass du in diesem Sommer zurückkommst, dass du kein Junge bist, der länger als zwei Jahre an einem Ort herumsitzt. Wir dachten alle, dass sie langsam den Verstand verliert, denn es ist ja noch nie jemand zurückgekommen.»

Ich grinste. Meine Mutter hatte sich offensichtlich nicht verändert.

«Lauf zu ihr», sagte ich. «Erzähl ihr, dass ich da bin. Und da sie mich ja offenbar erwartet, brauchst du es ihr nicht mal schonend beizubringen.»

Ungefähr eine halbe Stunde später kam sie, ein wenig älter und gesetzter, sonst aber weitgehend so wie bei meinem Abschied. Sie nickte mir zu, schaute sich stirnrunzelnd im Zimmer um und sagte zu meinem Freund: «Wann kommt mein Sohn?»

Sie hatte mich nicht erkannt! Plötzlich begriff ich, dass ich derjenige war, der sich verändert hatte. Ich war als siebzehnjähriger Junge weggegangen und nach gerade einmal zwei Jahren unendlich viel älter zurückgekommen. Ich hatte 1'760'000 Menschen sterben sehen, und das hatte Spuren in meinem Gesicht hinterlassen.³

«Da ist er doch», sagte mein Freund. «Finden Sie, dass er gewachsen ist?»

Einen Moment lang stand sie reglos da. Dann umarmte sie mich rasch und gründlich und trat zurück, um mich von oben bis unten zu mustern, als sei ich gerade mit schmutzigen Knien zu spät zum Abendessen von der Strasse hereingekommen.

³ Zu den Opferzahlen von Auschwitz vgl. Kap. 16, Anm. 4.

«Du schrecklicher Junge», sagte sie schliesslich. «Du weisst, dass du mir nicht einmal geschrieben hast! Du hast mir nicht einmal eine Adresse geschickt.»

«Tut mir leid, Mama», sagte ich. «Es war ein wenig schwierig, Weisst du, wir waren ... wir hatten die ganze Zeit so viel zu tun.»

«Macht nichts. Ich wusste, dass du in diesem Sommer zurückkommen würdest. Du warst nie jemand, den es lange an einem Ort hält. Im Übrigen habe ich deine Lieblingsmarmelade gekocht. Letztes Jahr habe ich es nicht gemacht, weil ich wusste, dass du nicht kommen würdest.»

Sie wischte sich eine Träne von der Wange und plapperte weiter. Wollte wissen, wo ich wohnte, ob ich Arbeit hätte? Ob jemand mein Bettzeug lüftete? Wer mir die Wäsche machte? Wo ich den Anzug herhätte?

Endlich kam ich auch zu Wort. «Bitte, Mama, setz dich einen Moment», sagte ich. «Ich muss dir eine Menge erzählen.»

Sie nahm Platz. So kurz wie möglich erzählte ich ihr, wo ich gewesen war, liess aber so viele grausige Einzelheiten aus wie möglich. Als ich fertig war, schwieg sie eine ganze Weile und sagte dann: «Hm ... da konntest du wohl wirklich nicht schreiben. Und jetzt kannst du nicht nach Hause kommen. Macht nichts. Warte hier, ich hole die Marmelade.»

Sie eilte hinaus, und ich wusste, sie hatte alles verstanden. Ja, ich war sogar stolz darauf, wie sie ihre Gefühle beherrschte, denn ich war überzeugt, dass sie sich keinen Augenblick lang von meiner gereinigten Version des Lebens in Auschwitz hatte täuschen lassen. Das, was ich ausgelassen hatte, konnte sie sich denken, und weil sie spürte, dass ich nicht darüber reden wollte, stellte sie auch keine weiteren Fragen.

Als ich abends nach Liptovsky Mikulás zurückfuhr, hatte ich meine Marmelade dabei, freute mich aber nicht besonders auf den

alten faulen Trott dort, denn es ging ja immer nur alles im Kreis herum, und ich war dieser sinnlosen Existenz überdrüssig. Doch am nächsten Tag besuchte mich ein Mann, der mir genau das Ziel gab, das ich suchte.

Es war Oskar Krasňanský aus Éilina. Er machte auf mich einen nervösen, sorgenvollen Eindruck. Nach einigem belanglosen Vorgeplänkel sagte er: «Herr Vrba, ich bin ein wenig beunruhigt über die Entwicklung. Ich möchte Ihnen sagen, dass ich eine Kopie Ihres Berichts an den Apostolischen Nuntius in der Slowakei geschickt habe.»

«Was soll das heissen?», fragte ich. «Gibt es Probleme? Was hat der Apostolische Nuntius damit zu tun?»

Achselzuckend erwiderte er: «Machen Sie sich darüber erst mal keine Gedanken. Es geht darum, dass er Sie sehen möchte. Und ich habe auch schon ein Treffen mit ihm vereinbart. In einem Kloster in der Nähe von Sváty Jur, und dass es besser ist, wenn das Treffen geheim bleibt, muss ich ja nicht eigens betonen.»

Sváty Jur liegt in der Nähe von Bratislava. Ein paar Tage später reiste ich dorthin und wurde von einem Mönch in ein grosses, schlicht möbliertes Zimmer geführt, wo der Nuntius auf mich wartete.⁴

Er war ein grosser, eleganter Mann von etwa vierzig, und als

4 Der Gesprächspartner war ein Mitglied der Vatikanischen Nuntiatur in der Schweiz, Monsignore Mario Martilotti. Vgl. John S. Conway: «Frühe Augenzeugenberichte aus Auschwitz. Glaubwürdigkeit und Wirkungsgeschichte», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 27 (1979), H. 2, S. 276. Vrba traf Martilotti zusammen mit Czeslaw Mordowicz. Vrba liess in seinem Buch seinen Begleiter unerwähnt, weil Mordowicz – so Vrbas Sorge – in den 1960er Jahren Repressalien durch das Prager Regime zu befürchten gehabt hätte, wäre er mit Vrba, der die £SSR 1958 verlassen hatte und nach Israel ausgewandert war, in Zusammenhang gebracht worden. Vgl. Rudolf Vrba, «Die missachtete Warnung. Betrachtungen über den Auschwitz-Bericht von 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 44 (1996), H. 1, S. 14, Anm. 24.

er sich erhob, um mich zu begrüßen, sah ich, dass er eine Kopie des Berichts in der Hand hielt. Nach einem einleitenden Austausch von Höflichkeiten kam er zum Eigentlichen und nahm mich geschlagene sechs Stunden lang mit dem Geschick eines erfahrenen Anwalts ins Kreuzverhör. Zeile für Zeile, Seite für Seite ging er den Bericht durch, kehrte immer wieder zu einzelnen Punkten zurück, bis er überzeugt war, dass ich weder log noch übertrieb, und als wir die Gräuel, die ich zu Protokoll gegeben hatte, bis ins Kleinste analysiert hatten, weinte er.

«Herr Vrba», sagte er schliesslich. «Ich werde den Bericht zum Internationalen Roten Kreuz in Genf bringen. Dort wird man Massnahmen ergreifen und dafür sorgen, dass er in die richtigen Hände kommt.»

Damals war mir die Bedeutung dieses Treffens überhaupt nicht klar. Ich wusste nicht, dass die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, als ich die ersten Statistiken in Auschwitz zusammentrug, noch lange nicht erledigt war.

Ich wusste nicht, dass Dr. Kasztner die ungarischen Juden keineswegs vor dem Tod in den Gaskammern gewarnt hatte, sondern mysteriöse Verhandlungen mit Adolf Eichmann in Budapest führte.⁵

Ich wusste nicht, dass die ungarischen Transporte nach Ausch-

5 Kasztner führte mit Eichmann und anderen SS-Führern in Budapest Verhandlungen über die Rettung der ungarischen Juden. Eichmann machte das wohl nicht ernst gemeinte Angebot, eine Million Juden gegen 10'000 Lastwagen zu tauschen. Das Geschäft «Blut gegen Ware» kam nie zustande. Kasztner erreichte aber, dass im August und Dezember 1944 zwei Züge mit 1684 Juden in die Schweiz gelangen konnten. Vgl. hierzu den Bericht von Kasztner, die Darstellung seines Mitstreiters Andreas Biss: *Der Stopp der Endlösung. Kampf gegen Himmler und Eichmann in Budapest*. Stuttgart: Seewald Verlag, 1966 sowie das Werk von Yehuda Bauer: *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1943*. Aus dem Engl., von Klaus Binder und Jeremy Gaines. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 1996.

witz Tag und Nacht rollten, dass die SS alle Rekorde brach und in vierundzwanzig Stunden 12'000 Ungarn ermordete.

Ich wusste nicht, dass 200'000 von denen, die ich zu retten versucht hatte, ja, von denen ich dachte, sie seien schon gerettet, bereits tot waren.

Ich wusste nicht, dass andere zu agieren begannen, während der Judenrat in Budapest mit dem Mann redete, der es übernommen hatte, eine Million Angehörige des jüdischen Volkes zu liquidieren; dass, um es mit den Worten des britischen Historikers Gerald Reitlinger auszudrücken, bald die Bombardierung von Admiral Horthys Gewissen beginnen würde.⁶

Der Apostolische Nuntius brachte unseren Bericht nach Genf. Von dort ging er an Papst Pius XII., an Premierminister Winston Churchill und an Präsident Franklin D. Roosevelt.

Am 25. Juni 1944, zwei Monate, nachdem wir den Bericht in Žilina diktiert hatten, übergab Monsignore Angelo Rotta, Apostolischer Nuntius in Ungarn, Reichsverweser Admiral Horthy einen Brief des Papstes.

Darin wurden die Dinge nicht beim Namen genannt, doch ohne jeden Zweifel gegen die Deportation ungarischer Juden protestiert. Die Tatsache, dass der Protest von eben dem Oberhaupt der katholischen Kirche kam, das sich bis dahin jeder direkten Kritik an Hitlers Judenmord enthalten hatte, verlieh ihm eine eminente Bedeutung.

Jedenfalls für Horthy, und zwar aus zwei Gründen. Er war römisch-katholisch und sein Sohn mit einer jüdischen Frau verheiratet, die, wenn auch selbst völlig ungefährdet, durch ihre blosse Existenz daran gemahnte, dass ein ganzes Volk bedroht war.

⁶ Vgl. Gerald Reitlinger: *Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945*. Aus d. Engl. von J. W. Brügel. Berlin: Colloquium Verlag, 1956, S. 490 f.

Dem Brief des Papstes folgte am nächsten Tag eine Note von Cordell Hull, dem US-amerikanischen Aussenminister, der den Verantwortlichen für die Deportationen mit Vergeltungsmassnahmen drohte. Der König von Schweden bot den ungarischen Juden Hilfe bei der Emigration an, und am 5. Juli appellierte Carl Jacob Burckhardt, Repräsentant des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes, persönlich an Horthy.

Der Reichsverweser antwortete nicht, doch darauf kam es auch gar nicht mehr an, die Sache war auf dem Tisch. Am 7. Juli informierte Anthony Eden, der britische Aussenminister, das Unterhaus, «700'000 bis 1'000'000 ungarische Juden» seien unmittelbar von der Vernichtung bedroht, und die Kenntnis davon hatte er, soweit ich wusste, aus unserem Bericht.

Nun hob auch die Schweizer Regierung die über das Thema verhängte Zensur auf, und die Welt erfuhr endlich etwas über Auschwitz. Meine Flucht war doch nicht vergeblich gewesen.

Horthy ordnete ein Ende der Deportationen an; von der Million, die für die Gaskammern vorgesehen waren, starben «nur» 400'000.⁷ Hätte Kasztner die Warnung, die ich am 25. April aus-

7 Von den 437'000 Juden, die aus Ungarn nach Auschwitz deportiert worden sind, wurden unmittelbar nach der Ankunft mindestens 300'000 Menschen vergast. Etwa 100'000 in den Augen der deutschen Mörder als «arbeitsfähig» erachtete Jüdinnen und Juden wurden als «Depot-Häftlinge» für kurze Zeit unregistriert in Auschwitz-Birkenau interniert und zu Tausenden in Lager im Innern des Deutschen Reiches verbracht. Viele Deportierte, die zunächst als «arbeitsfähig» selektiert worden waren, starben bereits in den ersten Tagen in Auschwitz-Birkenau oder wurden Opfer von Lagerselektionen. Vgl. Christian Gerlach, Götz Aly: *Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945*. Stuttgart, München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2002, S. 294. Zu den Opferzahlen siehe auch Saul Friedländer: *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Vernichtung*. 2. Bd. Aus dem Engl., von Martin Pfeiffer. München: C.H. Beck, 2006, S. 648.

gesprachen hatte, sofort an sein Volk weitergegeben, wäre die Zahl der Ermordeten, da bin ich sicher, erheblich geringer gewesen.

Als ich mich mit dem Vertreter der Apostolischen Nuntiatur getroffen hatte, hatte ich natürlich keine Ahnung, welche internationalen Auswirkungen unser Treffen haben würde.

Im Gegenteil, als ich nach Liptovský Mikuláš zurückkehrte, gab mir das seltsame Rendezvous in dem stillen Kloster immer noch Rätsel auf. Ich sah nicht einmal seinen Sinn recht ein, denn ich ging ja davon aus, dass die jüdischen Führer in Budapest ihre Leute schon gewarnt hatten und Eichmann keinesfalls mehr wie geplant vorgehen konnte. Doch Krasňanský wirkte mitnichten beruhigt und sagte mir kurz nach meiner Rückkehr: «Sie müssen Rabbi Weissmandel in Bratislava treffen.»

Ich hatte eigentümliche, romantische Geschichten über Rabbi Michael Dov Weissmandel gehört. Zum Beispiel, dass er im Alleingang und vor den Augen der Nazis Hunderte Juden vor der Deportation bewahrt hatte, dass er ein Leben vollkommener Askese führte und in seiner geheimen Rabbinerschule lehrte, dass er nicht nur ein zutiefst gläubiger Mann, vielleicht sogar ein Mystiker war, der seine Schüler inspirierte, sondern auch eine der wenigen Symbolfiguren des Widerstands.

Im August 1944, ein paar Wochen, nachdem ich ihn getroffen hatte, wurde er von der SS gefasst und in einen Zug nach Auschwitz gesteckt. Weil er in einem Stück trockenem Brot eine Spule mit Korunddraht versteckt hatte, mit dem man Stahl durchtrennen konnte, schnitt er nachts ein Loch in den versiegelten Waggon und sprang im Schutz der Dunkelheit in die Freiheit. Danach nahm er seine heimliche Rettungsarbeit wieder auf. Nach dem Krieg ging er nach New York und gründete eine Rabbinerschule.

Er führte zeitlebens ein asketisches Leben und starb 1956 in New York.⁸

Noch wusste ich nicht, dass er drei Wochen, nachdem wir unseren Bericht gegeben hatten, selbst einen genauen Bericht über Auschwitz im Allgemeinen und die Pläne für die ungarischen Juden im Besonderen an die jüdischen Führer in der Türkei, der Schweiz und in Palästina geschmuggelt hatte. Darin bat er sie inständig, Massnahmen zu ergreifen. Er flehte sie an, diesen Massenmord in der ganzen Welt bekanntzumachen und die Alliierten zu informieren, damit sie Auschwitz und die Eisenbahngleise dorthin bombardierten, besonders die, die aus Ostungarn nach Auschwitz führten, und auf jeden Fall die Brücken, über die man aus Karpaten-Russland in das Lager fuhr.

Sein Appell glich einem Schrei der Verzweiflung:

«Lasst alles stehen und liegen und werdet aktiv! Denkt daran, dass jeder Tag Eurer Untätigkeit 12'000 Seelen den Tod bringt.

Ihr, die Ihr unsere Brüder seid, Ihr, die Söhne Israels, seid ihr völlig von Sinnen? Wisst Ihr nicht, dass rings um uns herum die Hölle herrscht? Für wen spart Ihr Euer Geld?

Wie kann es sein, dass all unser Flehen Euch weniger rührt als das Jammern eines Bettlers vor Eurer Tür?

Mörder, Wahnsinnige! Wer übt Barmherzigkeit? Ihr, die Ihr aus der Geborgenheit Eures Heims ein paar Münzen werft? Oder wir, die wir in den Tiefen der Hölle unser Blut geben?

Es gibt nur eines, das man zu Eurer Entlastung vorbringen könnte – dass Ihr die Wahrheit nicht kennt.

⁸ Michael Dov Weissmandel (1903-1956) gelangte nach seiner Flucht im Dezember 1944 mit einem der von Kasztner mit der SS ausgehandelten Züge in die Schweiz.

Das ist möglich.

Der Böse geht so gerissen vor, dass nur wenige die Wahrheit erahnen.

Doch wir haben Euch oftmals die Wahrheit gesagt. Ist es möglich, dass Ihr unseren Mördern mehr glaubt als uns?

Möge Gott Euch die Augen öffnen und den Mut schenken, in diesen letzten Stunden die zu retten, die noch übrig geblieben sind...»

Auf diesen Brief bekam Rabbi Michael Dov Weissmandel niemals eine Antwort.

Als man mich in seine geheime Schule in einen der ältesten Teile der Stadt brachte, ging ich durch einen Korridor mit einer Reihe von Zimmern, in denen eifrige junge Männer den Talmud studierten, und stand dann vor einem grossen, dunklen Mann mit aussergewöhnlich lebhaften Augen. Er war sicher nicht älter als vierzig, sah aber mit seinem dichten schwarzen Bart älter aus. Trotz seiner schäbigen Kleidung, dem kragenlosen Hemd ohne Knöpfe, den schmutzigen Hosen und abgetragenen Schuhen, von denen einer, fiel mir auf, mit einem Stück Seil geschnürt war und der andere gar nicht, spürte ich sofort, dass ich einer absolut bemerkenswerten Persönlichkeit gegenüberstand.

Er begrüßte mich auf Slowakisch, was seine Schüler erstaunte, weil er normalerweise nur Hebräisch sprach und darauf beharrte, dass ein Dolmetscher ihm alles, was in anderen Sprachen zu ihm gesagt wurde, in ebendiese Sprache übersetzte. Doch jetzt schickte er seine Schüler mit einer Geste aus dem Zimmer und sagte: «Du bist also aus Auschwitz entkommen. Darum begrüße ich dich als Gesandter von 1'760'000 Menschen.»⁹

Ich verstand, was er meinte. So viele Menschen waren wäh-

9 Siehe zu den Opferzahlen von Auschwitz Kap. 16, Anm. 4.

rend meiner Gefangenschaft in Auschwitz gestorben, ein Zeichen, dass er den Bericht gelesen hatte.

Wir redeten lange darüber. Zu meinem Entsetzen teilte er Krasňanskýs unausgesprochene Befürchtungen, dass immer noch jeden Tag Transporte aus Budapest abgingen, denn er wirkte keineswegs überrascht, als ich ihm von den beiden erzählte, die meines Wissens abgegangen waren, als ich noch in Éilina war.

«Kann man denn nicht mehr tun?», fragte ich. «Kann man sie nicht warnen? Kann man ihnen nicht sagen, dass sie nichts zu verlieren haben und sich wehren sollen?»

Er seufzte. Und dann sagte er: «Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun. Wenn ich zwei Gewehre hätte, würde ich mit beiden Händen schießen.»

War das die Antwort, die ich hören wollte? Auf dem ganzen Weg zurück nach Liptovský Mikuláš dachte ich an seine ruhigen Worte; und als ich dort am Bahnhof ankam, war ich überzeugt, dass dieser mutige, weise Mann mir gesagt hatte, was ich zu tun hatte. Jetzt war Schluss mit der Herumbummelei.

Ich ging zu Angehörigen des slowakischen Untergrunds, mit denen ich schon erste Kontakte geknüpft hatte, und sagte so beiläufig wie möglich: «Freunde, ich brauche eine Pistole. Eines Tages erkennt ein schlauer SS-Mann, dass meine Papiere falsch sind; und wenn das passiert, möchte ich keinen einseitigen Wortwechsel mit ihm führen.»

Überrascht und dann zutiefst empört vernahm ich die Worte: «Burschen wie dir geben wir keine Pistole!» Doch grinsend führen sie fort: «Solche wie du kriegen Maschinenpistolen!»

Drei Monate später war ich in der Westslowakei, in einem Dorf bei Nove Mesto, wo Laco Fischer zu Hause gewesen war, und meldete mich bei Unteroffizier Milan Uher, der auf dem besten

Weg war, zur Legende zu werden. Ja, nach dem Krieg wurde ihm als Hauptmann Uher ein Ehrentitel verliehen.

Ich wurde sofort genommen und bekam eine vierundzwanzigstündige Schnellausbildung. «Morgen geht's zur Sache. Im Schulhaus in Stará Turá verschanzen sich etwa siebenhundert SS-Männer. Sie müssen beseitigt werden, nicht nur, weil sie SS-Männer sind, was schon Grund genug ist, sondern auch, weil sie hierher verlegt worden sind, um uns zu beseitigen.»

«Wie viele sind wir?»

«Rund hundertzwanzig. Und wir haben Maschinenpistolen und Granaten.»

In der nächsten Nacht gingen wir heimlich nach Stará Turá. Unsichtbar zwischen den Gebäuden, lautlos, Schritt für Schritt, schlichen wir uns langsam Richtung Schulhaus. Dann stiess Uher einen Schrei aus, und wir stürmten auf seine Mauern und Fenster zu.

Aus einer Tür kam ein Feuerblitz. Ein Dutzend Blitze waren die Antwort. Zwei Männer neben mir fielen, doch ich bemerkte es kaum. Ich rannte, und Tränen des Glücks rollten mir über die Wangen. Ich rannte vorwärts, nicht rückwärts.

Als wir unmittelbar vor dem Gebäude waren, schleuderten wir unsere Granaten durch die Fenster. Wir hörten sie krachen und dann die Schmerzensschreie, die Angstschreie, die Todesschreie. Durch die Tür stürmten wir in ein brennendes Chaos und ballerten auf alles, was sich bewegte.

Als unser Auftrag erfüllt war und wir uns aus Stará Turá zurückzogen, lachte ich vor Freude. Ich wusste, dass die Antwort, die mir Rabbi Weissmandel gegeben hatte, die einzig Richtige gewesen war.

Andere Worte kamen mir wieder in den Sinn. Die Worte von Hauptmann Dmitri Volkov, der mir gesagt hatte: «Hab keine

Angst vor den Deutschen. Sie sind viele, doch jeder Einzelne ist klein. Hier in Auschwitz versuchen sie, dich körperlich und seelisch zu brechen. Du sollst sie für Übermenschen halten, für unbesiegbar. Doch ich weiss, sie sterben genauso schnell wie alle anderen Menschen, denn ich habe in meinem Leben so manchen Deutschen umgebracht.»

Und er hatte Recht. SS-Männer starben und schrien genauso wie ihre Opfer in Auschwitz, alte Männer, Frauen und Kinder, die elend krepirt waren und geschrien hatten. Die Deutschen waren nicht unbesiegbar.

Ich dachte an den Rabbi und den sowjetischen Soldaten. Irgendwie kam es mir merkwürdig vor, dass ihre Ansichten so eng beieinander lagen, sich so wenig voneinander unterschieden.

Aber war es merkwürdig? Plötzlich begriff ich, dass ich die Antwort schon lange kannte, ja, seit meiner Kindheit, als man mich lehrte, die Schrift zu verstehen.

Ich erinnerte mich, Folgendes gelesen zu haben: «Es ist von Übel, das Böse handelnd oder leidend, als Zuschauer oder Opfer zu billigen und sich zu seinem Werkzeug zu machen ...»

In dem Augenblick vor der Stadt Stará Turá ergaben diese Worte plötzlich einen herrlichen, wunderbaren Sinn. Und daran hat sich nichts geändert.

Epilog

In dem Buch, das Sie gerade gelesen haben, habe ich mehr Wert auf die Schilderung der Tatsachen gelegt als darauf, Meinungen wiederzugeben. Das Gewissen der Welt ist noch nicht so verstockt, dass Millionen Menschen sterben können, ohne dass darüber diskutiert wird, ob man es hätte verhindern können. Alles andere wäre der Gipfel an Zynismus.

Eine grosse Rolle in der Debatte spielt zwangsläufig die Frage, wie es konkret möglich war. Warum gingen Hunderttausende ohne Gegenwehr in die Gaskammern? Richter Benjamin Halevi vom Bezirksgericht in Jerusalem hat darauf *eine* Antwort gegeben.

Im Februar 1954, gerade neun Jahre und zehn Monate, nachdem die jüdischen Führer in Budapest den Bericht über Auschwitz erhalten hatten, betrat er seinen winzigen Gerichtssaal, um den Fall «Der Staat Israel gegen Malkiel Grünwald» zu verhandeln.

Malkiel Grünwald war zweiundsiebzig Jahre alt, ein unbekannter Schriftsteller, der seine verschmierten, schlecht vervielfältigten Pamphlete in den Cafés von Jerusalem unter die Leute brachte und nun wegen Verleumdung Dr. Rudolf Kasztners angeklagt war, des früheren Oberhauptes des Jüdischen Hilfs- und Rettungskomitees in Ungarn und zur Zeit des Prozesses Chef-Redakteur der beliebtesten ungarischsprachigen Zeitung in Israel und Sprecher des Ministeriums für Handel und Industrie.

Grünwald wurde vorgehalten, er habe Kasztner in einer seiner Flugschriften als Nazikollaborateur verleumdet.

Nach einem Prozess, der Israel erschütterte, befand Richter Benjamin Halevi den alten Malkiel Grünwald im Juni 1955 für nicht schuldig. In der Urteilsverkündung sagte er: «Die Masse der Juden aus den ungarischen Ghettos bestieg die Deportationszüge gehorsam und ohne ihr Schicksal zu kennen, in vollem Vertrauen auf die – falsche – Information, dass sie nach Kenyérmezó¹ gebracht würden. Die Nazis hätten die Masse der Juden nicht so perfekt täuschen können, wenn sie ihre falschen Informationen nicht über jüdische Mittelsmänner verbreitet hätten. Die Juden in den Ghettos hätten den nationalsozialistischen oder ungarischen Behörden nicht getraut; ihren jüdischen Führern vertrauten sie. Weil das Eichmann und anderen bekannt war, machten sie es sich bei ihrem raffiniert ausgeklügelten Plan zu Nutze, die Juden irreführen. Mit Hilfe der jüdischen Führer vermochten sie sie in die Vernichtung zu deportieren.»

Im Januar 1958 revidierte der Oberste Gerichtshof Israels das Urteil des Bezirksgerichts hinsichtlich des Anklagepunkts der Kollaboration. Die Entscheidung war allerdings nicht einstimmig: drei zu zwei. Keine Zweifel äusserte das Oberste Gericht im Übrigen an der grundsätzlichen Tatsache, dass Kasztner 1'684 Juden seiner Wahl, einschliesslich Mitgliedern seiner eigenen Familie, von Eichmann freikaufte, und zwar zu einer Zeit, als 12'000 andere pro Tag, insgesamt zunächst 400'000, in die Gaskammern von Auschwitz geschickt wurden. 400'000 weitere sollten folgen.

Kasztner bezahlte die 1'684 Leben mit seinem Schweigen. Im Prozess vor Richter Halevi räumte er ein, dass Eichmann ihm gesagt habe, er wolle kein zweites Warschau, er wolle keine Wie-

1 Der fiktive Ort «Kenyérmezó» wurde den ungarischen Juden als Zielort der Deportationen genannt; vgl. Gerlach, Aly: *Kapitel*, S. 305 und Ruth Linn: *Escaping Auschwitz. A Culture of Forgetting*. Ithaca and London: Cornell University Press, 2004, S. 44.

derholung der siebenundzwanzig Tage währenden Schlacht, in der 33'000 Männer, Frauen und Kinder einer vieltausendköpfigen Übermacht der mit Panzern und Geschützen ausgerüsteten Wehrmacht und SS getrotzt hatten.²

Kasztner gab weiterhin zu, dass man ihn gewarnt hatte, seine gesamten Verhandlungen mit Eichmann dienten nur dem Zweck, die Juden über ihre Vernichtung in Unkenntnis zu halten, und fügte hinzu: «Ja, in meinem tiefsten Inneren habe ich das auch gedacht.»

Er gab zu, Ende April 1944 dahingehende Informationen aus Auschwitz erhalten zu haben, dass man sich dort auf die Ankunft der ungarischen Juden vorbereite, und antwortete auf die entsprechende Frage Richter Halevis, dass er von Mitte Mai 1944 an wusste, dass täglich 12'000 Juden aus Ungarn deportiert würden.

Die von ihm erwähnten Informationen standen in dem Bericht, den wir den jüdischen Führern in Éilina diktiert hatten und der nach Budapest geschickt worden war. Sofort nach dessen Erhalt ging Kasztner zu Eichmann und sagte ihm, dass er sein Geheimnis kenne. Da wusste Eichmann, dass er mit diesem Mann verhandeln musste, wenn er keinen Aufstand riskieren wollte. Ihm standen nur einhundertundfünfzig SS-Männer zur Überwachung der Deportationen zur Verfügung.

Warum verriet Dr. Kasztner sein Volk, obwohl er viele Menschen hätte retten können, wenn er sie gewarnt hätte, wenn er ihnen eine Chance gegeben hätte, sich zu wehren, eine Chance, das von Eichmann gefürchtete zweite «Warschau» auszulösen? Richter Benjamin Halevi sagte, Kasztner habe «seine Seele an den deutschen Satan verkauft».

² Nach Kasztners Angaben spielte Eichmann auf den Aufstand im Warschauer Ghetto vom April/Mai 1943 an.

Gab es vielleicht noch andere Gründe? Der Richter am Obersten Gerichtshof Shlomo Chesin sagte in seiner Urteilsbegründung, Kasztner habe die bittere Wahrheit zurückgehalten, weil er es nicht für zweckdienlich hielt, etwas zu sagen, und weil er dachte, dass alle Handlungen, die aus den ihnen übermittelten Informationen resultiert wären, mehr geschadet als genützt hätten.

Bei allem Respekt vor der intimen Kenntnis der Gedanken Kasztners, die der verehrte Herr Richter offenbar besass – er zeichnete ein trauriges Bild vom Kampfgeist der Ungarn. Schliesslich waren die Ungarn ihren polnischen Brüdern und Schwestern im Warschauer Ghetto zahlenmässig dreissigmal überlegen. Und verglichen mit den Wehrmachts- und SS-Einheiten, die in Warschau fast einen Monat lang gebunden wurden, waren die deutschen und ungarischen Truppen zusammen genommen nur ein erbärmliches Häuflein.

War Kasztner in seiner pessimistischen Einschätzung etwa von der Erinnerung an die Worte Dr. Chaim Weizmanns, des ersten Präsidenten des Staates Israel, beeinflusst, der in einer Rede auf dem Zionistenkongress 1937 in London sagte:

«Ich habe der königlich britischen Kommission mitgeteilt, dass sich die Hoffnungen der sechs Millionen europäischen Juden auf die Emigration konzentrieren. Die Frage, ob ich sechs Millionen Juden nach Palästina bringen könne, habe ich mit ‚Nein‘ beantwortet. Die Alten werden sterben. Ob sie ihr Schicksal auf sich nehmen oder nicht. Sie sind Staub, ökonomischer und moralischer Staub in einer grausamen Welt... nur ein Zweig wird überleben ... Damit müssen sie sich abfinden ... Wenn sie fühlen und leiden, werden sie in der Fülle der Zeit den Weg finden – *beachareth hajamin* ... Ich bete, dass wir unsere nationale Einheit bewahren, denn sie ist alles, was wir haben.» Ja, wenn der Messias kommt, werden alle Toten zum Leben erweckt.

«Nur ein Zweig wird überleben ...» Glaubte Kasztner wie Hitler an eine Herrenrasse, eine jüdische Nation von Spitzenleuten, geschaffen für Spitzenleute von Spitzenleuten? War das seine Interpretation von Dr. Chaim Weizmanns düsterer Rede, und hatte er Recht damit? Wenn ja, wer wählte den Zweig aus? Wer entschied, welche Körner den moralischen und ökonomischen Staubhaufen bildeten, dazu bestimmt, die Ankunft des Messias zu erwarten?

Gut, in Europa gab es immer Juden, die ihre Fürsprecher hatten. Die Kommunisten, die Sozialisten und die wahren Nationalisten hatten den Untergrund. Die Reichen ihr Geld. Die Zionisten ihre Kasztners.

Was war mit dem Rest? Was war mit der Masse der einfachen Menschen, die weder Kommunisten, Sozialisten, Millionäre noch Zionisten waren? Menschen wie mein Bruder Sammy, der in Majdanek ermordet wurde, oder meine Mutter, die ich nur retten konnte, weil ich mit den Geheimnissen von Auschwitz in die Slowakei entkommen und in den Augen der Zionisten ein wertvoller Mann war?³

Die Menschen, die keine Fürsprecher hatten, waren vermutlich der Staub, und den fegten die Nazis ja dann auch aus den Öfen und benutzten die jüdischen Führer als Besen. Und der Eifer, mit dem diese Besenschwinger in Schaftstiefeln zu Werke gingen, ist nicht nur für Historiker interessant, sondern sollte zukünftigen Generationen auch als Warnung dienen.

Ohne jeden Zweifel entwickelten die Nazis ein System der Massenvernichtung, mit dem sie nicht nur die Juden, sondern auch jede andere ethnische, politische, gesellschaftliche, nationale oder religiöse Gruppe vernichten konnten. Aus Dokumenten, die man nach dem Sieg über Nazideutschland in die Hand

³ Vgl. Kap. 17, Anm. 2.

bekam, geht hervor, dass sie mit den gleichen Methoden gegen Tschechen und Polen beziehungsweise gegen alle diejenigen vorgehen wollten, die Widerstand leisteten oder die ihnen tot nützlicher waren als lebendig.

Es war ein teuflisch kluges System aus Korruption und Mord. Selbst heute wäre es trotz immenser technischer Fortschritte schwierig, sechs Millionen Menschen zu vernichten, die über ganz Europa verteilt leben. Die Nazis schafften es vor zwanzig Jahren, weil sie nicht nur bei ihrer «Endlösung der Judenfrage», sondern auch bei der Vernichtung von etwa vierzehn Millionen nichtjüdischer Europäer auf die volle Bandbreite politischer Machenschaften, Günstlingswirtschaft und Bestechung zurückgriffen.⁴

Die Schaffung von freiwilligen oder gezwungenen Quislingen⁵ war dabei ein wichtiger Faktor. Durch den Bericht vom April 1944 wusste Kasztner ganz genau, was man für die eine Million seiner jüdischen Landsleute plante. Er schwieg, und weil er schwieg, gingen 400'000 von ihnen nichtsahnend und ohne sich zu wehren in den Tod in den Gaskammern.

Die Politik der Nazis, Kollaborateure zu rekrutieren, hatte in jedem von ihnen besetzten Land spektakulären Erfolg. Besonders tragisch war das dort, wo es um Juden ging, weil es zur Ermordung von fast vier Fünfteln der europäischen jüdischen Bevölkerung führte.

Die Diskussion darüber macht aber weder die zwanzig Millionen Menschen wieder lebendig noch Dr. Kasztner, der im März

4 Die Opferzahl im Zweiten Weltkrieg wird heute weltweit mit insgesamt circa 55 Millionen Soldaten und Zivilisten beziffert, darunter über sechs Millionen Juden, die in den Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet wurden.

5 Der norwegische Politiker Vidkun Quisling (1887-1945) kollaborierte mit den deutschen Besatzern und liess sich zum Ministerpräsidenten einer «nationalen Regierung» von deutschen Gnaden ernennen. Sein Name wurde nach 1945 zum Synonym für Landesverrat und Kollaboration.

1957 vor seinem Haus in der Emmanuel Street 6 in Tel Aviv ermordet wurde. Sie kann jedoch die drängendere Frage beantworten und die richtige Stossrichtung in die Debatte bringen, was mit den noch Lebenden ist.

Neunzehn Jahre, nachdem die Sowjetarmee Auschwitz befreite, macht nun im Jahr 1963 die Bundesrepublik Deutschland einigen der Männer den Prozess, die die Todesmaschinerie dort bedienten.⁶ Ich erinnere mich an viele von ihnen – Ex-Oberscharführer Josef Klehr zum Beispiel, der den arbeitsunfähigen Häftlingen Phenol ins Herz spritzte, oder Ex-Oberscharführer Wilhelm Boger,⁷ der virtuos eine besonders grausige Folter, die so genannte Bogerschaukel, anwandte. Ich erinnere mich auch an andere, die nun nicht auf der Anklagebank sitzen, wie Ex-Oberscharführer Jakob Fries zum Beispiel, der für mich immer Auschwitz verkörperte. Was aber hier nichts zur Sache tut, obgleich ich es natürlich bedaure, dass er nicht zusammen mit seinen ehemaligen Kumpanen vor dem Richter steht.

Dass die genannten Männer – wie verspätet auch immer – vor

.....
6 Da Vrba im März 1963 in Frankfurt am Main im Rahmen der anhängigen Auschwitz-Verfahren von Untersuchungsrichter Heinz Düx vernommen worden war, wusste er, welche Angehörigen des SS-Personals von Auschwitz auf der Anklagebank sitzen würden. In einer Vernehmung wurde den Zeugen eine Beschuldigtenliste vorgelegt. Darüber hinaus war Vrba durch seine Korrespondenz mit Hermann Langbein über die Vorbereitung des Auschwitz-Prozesses sehr genau unterrichtet (vgl. Nachlass Langbein, Österreichisches Staatsarchiv (Wien), NL Langbein E/1797: Ordner 45).

7 SS-Oberscharführer Wilhelm Boger (1906-1977) war von Ende 1942 bis Januar 1945 Angehöriger der sogenannten Politischen Abteilung (Lager-Gestapo) von Auschwitz. Als Referent für Fluchtsachen und Nachrichtendienst verhörte er insbesondere des Widerstands verdächtige Häftlinge. Oft hängte Boger die Folteropfer mit den Beinen an ein Gestell («Bogerschaukel») und prügelte sie zu Tode. Boger wurde im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt und verstarb in Straffhaft.

ein deutsches Gericht gebracht werden, ist vor allem deshalb so wichtig, weil die Geschichte von Auschwitz dadurch in die richtige Perspektive gerückt wird. Zum Beispiel wurde der weit verbreitete Glaube korrigiert, dass Hitler seine Massenmordfabriken nur deshalb bauen liess, um seinen Hunger nach toten Juden zu stillen.

Natürlich brachte sein fanatischer Antisemitismus die Saat hervor, aus der die Vernichtungslager im Allgemeinen und Auschwitz im Besonderen entsprangen; doch das Nazisystem, das Verschwendung hasste, schlug aus dieser Obsession rasch Profit. Das Morden wurde mit einer Effizienz durchgeführt, von der Rationalisierungsexperten nur träumen konnten, und es zahlte sich reichlich aus.

Natürlich gab es allenthalben Sadismus, doch der war, wie erwähnt, beinahe Nebenprodukt eines riesigen Geschäftsunternehmens, das ungeheuer viel zur Stärkung der deutschen Wirtschaft sowie zur Hebung der Moral von Soldaten und Zivilisten beitrug.

Allein aus dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz wurden in drei Jahren sechs Tonnen Gold an die Berliner Reichsbank abgeführt.⁸ Zum Teil wurde, wie gesagt, das Edelmetall dazu benutzt, über Schweizer Banken Devisenkurse zu manipulieren und damit der Wirtschaft der Alliierten zu schaden. Aber zu dem Gold, das man den Opfern aus Mündern und Taschen stahl, kamen Devisen nicht nur aus den besetzten Ländern, sondern aus allen Teilen der Welt; ein ungeheures Vermögen an Dollars, Pfunden und Schweizer Franken vom Schwarzmarkt fand ja den Weg nach Auschwitz.

⁸ In der Studie von Andrzej Strzelecki: «Der Raub der Habe der Opfer», in: Długoborski, Piper (Hrsg.): *Auschwitz 1940-1945*. Bd. 11, S. 169-211, finden sich keine Mengenangaben über das geraubte Gold.

Dabei waren Gold und Geld nur ein Teil der Beute. Kleidung, sorgfältig nach Grösse, Qualität und so weiter sortiert, wurde heim ins Reich geschickt und verteilt, weil dort zunehmend Mangel herrschte.

Pelzmäntel wurden umgearbeitet und den Truppen an der Ostfront geschickt. Allein in den letzten sechs Wochen der drei Jahre, die das Lager bestand, wurden 222'259 Männerhemden und 192'652 Frauenblusen nach Deutschland transportiert, um der kriegsgebeutelten Zivilbevölkerung das Leben ein wenig zu erleichtern.

All das war, um es noch einmal zu betonen, psychologisch und materiell ungemein wertvoll. Hans mochte sich an der Ostfront den Arsch aufreissen, über den Krieg fluchen, sich um seine Frau Erika und das Kind in ihrer von Bomben bedrohten Dachkammer in Hamburg sorgen oder darum, dass sie Kleidung brauchten. Doch wenn er dann einen Brief von Erika bekam, dass Sohne-mann eine komplette Ausstattung vom Führer geschenkt bekommen hatte, war er gern bereit, erneut sein Leben im Kampf für den mitfühlenden Heiligen einzusetzen – hatte der doch bei all seinen Sorgen Zeit gefunden, an Erika zu denken. Und wenn er, Hans, nur eifrig genug kämpfte, kriegte er zum Eisernen Kreuz vielleicht auch noch eine goldene Uhr aus dem Kaufhaus Auschwitz.

Künstliche Zähne und Gliedmassen, Brillen, Kinderwagen – alles wurde in Massen zurück nach Deutschland transportiert. Nichts wurde verschwendet, weder das Haar der Opfer, das man für alles Mögliche verwenden konnte, noch die Knochen und die Asche, die erstklassigen Dünger lieferten.

Wenn das keine multifunktionelle Geheimwaffe war! Der deutsche Generalstab benutzte Massenmord und Raub so grosszügig wie Waffen, Panzer und Bomben, obwohl das die Exgenerale immer mit beharrlicher Regelmässigkeit leugneten. General

Warlimont,⁹ einstmals Stellvertreter General Jodls,¹⁰ behauptete zum Beispiel stets kategorisch, die deutsche Wehrmacht sei niemals an Gräueltaten beteiligt gewesen, was praktisch das Gleiche ist, wie wenn ein Angeklagter vor Gericht behauptet, er sei bei einem nächtlichen Einbruchsdiebstahl nicht an der Ermordung eines Wachmanns beteiligt gewesen, obwohl er genau wusste, dass Mord zu dem Plan gehörte.

Doch der Hauptanklagepunkt in Frankfurt am Main ist Massenmord; und das Hauptproblem, vor dem das Gericht steht, ist, wie die Schuldigen zu bestrafen sind. Richter Benjamin Halevi könnte den Angehörigen des Gerichts bestimmt mit guten Ratschlägen dienen, doch ihn wird man wohl kaum konsultieren.

Zu hoffen allerdings ist, dass man diese NS-Verbrecher weniger nachsichtig behandelt als diejenigen, die in den letzten Jahren von deutschen Gerichten abgeurteilt wurden.¹¹ In Karlsruhe erhielt zum Beispiel der Leiter eines Einsatzkommandos, das mehr als tausend jüdische Männer, Frauen und Kinder ermordete, eine

9 Walter Warlimont (1894-1976) war stellvertretender Chef des Wehrmachtsführungsstabs und stand im Nürnberger Nachfolgeprozess gegen das Oberkommando der Wehrmacht (OKW-Prozess, Fall 12) vor einem amerikanischen Militärgericht. Warlimont wurde mit Urteil vom 27.10.1948 zu lebenslanger Haft verurteilt, bereits 1954 aber aus dem Gefängnis entlassen.

10 Alfred Jodl (1890-1946) war Chef des Wehrmachtsführungsstabs und wurde vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg zum Tode verurteilt und gehängt.

11 Im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess (20. Dezember 1963 bis 20. August 1965) wurden sechs Angeklagte zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt, zehn erhielten Freiheitsstrafen zwischen dreieinviertel und vierzehn Jahren, ein Angeklagter zehn Jahre Jugendstrafe. Drei Angeklagte wurden freigesprochen. Der Bundesgerichtshof hob im Fall des zu dreieinviertel Jahren Zuchthaus verurteilten vormaligen SS-Arztes Franz Lucas das Urteil auf. In der Neuverhandlung im Jahr 1970 erkannte das Landgericht Frankfurt am Main auf Freispruch.

Haftstrafe von zwölf Jahren.¹² In Giessen wurden drei Männer, die man der Beteiligung am Mord von 162 Menschen überführen konnte, zu zwei Jahren und neun Monaten bis zu drei Jahren und drei Monaten verurteilt.¹³ In München kam ein Mann, der an der Ermordung von 15'000 Menschen beteiligt war, mit zehn Jahren davon;¹⁴» und in Ansbach erhielt ein Mann, dem man den Mord an neun Polen nachweisen konnte, fünfzehn Monate Zuchthaus, auf die elf Monate Untersuchungshaft angerechnet wurden.¹⁵

Natürlich kann es sein, dass im Laufe der Zeit die Erinnerungen getrübt, der Gestank verfliegen und die Blutflecken verblasst sind. Doch in Frankfurt am Main, meine ich, müssen die Richter einen Sinn für die Realitäten behalten, wenn es darum geht, die Schuldigen zu bestrafen. Sie sollten sich zum Beispiel einen Brief des britischen Premiers an seinen Aussenminister vom 11. Juli 1944 vor Augen führen.

Nachdem Churchill den Auschwitz-Bericht bekommen hatte, schrieb er: «Es besteht kein Zweifel, dass die Verfolgung der Juden in Ungarn und ihre Vertreibung [...] vermutlich das grösste und entsetzlichste Verbrechen darstellen, das in der Geschichte der Menschheit je verübt worden ist, und es ist systematisch mit Hilfe einer Maschinerie von angeblich zivilisierten Männern im

12 Prozess gegen Erich Ehrlinger u.a. vor dem Landgericht Karlsruhe (16. Oktober 1961 bis 20. Dezember 1961). Der Bundesgerichtshof hob das Urteil gegen Ehrlinger auf, das Verfahren wurde eingestellt.

13 Prozess gegen Kurt Kirschner, Hans Hoffmann und Theodor Pillich vor dem Landgericht Giessen (26. März 1962). Der Bundesgerichtshof hob das Urteil auf. In der Neuverhandlung (3. Dezember 1963) erhielten die Angeklagten Zuchthausstrafen zwischen dreieinviertel und dreidreiviertel Jahren.

14 Prozess gegen Otto Bradfisch u.a. vor dem Landgericht München (3. bis 21. Juli 1961).

15 Prozess gegen Leo Patina vor dem Landgericht Ansbach (4. bis 8. Juni 1962).

Namen eines grossen Staates und eines der führenden Völker Europas begangen worden.

Selbstverständlich werden alle an diesen Verbrechen Beteiligten, einschliesslich derjenigen, die bei Verübung der Gewalttaten nur Befehlen gehorchten, mit dem Tode bestraft werden, wenn sie uns in die Hände fallen und ihre Beteiligung bewiesen wird.

Ich bin keineswegs der Meinung, dass es sich hier um normale Fälle handelt, die vor den Schutzmächten verhandelt werden, wie zum Beispiel unzureichende Versorgung mit Nahrung oder ungenügende sanitäre Einrichtungen in bestimmten Gefangenenlagern.

Meiner Meinung nach sollte es keinerlei Verhandlungen in dieser Sache geben. Es soll öffentlich bekanntgegeben werden, dass jeder, der darein verwickelt war, aufgespürt und hingerichtet wird.»

Seit diesen Worten Churchills sind natürlich fast zwei Jahrzehnte vergangen, und es hat eine Entwicklung stattgefunden, die es den Frankfurter Richtern im Jahre 1963 schwer macht, Sir Winstons Rat zu beherzigen, selbst wenn sie in ihrem tiefsten Inneren der gleichen Meinung sind wie er.

Eine der ersten Amtshandlungen der neuen westdeutschen Bundesregierung war es, die Todesstrafe abzuschaffen.¹⁶ Viele Menschen begrüsstes dieses fortschrittliche Gesetz, wobei sie, vielleicht wie die Regierung selbst, vergassen, dass es Verbrechen gibt, die alle Dimensionen sprengen und von den normalen Strafgesetzen für gewöhnliche Mörder gar nicht abgedeckt werden.

Ich glaube nämlich, dass Winston Churchills Worte von damals heute noch gültig sind. Ich bin der Meinung, dass die Schul-

¹⁶ Das vom Parlamentarischen Rat am 23. Mai 1949 verkündete Grundgesetz hat in Artikel 102 die Todesstrafe abgeschafft.

digen von Auschwitz hätten hingerichtet werden müssen. Die Bundesrepublik Deutschland hätte sich ein Beispiel an der israelischen Regierung nehmen sollen, die 1961 vor dem gleichen Dilemma stand.

Als der Staat Israel gegründet wurde, war in seinen Gesetzen kein Platz für die Todesstrafe. Seine Bürger hatten zu viele Galgen gesehen, nicht nur in Palästina, sondern in ganz Europa. Dann war man mit Adolf Eichmann konfrontiert und führte für diesen Mann die Todesstrafe ein.¹⁷

Man wird mich, das weiss ich, der Verbitterung bezichtigen, weil ich für eine solche Vorgehensweise plädiere. Wem der Anblick der Krematorienschorne erspart geblieben ist, wird sagen, dass ich in einer Zeit, in der ich es mir leisten könnte, Nachsicht und Toleranz zu üben, von dem verderblichen Wunsch nach Rache vergiftet bin.

Es stimmt, ich kann Auschwitz nicht vergessen und den Männern nicht vergeben, die die gewaltigste Todesmaschinerie, die es je gab, geschaffen haben. Doch nicht deshalb verlange ich ihren Tod.

Sondern deshalb, weil ich auch das Land nicht vergessen kann, das Beethoven, Mozart und Mendelssohn, Kant und Hegel, Goethe und Thomas Mann, Einstein, Max Planck und Heisenberg hervorgebracht hat, selbst wenn es mir manchmal schwerfällt zu glauben, dass eine Nation sowohl Höchstleistungen der Kultur und Zivilisation als auch der Barbarei vollbringen kann.

Um dieses anderen Deutschlands willen verlange ich die Exe-

17 Der israelische Gesetzgeber erliess bereits 1950 das «Gesetz zur Aburteilung von Nationalsozialisten und ihren Helfern». Für die Straftatbestände «Verbrechen am jüdischen Volk», «Verbrechen an der Menschheit» und «Kriegsverbrechen» sah das Gesetz die Todesstrafe vor. Siehe Nathan Cohen: *Rechtliche Gesichtspunkte zum Eichmann-Prozess*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1963, S. 5 ff.

kution der Schuldigen. Allein das wird die Welt davon überzeugen, dass doch das Volk der Musiker, der Dichter, der Philosophen, der Wissenschaftler, der schöpferischen Menschen gesiegt hat und die dunklen Elemente, die es unterjocht haben, für immer vernichtet sind. Es geht nicht nur darum, dass Verbrecher bestraft werden – welche Strafe wäre schon angemessen für diese Verbrechen? –, sondern darum, das Gewissen einer Nation öffentlich zu reinigen.

Aber auch das ist immer noch nicht das Allerwichtigste. Auschwitz ist eine Lektion für die ganze Welt, eine Warnung, die die Menschen jeglicher Herkunft genauestens zur Kenntnis nehmen sollten, um es sich mit dem Urteilen nicht zu leicht zu machen. Gewiss, es waren die Nazis, die diese Todesfabriken schufen, doch mit teutonischer Gründlichkeit demonstrierten sie damit gleichzeitig, wie tief der Mensch sinken kann.

Sorgen wir ein für allemal dafür, dass ein solches Handeln niemals Nachahmer findet, dass niemals mehr Menschen, einerlei welcher Nation, ihre Mitmenschen in solchem Ausmass ihrer Menschenwürde berauben.

Editorische Notiz

Der vorliegenden Neuübersetzung von Rudolf Vrba Buch liegt die amerikanische Ausgabe von 2002 zugrunde. Vrba hat in den verschiedenen Editionen seines Buches weitgehend darauf verzichtet, Ergänzungen und Änderungen auf der Grundlage der Ergebnisse der Auschwitz-Forschung vorzunehmen. In seinen Artikeln zur Geschichte der Auschwitz-Protokolle hingegen hat er die neueren Forschungsergebnisse berücksichtigt. Übersetzerinnen und Herausgeber haben sich deshalb dafür entschieden, unzutreffende Schreibungen von Orts- und Personennamen stillschweigend zu korrigieren. An den Stellen in Vrba Buch, die von seinen Darlegungen in späteren Aufsätzen abweichen, wurden der Korrektur durch die Herausgeber die von der Historiografie bestätigten Darstellungen zu Grunde gelegt. Insbesondere wurde die Schilderung des Zustandekommens des Vrba-Wetzler-Berichts entsprechend späterer Publikationen der Protagonisten und den Erkenntnissen der Geschichtsschreibung angeglichen.

Vrba wenige Fussnoten, zur Erklärung von Begriffen und zur Informationserweiterung dem Zeugnis beigefügt, wurden in den Erzähltext Vrba inkorporiert.

Die Anmerkungen der Herausgeber beschränken sich darauf, Erläuterungen zu erwähnten Personen zu geben, historische Ereignisse darzustellen und verschiedentlich Ausführungen von Rudolf Vrba mit den Erkenntnissen der Auschwitz-Forschung abzugleichen.

Nachwort der Herausgeber

Fast fünfzig Jahre liegt die Erstveröffentlichung von Rudolf Vrbas autobiografischem Bericht zurück. Im Jahr 1963 hatte der damals 39-jährige, bereits international anerkannte Biochemiker gemeinsam mit dem irischen Journalisten Alan Bestic seine persönliche Geschichte als verfolgter slowakischer Jude, der dem nationalsozialistischen Terror- und Mordregime entkommen war, literarisch verarbeitet und niedergeschrieben. Im Dezember 1963 lag das Buch mit dem unmissverständlichen Titel *I Cannot Forgive* in den Auslagen der Buchhandlungen Englands, wo Vrba seit 1960 lebte.

Die vorliegende neuübersetzte und kommentierte Edition würdigt den Autor Rudolf Vrba, der im Jahr 2006 in Vancouver gestorben ist, und sein autobiografisches Werk. Das Zeugnis des jungen slowakischen Juden Rudolf Vrba ist ein einzigartiges Dokument unbeugsamer Widerstandskraft und ungeheuren Mutes angesichts des nationalsozialistischen Rassenwahns, der jedem Juden im besetzten Europa nach dem Leben trachtete. Durch seine erfolgreiche Flucht aus dem Vernichtungslager, die mit der selbst auferlegten Pflicht verbunden war, den präzedenzlosen Massenmord zu dokumentieren, um die ungarischen Juden zu warnen, entstand einer der frühesten Augenzeugenberichte des Holocaust, der die westliche Welt erreichte. Jahrzehnte später ging das Dokument als Vrba-Wetzler-Bericht in die Geschichtsschreibung ein.

Unter dem Begriff Auschwitz-Protokolle werden insgesamt drei Dokumentationen von Häftlingen gefasst, die aus Auschwitz geflohen waren: Der Vrba-Wetzler-Bericht von Anfang April

1944, das Protokoll der Auschwitz-Häftlinge Czeslaw Mordowicz und Arnost Rosin, denen am 27. Mai 1944 die Flucht glückte, sowie der «Bericht des polnischen Majors», der am 19. November 1943 aus dem Lager entfloh. Die wahre Identität des Berichterstatters Jerzy Tabeau wurde erst 1981 aufgedeckt.¹ Auch Rudolf Vrba und Alfréd Wetzler blieben über Jahre in der Anonymität, und ihr Bericht drohte in Vergessenheit zu geraten, bis Rudolf Vrba 1963 mit *I Cannot Forgive* an die Öffentlichkeit trat.

Vrbas autobiografisches Zeugnis von 1963 erfuhr im Kontext der Debatte um den Eichmann-Prozess in Jerusalem und der Vorbereitung des ersten Auschwitz-Verfahrens in Frankfurt am Main internationale Verbreitung. Beide Prozesse rückten erstmals die Dimension des nationalsozialistischen Massenverbrechens an den Juden Europas ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit. Schon ein Jahr später erschien die deutsche Übersetzung unter dem gleichlautenden Titel *Ich kann nicht vergeben*, eine weitere Ausgabe wurde noch im selben Jahr in den USA veröffentlicht.²

Alan Bestic würdigte im Vorwort der Erstausgabe Rudolf Vrba als Wissenschaftler und weltbürgerlichen Intellektuellen, der weder streitsüchtig noch verbittert war und dessen Augen eher Humor als tragische Ereignisse spiegelten. Ein Mann, so Bestic, der nicht der Vorstellung entsprach, «die man sich im Allgemeinen von einem Menschen aus Auschwitz macht».³ Die Distanz gegenüber den jüdischen Überlebenden der nationalsozialistischen La-

1 London wurde informiert..., S. 23.

2 Rudolf Vrba, Alan Bestic: *I Cannot Forgive*. London: Sidgwick & Jackson, 1963. Rudolf Vrba, Alan Bestic: *Ich kann nicht vergeben*. München: Rütten & Loening, 1964. Rudolf Vrba, Alan Bestic: *I Cannot Forgive*. New York: Bantam Books, 1964.

3 Vrba/Bestic: *Ich kann nicht vergeben*, S. 7.

ger war ein internationales Nachkriegsphänomen, das mit der verbreiteten Unkenntnis über den Holocaust insgesamt korrespondierte und erst Anfang der 1960er Jahre langsam aufbrach. Auch wenn die zurückhaltende Wahrnehmung, ja Ignoranz gegenüber dem Massenmord an den europäischen Juden unterschiedlich motiviert war, so galt sie im Ergebnis nahezu gleichermassen für die Länder Westeuropas, die Ostblockstaaten ebenso wie für Israel und erst recht für die beiden Nachfolgestaaten Nazi-Deutschlands, die DDR und die Bundesrepublik.

Auf die gesellschaftliche Stimmung in der kommunistischen Tschechoslowakei wies Rudolf Vrba in seinem Vorwort hin, das er für die amerikanische Neuauflage im Jahr 2002 verfasste. Seine Erfahrungen stehen exemplarisch für die zunehmende Vehemenz einer klar antisemitisch ausgerichteten Politik in den Warschauer-Pakt-Staaten: Geehrt wurden die antifaschistischen Kämpfer, verschwiegen der systematische Mord an der jüdischen Bevölkerung Osteuropas, die zahlenmässig am stärksten vom Massenmord betroffen war, als Staatsfeinde bezichtigt die jüdischen Remigranten, die in der Öffentlichkeit auftraten bzw. als Funktionäre in den kommunistischen Parteien aufgestiegen waren.

In die Tschechoslowakei waren von ursprünglich circa 228'100 Juden aus den Gebieten der Slowakei und dem Protektorat Böhmen-Mähren – dem historischen tschechischen Kerngebiet – zwischen 39'000 und 44'000 Juden zurückgekehrt.⁴ In der Vorkriegsheimat schlug vielen alsbald Ablehnung entgegen. Erste Konflikte entbrannten, als Juden die Rückgabe ihres einsti-

4 Im Protektorat Böhmen und Mähren lebten vor Beginn der Deportationen (Oktober 1939) 92199 Juden. Die Zahl der slowakischen Juden 135'918 stammt von einer Volkszählung aus dem Jahr 1930, also zur Zeit der Tschechoslowakischen Republik. Vgl. Israel Gutman: *Enzyklopädie des Holocaust*, München: Piper Verlag, 1998, Bd. 3, S. 1322-1327 und Bd. 2, S. 1166-1169.

gen Besitzes einforderten. Dies lehnte die Regierung in Prag ab, von Teilen der nicht-jüdischen Bevölkerung wurden die legitimen Ansprüche mit antisemitischen Demonstrationen und gewalttätigen Übergriffen gegen Juden quittiert. Bis 1950, also zwei Jahre nach der Machtübernahme der von der Sowjetunion gestützten kommunistischen Partei KSC, war annähernd die Hälfte der jüdischen Rückkehrer nach Israel übersiedelt.⁵

Rudolf Vrba gehörte zu denjenigen, die geblieben waren. Er zählte nicht zu den überzeugten Kommunisten, die den Antisemitismus als vorübergehendes Phänomen bewerteten, das dem welt-historischen Ziel einer gerechten, klassenlosen Gesellschaftsordnung unterzuordnen war. Doch hatte er im Lager die solidarische Haltung der kommunistischen Kameraden erfahren, die den Plan, aus Auschwitz zu fliehen, um die ungarischen Juden vor den bevorstehenden Deportationen zu warnen, unterstützten. Zudem stand sein Neubeginn in der Tschechoslowakei noch im Zeichen der militärischen Anerkennungen am Ende des Kriegs. Von September 1944 bis April 1945 hatte Rudolf Vrba mit Partisaneneinheiten der tschechoslowakischen Armee in den westlichen Bergen der Slowakei gekämpft und war Anfang Mai mit mehreren Ehrenauszeichnungen dekoriert worden.

Seinen nom de guerre Rudolf Vrba, der in der Tschechoslowakei nicht ungewöhnlich war, behielt der 1924 als Walter Rosenberg Geborene bei und liess ihn legalisieren. Nun standen dem verdienten Kämpfer gegen den Faschismus in Prag alle Türen offen.⁶ Inwieweit die Namensänderung eine tiefe Verbundenheit

5 Vgl. Anke Zimmermann: «Vom Umgang mit dem Grauen», in: *Opfer als Akteure*. Hrsg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Katharina Stengel und Werner Könitzer, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2008, S. 285.

6 Rudolf Vrba: «Die missachtete Warnung. Betrachtungen über den Auschwitz-Bericht von 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 44 (1996), H. 1, S. 17.

mit der Zeit des bewaffneten Partisanenwiderstands ausdrückt, bleibt Spekulation. Offensichtlich ist, dass er seinen Geburtsnamen Walter Rosenberg, den er bis 1944 getragen hatte, seiner Vergangenheit nicht mehr zuordnete. Selbst in seiner rückblickenden Ich-Erzählung nennt er sich Rudolf Vrba.

Das Frühjahr 1945 stand für die Familie Vrba/Rosenberg im Zeichen einer erschütternden Bilanz: Von den nächsten Verwandten war Grossvater Bernat Grünfeld im Vernichtungslager Majdanek ermordet worden, ebenso der älteste Halbbruder Samuel. Ihm war Rudolf Vrba im Juni 1942 noch für einen kurzen Moment im Vernichtungslager begegnet. Im selben Jahr brachten Hlinka-Gardisten den jüngsten der Halbgeschwister Lajos bei der Räumung eines Krankenhauses um. Nur Mutter Ilona, geb. Grünfeld, und Halbschwester Fanny, die aus der ersten Ehe des Vaters Elias Rosenberg stammte, überlebten.

Rudolf Vrba liess sich nach seiner Entlassung aus dem Militär in Prag nieder und nahm das Studium der Chemie und Biochemie auf, das der Beginn einer steilen wissenschaftlichen Karriere war. Dem Abschluss des Studiums 1949 als Chemieingenieur folgte 1951 die Promotion zum Doktor der technischen Wissenschaften. Anschliessend widmete er sich bis 1958 an der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und an der medizinischen Fakultät der Karls-Universität in Prag insbesondere der Erforschung von Krebs und Diabetes. In diesen Jahren legte Vrba an die fünfzig wissenschaftliche Abhandlungen zu seinen Forschungsergebnissen vor, wodurch er sich internationale Reputation erwarb. Ebenso prägend für die Nachkriegsjahre war die Familiengründung. 1949 heiratete Rudolf Vrba seine Jugendfreundin Gerta Sidon, die Verfolgung und Krieg mit gefälschten Papieren in Ungarn überstanden hatte und nach ihrer Rückkehr in

Prag als Ärztin praktizierte. Die beiden Töchter Helena und Zuza kamen 1952 und 1954 zur Welt. Um Vrbas Vergangenheit in Auschwitz, die Flucht und die Auschwitz-Protokolle blieb es ruhig in diesen Jahren. Weder der Zeitgeist noch die gesellschaftliche und politische Stimmung in der Tschechoslowakei boten eine Möglichkeit oder verlangten gar, sich öffentlich zu äussern.

Die Erforschung der Verfolgungsgeschichte der slowakischen Juden und die Sicherung des historisch wertvollen Quellenmaterials war und blieb für lange Zeit auch in der Tschechoslowakei eine jüdische Angelegenheit, sprich: die der Überlebenden, der jüdischen Einrichtungen wie des Jüdischen Museums in Prag und der wiederaufgebauten jüdischen Gemeinden. Dies trifft auch für die Veröffentlichung der Auschwitz-Protokolle zu: Die erste und einzige Publikation der Protokolle erschien bereits 1945, bearbeitet von Jozko Lánik. Hinter diesem Pseudonym verbarg sich Rudolf Vrba Kamerad Alfréd Wetzler, der als Redakteur einer kleinen slowakischen Zeitung in Bratislava tätig war und unter seinem nom de guerre veröffentlicht hatte. Der kleine Band enthielt die vollständigen Berichte von Vrba und Wetzler ebenso wie von Czeslaw Mordowicz und Arnost Rosin. Die drei Kameraden führte Wetzler mit Häftlingsnummer, Namen, Geburtsdatum und -ort auf. Seine Identität gab er bis auf die Abkürzung «A.W.» nicht preis.

Inwieweit die Veröffentlichung der Berichte, die den nationalsozialistischen Massenmord in Auschwitz dokumentierten, mit den Repressionsmassnahmen, denen Wetzler in den folgenden Jahren ausgesetzt war, zusammenhängen, ist unklar. Fest steht aber, dass Alfréd Wetzler, der sich der kommunistischen Partei KSC angeschlossen hatte, von den politisch-antisemitischen Säuberungsaktionen am schärfsten betroffen war. Die Repressionen

gegen Juden innerhalb der Partei eskalierten 1952 im Schauprozess gegen den Generalsekretär der KSC Rudolf Slánsky und andere hohe Regierungsmitglieder. Von den insgesamt vierzehn Angeklagten, die wegen Hochverrats vor Gericht standen, waren elf Juden. Acht von ihnen wurden zum Tode verurteilt, darunter Rudolf Slánsky. Im Zuge der Repressionswelle um den Slánsky-Prozess wurde Wetzler verhaftet und aus der Partei ausgeschlossen, anschliessend rehabilitiert, doch offensichtlich über Jahre hinweg mundtot gemacht.⁷ Dennoch blieb Wetzler in Bratislava, während die anderen drei Berichterstatter die Tschechoslowakei nach und nach verliessen. Mordowicz emigrierte 1966 nach Israel, Rosin zur Zeit des Prager Frühlings 1968 in die Bundesrepublik.⁸

Rudolf Vrba kehrte seinem Heimatland deutlich früher den Rücken. Seine Ehe wurde Mitte der 1950er Jahre geschieden. Gerta und die beiden Töchter wanderten 1958 über Dänemark nach Grossbritannien aus. Im selben Jahr brach Rudolf Vrba von

7 Vgl. Martin Gilbert: *Auschwitz und die Alliierten*. München: C.H. Beck, 1982, S. 456. Die Datierung des Parteiausschlusses von Wetzler sowie seine Rehabilitation waren nicht zu rekonstruieren. Zu Wetzlers Situation äusserte sich Vrba in einem Brief vom 17. April 1963 an seinen Auschwitz Kameraden Hermann Langbein in Wien im Vorfeld des Auschwitz-Prozesses: «Wetzler wagt es wahrscheinlich nicht, Dir zu antworten, für ihn ist es [ein] Risiko, er ist bei der Slansky Affäre nur um [ein] Haar entkommen.» (Nachlass Langbein, Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA], E/1797, Ordner 45) Wetzler lebte bis zu seinem Tod 1988 in Bratislava.

8 Czeslaw Mordowicz war nach seiner Flucht am 1. Oktober 1944 in Bratislava erneut verhaftet und wieder nach Auschwitz verschleppt worden. Er überlebte durch pures Glück, da ihn die SS nicht als den Geflüchteten identifizieren konnte. Nach der Befreiung lebte er bis zu seiner Emigration nach Israel in Bratislava und war in einem Betrieb für Elektrowaren tätig. Von Israel siedelte er nach Kanada über, 1996 lebte er in Toronto. Auch Arnost Rosin hatte sich in Bratislava niedergelassen, dort war er beim tschechischen Fernsehen angestellt, 1968 emigrierte er in die Bundesrepublik und lebte in Düsseldorf, wo er in der jüdischen Gemeinde aktiv war. Vgl. *London wurde informiert...*, S. 57.

Prag zu einer Vortragsreise nach Wien auf, von der er nicht zurückkehrte, sondern nach Israel weiterreiste.⁹ Dort trat er beim Ministerium für Landwirtschaft eine Stelle als Biochemiker an.

Just 1958 entflammte in Israel erneut eine heftige Debatte um den Mann, dem der Vrba-Wetzler-Bericht Ende April 1944 übergeben worden war: Rudolf Rezsö Kasztner. Der Oberste Gerichtshof Israels hatte den damaligen stellvertretenden Vorsitzenden des zionistischen Rettungskomitees vom Vorwurf der Kollaboration mit den Nationalsozialisten, namentlich Adolf Eichmann, freigesprochen. Damit endete eine langjährige juristische Auseinandersetzung um die höchst umstrittene Figur Kasztners, der ein Jahr zuvor von rechten Extremisten ermordet worden war, mit der postumen Rehabilitierung. Der Prozess und seine dramatische Nachgeschichte lösten in Israel erstmals seit der Staatsgründung eine heftige öffentliche Kontroverse über ein Ereignis aus, das in direktem Zusammenhang mit dem Massenmord an den europäischen Juden stand. In den Jahren zuvor hatte auch in der israelischen Öffentlichkeit überwiegend Schweigen über die Shoa geherrscht. Der Auseinandersetzung mit dem Holocaust stand die Aufbruchstimmung des jungen Staates, der das zionistische Ideal mit der Staatsgründung 1948 endlich realisiert hatte und eine neue jüdische Erfahrung repräsentierte, diametral entgegen. Im Vordergrund standen der Staatsaufbau, die Urbarmachung des Landes und die Verteidigung des Staatsgebiets, also die Bewältigung der Gegenwart und zukünftige Sicherung einer Heimstatt für alle Juden der Welt. Die offizielle Geschichtsinterpretation der Shoa war in jenen Jahren im Wesentlichen vom heroischen Widerstand der zionistischen Kämpfer bestimmt. Die Erfahrungen von 350'000 Überlebenden, die nach der Staatsgrün-

⁹ Vgl. «Gespräch mit Rudolf Vrba. Zeugnis als Mahnung für die Zukunft. Ein Leben wie ein Roman», in: *Rheinische Post*, 28.05.1961.

dung ein Drittel der Bevölkerung stellten, **blieben über viele Jahre im Privaten verborgen**.¹⁰ Auch Rudolf Vrba hat sich während seines Aufenthalts in Israel, der eine kurze Zwischenstation blieb, nicht öffentlich zu seiner persönlichen Geschichte geäußert, obwohl sie in direkter Verbindung mit der Vergangenheit Kasztners stand, 1960 nahm er das Angebot an, seine Forschungsarbeiten am British Medical Research Council in London fortzusetzen, und liess sich in England nieder.

Im selben Jahr wurde der NS-Verbrecher Adolf Eichmann, der seit Kriegsende erfolgreich untergetaucht war, vom israelischen Geheimdienst in Argentinien gefasst, nach Israel entführt und dort vor Gericht gestellt. Die spektakuläre Entführung des ehemaligen Leiters des Judenreferats, der im Reichssicherheitshauptamt für den reibungslosen Ablauf der Deportationen von Juden aus allen Teilen Europas verantwortlich war, rückte den Holocaust von einem Tag auf den anderen in die Schlagzeilen der Weltpresse. Nach wochenlangen Debatten und diplomatischen Zerreißproben über die zweifellos völkerrechtswidrige Aktion stand fest, dass über die Schuld oder Unschuld Eichmanns vor einem israelischen Gericht verhandelt werden würde. Der Prozess vor dem Jerusalemer Bezirksgericht, der im Sinne des israelischen Ministerpräsidenten Ben Gurion darauf angelegt war, mit der Shoa die Staatsgründung Israels erneut zu legitimieren, war und blieb umstritten. Die wohl schärfste und gleichwohl fundiertere Kritik formulierte die jüdische Philosophin Hannah Arendt, die die Chance zur Aufklärung der Endlösungspolitik durch die zionistische Instrumentalisierung des Prozessverlaufs verspielt

10 Natan Sznajder: «Israel», in: Volkhard Knigge, Norbert Frei: *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und Völkermord*. München: C.H. Beck, 2002, S. 188.

sah. Arendt und andere verkannten damals noch, dass die historische Bedeutung des Prozesses vielmehr in der internationalen Wahrnehmung lag, dass mit der Vernichtung der europäischen Juden ein beispielloses Menschheitsverbrechen begangen worden war. Erst als diese Erkenntnis durch den Eichmann-Prozess weltweite Akzeptanz und Verbreitung fand, setzten die Grundlagenforschungen über den Holocaust ein, der auch in der westlichen Hemisphäre bislang als eher randständiges Ereignis des Expansions- und Vernichtungskriegs behandelt worden war. Anfang der 1960er Jahre lagen exakt drei Gesamtdarstellungen zum Holocaust vor, darunter die Studie des britischen Historikers und Kulturwissenschaftlers Gerald Reitlinger *The Final Solution*, die bereits 1953 erschienen war.¹¹ Reitlinger ging in seinem letzten Kapitel über die Vernichtung der ungarischen Juden in Auschwitz, auf die Protokolle aus dem Todeslager ein, die die Aussenwelt erreicht hatten und vom amerikanischen War Refugee Board im November 1944 veröffentlicht worden waren. Deziert verwies er auf «die zwei slowakischen Verfasser»,¹² denen am 7. April 1944 die Flucht aus Birkenau gelungen war, also auf Alfréd Wetzler und Rudolf Vrba. In der Endnote fügte Reitlinger ergänzend hinzu: «Das wichtigste dieser Dokumente ist der Bericht des anonymen jüdischen Doktors aus der Slowakei.. .»¹³

Der jüdische Doktor, der mittlerweile in England lebte, erkannte, dass nun die Zeit reif und er gefordert war, seine aussergewöhnliche Geschichte zu veröffentlichen. Aufgrund der

11 Gerald Reitlinger: *The Final Solution. The Attempt to Exterminate the Jews of Europe 1939-1945*. London: Vallentine, Mitchell & Co., 1953; Léon Poliakov: *Bréviaire de la haine*. Paris: Calmann-Lévy, 1951; Raul Hilberg: *The Destruction of the European Jews*. Chicago: Quadrangle Books, 1961.

12 Gerald Reitlinger: *Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945*. Berlin: Colloquium Verlag, 1979 [1956], S. 486.

13 Ebd., S. 622.

Schlagzeilen in der britischen Presse über die Entführung Eichmanns hatte man ihn auf seine Erfahrungen angesprochen. Daraufhin erschien im März 1961 eine fünfteilige Artikelserie über das Vernichtungslager Auschwitz in der britischen Gewerkschaftszeitung *Daily Herald*, gezeichnet von Dr. Rudolf Vrba. Wenige Wochen später, am 11. April 1961, wurde der aufsehenerregende Prozess gegen den unscheinbaren Logistiker der «Endlösung» vor dem Bezirksgericht in Jerusalem eröffnet.

Die Strategie der Anklagevertretung, der Welt die Shoas als Menschheitsverbrechen vor Augen zu führen, setzte im Wesentlichen auf den Auftritt der 112 Überlebenden im Zeugenstand, die als Davongekommene die Stimmen der Opfer repräsentierten. Ihre tief eingepprägten Erfahrungen von Ausgrenzung, Entrechtung und Deportationen, vom Leben und Sterben in den Ghettos und Konzentrationslagern, von Massenerschiessungen und dem Massenmord in den Todeslagern bestimmten über drei Monate das Prozessgeschehen. Zugleich ergab sich in der Gesamtschau der Aussagen die Europa umspannende Dimension des rasseideologischen Vernichtungsprogramms. Der Stellenwert, der den Aussagen der Überlebenden in diesem Strafverfahren zugewiesen wurde, rückte sie gleichsam in die Position von juristischen, historischen und moralischen Zeugen. In Israel wurden die Gerichtssitzungen live im Radio übertragen, und Menschentrauben lauschten den Zeugenaussagen gebannt in den Strassen. Die Polyphonie der Stimmen und Emotionen¹⁴ erschütterten den Gerichtssaal und die internationale Öffentlichkeit.

14 José Brunner: «Trauma in Jerusalem? Zur Polyphonie der Opferstimmen im Eichmann-Prozess», in: *Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung*. Hrsg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Michael Elm und Gottfried Kössler. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2007, S. 92-115.

Rudolf Vrba reichte im Juli 1961 bei der israelischen Botschaft in London eine eidesstattliche Erklärung ein zur Vorlage vor dem Jerusalemer Bezirksgericht. Gegenstand des Schriftstücks war ein streng dokumentarischer Bericht über die Anzahl der Ermordeten in Auschwitz, die er auf der Grundlage seiner eigenen Beobachtungen an der Rampe und als Schreiber im Quarantänelager bis zu seiner Flucht zusammengestellt und errechnet hatte. Dazu vermerkte er: «Von Anfang an... habe ich statistische Unterlagen mit der Absicht gesammelt, diese Zahlen sobald wie möglich weiterzugeben ...»¹⁵ Als weitere gesicherte Quelle gab er unter anderem die Informationen an, die er von Filip Müller, einem der wenigen Überlebenden des Sonderkommandos, in Auschwitz erhalten hatte. Das Affidavit wurde nach einer längeren Diskussion mit Eichmanns Verteidiger Robert Servatius, der das Dokument abzulehnen suchte, als Beweismittel anerkannt. Richter Benjamin Halevi merkte zu der Entscheidung kritisch an, dass er es für sinnvoll gehalten hätte, wenn der Verfasser Dr. Vrba von Generalstaatsanwalt Gideon Hausner als Zeuge geladen worden wäre.¹⁶

Während die Weltöffentlichkeit nach Jerusalem blickte, liefen in Deutschland seit 1958 Ermittlungen, die zum grössten Prozess der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte führten: dem ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess. Mit dem Tatort Auschwitz, der seit 1943 das Zentrum der Massenvernichtung der Juden Europas war, stand auch in Frankfurt am Main die Dimension des Endlö-

15 Vrba/Bestic: *Ich kann nicht vergeben*, S. 310. Die eidesstattliche Erklärung Rudolf Vrbas vom 16. Juli 1961 ist in der deutschen Ausgabe von 1964 abgedruckt.

16 State of Israel Ministry of Justice: *The Trial of Adolf Eichmann*. Jerusalem, 1994, Volume V, S. 1862. Die Entscheidung des Gerichts erging am 25. Juli 1961 in der 109. Sitzung.

sungsverbrechens erklärermassen mit vor Gericht. Anders als im Eichmann-Prozess waren jedoch hier NS-Täter angeklagt, die direkt am Mordgeschehen beteiligt waren. Die Namen der SS-Angehörigen, die nach und nach ermittelt und gefasst wurden, waren Rudolf Vrba nur allzu gut bekannt. Stand zuvor allein die Dokumentationspflicht im Vordergrund, so ging es jetzt auch darum, dazu beizutragen, die willfähigen Vollstrecker im Land der Täter zur Verantwortung zu ziehen.

Das umfangreiche Verfahren war eine absolute Ausnahmeerscheinung im bundesdeutschen Nachfolgestaat. Der gesellschaftliche Mainstream der Verdrängung und die Vergangenheitspolitik Adenauers, die vielmehr auf die Reintegration ehemaliger Parteigenossen bis hin zu NS-Tätern setzte als auf deren strafrechtliche Ahndung, hatte dazu geführt, dass die Strafverfolgung von NS-Verbrechen in den 1950er Jahren faktisch ausgesetzt war. Am Zustandekommen des Sammelverfahrens, das letztlich zum Frankfurter Auschwitz-Prozess führen sollte, waren der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer und der Wiener Auschwitz-Überlebende und Publizist Hermann Langbein federführend beteiligt. Bauer, der während des Nationalsozialismus als Jude und Sozialdemokrat verfolgt worden war, führte seit seiner Rückkehr aus dem Exil einen einsamen und zähen Kampf in den Reihen der Justiz, da er die Aufklärung der NS-Verbrechen als alternativlosen Bestandteil des Demokratisierungsprozesses verstand. Der Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees (IAK) Langbein stand dem Dachverband der Lagerkomitees aus Ost- und Westeuropa seit Mitte der 1950er Jahre vor und bündelte über viele Jahre die Interessen der unterschiedlichen Häftlingsgruppen. Seine Arbeit für das Komitee ebenso wie seine publizistische Tätigkeit konzentrierten sich darauf, das Terror- und Mordsystem der nationalsozialistischen Lager zu dokumentieren und die Strafverfolgung von NS-Tätern voranzutreiben. So arbei-

tete Langbein unermüdlich daran, den Frankfurter Ermittlern über die Grenzen des Eisernen Vorhangs hinweg entscheidende Zeugenkontakte zu vermitteln und Beweismittel zur Verfügung zu stellen.

Das Verfahren zum Gesamtkomplex Auschwitz bedeutete für das IAK und selbstverständlich auch für Langbein eine immense Chance, in der Folge des Eichmann-Prozesses die internationale Aufmerksamkeit auf die konkreten Verbrechen in dem Vernichtungslager zu lenken. Um das Interesse insbesondere der deutschen Öffentlichkeit bereits im Vorfeld der Prozesseröffnung zu erhöhen, erschien 1962 ein Sammelband, der die «Auschwitzer» zu Wort kommen liess.¹⁷ Herausgeber waren die Auschwitz-Überlebenden H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Leitlinie der Publikation war, dass ehemalige Häftlinge aus möglichst vielen Ländern die unterschiedlichen Welten des Lagers bezeugten. Ebenso sollten die Berichte von verfolgten Juden neben denen von politisch Verfolgten stehen. Die umfassende Darstellung der Häftlingsperspektiven wurde um einen weiteren Aspekt ergänzt, den die Herausgeber im Vorwort erläuterten: «Durch fünf bereits während des Krieges ausserhalb des deutschen Machtbereichs veröffentlichte Berichte wollten wir zeigen, wie viel schon vor der Befreiung von Auschwitz über dieses Lager bekannt geworden ist.»¹⁸ Unter diesen Dokumentationen fand sich ein Auszug des Vrba-Wetzler-Berichts unter der Überschrift «Ein geflüchteter Häftling berichtet. Rudolf Vrba flüchtete mit Alfréd Wetzler aus Auschwitz am 7. April 1944».

Damit waren nach Kriegsende nun auch im Westen zumindest

17 Vgl. Katharina Stengel: «Auschwitz zwischen Ost und West», in: *Opfer als Akteure*, S. 185.

18 H.G. Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1962, S. 14.

ein Teil des Berichts veröffentlicht und beide Berichterstatter namentlich genannt. Zudem gingen die Herausgeber in einer Anmerkung auf die Verbreitung des Dokuments im Frühjahr 1944 ein. Von der Warnung der ungarischen Juden, die mit diesem Dokument intendiert war, erfuhren die Leser jedoch nichts. Über die Veröffentlichung war Vrba offenbar von den Herausgebern in Kenntnis gesetzt worden, ohne genauere Details zu erfahren. Erst als er die gedruckte Publikation in den Händen hielt, merkte er in einem Brief an Langbein korrigierend an: «... der Bericht auf Seite 243 wurde nicht von mir alleine, sondern zusammen mit Wetzler geschrieben».¹⁹

Rudolf Vrba hatte offenbar relativ spät um die Jahreswende 1962/1963 von den Frankfurter Ermittlungen in Sachen Auschwitz erfahren und sich sogleich als Zeuge angeboten, woraufhin er zur richterlichen Vernehmung nach Frankfurt am Main geladen wurde.²⁰ Seitdem stand er mit Langbein, dem er in Auschwitz nie begegnet war, in regem Briefkontakt. Zwischen Wien und London wurden Kontakte zu Zeugen ausgetauscht, Informationen über SS-Angehörige zusammengetragen und Artikel in englischen, deutschen und amerikanischen Zeitungen lanciert, um das Verfahren in Deutschland öffentlichkeitswirksam voranzutreiben.

Von Seiten Rudolf Vrbas durchzieht ein Name nahezu den gesamten Schriftverkehr: der SS-Oberscharführer Jakob Fries; auch er gehörte zu den Beschuldigten im Frankfurter Verfahren. Fries hatte Vrba Ende August 1942 bei einer eigenmächtig durchgeführten Typhusinspektion im Stammlager Auschwitz ins Gas se-

19 Vrba an Langbein am 5. März 1963 (NL Langbein, ÖStA, E/1797, Ordner 45).

20 Vrba wurde am 11. März 1963 im Rahmen der gerichtlichen Voruntersuchung zum zweiten Auschwitz-Prozess von Untersuchungsrichter Heinz Düx vorgeladen.

lektiert. Dass er im letzten Augenblick aus der Gruppe der Todgeweihten entkam, gehörte zu den Momenten puren Glücks, die für das Überleben in Auschwitz unabdingbar waren.

Mit Vrbas Aussage vor dem Untersuchungsrichter in Frankfurt bestand nun auch die Möglichkeit, dass Fries nach zwanzig Jahren für seine Verbrechen belangt werden würde. Kurz bevor Vrba Anfang März 1963 nach Deutschland abreiste, schrieb er Langbein: «Du kannst Dich auf mich verlassen, dass ich in Frankfurt die Angelegenheit ohne Hysterie und sachlich behandeln werde.»²¹ Dementsprechend liest sich das Protokoll der zweitägigen Vernehmung. Vrba brachte alle Tatvorwürfe gegen Fries vor, der für ihn der Inbegriff von Auschwitz war.²² Der wesentliche Teil seiner Aussage konzentrierte sich auf die Vorgänge an der Rampe, also auf die Dokumentation des Vernichtungsablaufs.

Im Mai 1963 erhielt Vrba Nachricht aus Wien: Die Staatsanwaltschaft Frankfurt hatte das Verfahren gegen Fries eingestellt, da er wegen seiner Verbrechen im KZ Sachsenhausen bereits zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt worden und eine höhere Haftstrafe im Auschwitz-Prozess nicht zu erwarten war. Der SS-Arzt Kurt Uhlenbroock, der Vrba ebenfalls hinreichend aus Auschwitz bekannt war, schied ebenfalls aus dem Verfahren aus.

Die Entscheidung der Juristen war nach Vrba kein «gutes Omen» für den Prozess, ihre Begründung kommentierte er als zynisch, ja lächerlich. In den darauffolgenden Sommermonaten arbeitete er mit Alan Bestic daran, seine Erfahrungen der Jahre 1942 bis 1944 niederzuschreiben. Dass die Nachricht über die

21 Vrba an Langbein am 1. März 1963 (NL Langbein, ÖStA, E/i 797, Ordner 45).

22 Vgl. Kap. 6, S. 134.

Einstellung des Verfahrens offenbar einen letzten Anstoss gab, ist einem Brief an Langbein zu entnehmen: «Wenn Du Dich erinnerst, ich habe mein Buch angefangen zu schreiben, als ich die unbegreifliche Nachricht erhielt, dass Fries und Uhlenbroock entlassen wurden.»²³

Der Prozess gegen 21 ehemalige SS-Angehörige von Auschwitz und einen Funktionshäftling wurde am 20. Dezember 1963 im Blitzlicht einer internationalen Medienöffentlichkeit vor dem Schwurgericht in Frankfurt am Main eröffnet. Im selben Monat erschien in Grossbritannien *I Cannot Forgive* von Rudolf Vrba, der jetzt mit dem autobiografischen Werk seine gesamte Geschichte von der Verfolgung in der Slowakei über die Transporte nach Majdanek und Auschwitz bis zu seiner Flucht im April 1944 vorlegte. Den Hauptteil der chronologisch angelegten Erzählung, die sich an eine breite Leserschaft richtete, widmete er dem Mikrokosmos des Lagerinnenlebens aus der Sicht der Häftlinge, dem Sterben und Morden im Stammlager Auschwitz und dem Todeslager Birkenau. Überaus deutlich werden die Charakteristika absoluter Macht in seiner Darstellung der Konzentrationslager-SS und der SS-Täter: die systematische Ordnung des Unterdrückungsapparates unter Einbindung des perfiden Systems der sogenannten Häftlingsselbstverwaltung und die willkürlichen Gewaltexzesse der SS-Schergen, die für jeden Häftling von einem Moment zum anderen den Tod bedeuten konnten. Die SS-Männer erhielten in Vrbas Erzählung Namen und Gesicht. Entkleidet vom Mythos der Befehlsempfänger tritt ihre enthemmte Lust an der Tortur, der Entwürdigung und Machtausübung gegenüber den Häftlingen zutage. Seit Dezember 1963 tauchten ei-

23 Vrba an Langbein am 10. Oktober 1964 (NL Langbein, ÖStA, E/1797, Ordner 45).

nige der genannten SS-Angehörigen zunehmend in der deutschen wie internationalen Presse auf, da sie sich wie Josef Klehr und Wilhelm Boger als Angeklagte vor dem Frankfurter Schwurgericht zu verantworten hatten oder wie Kurt Uhlenbroock und Jakob Fries als Zeugen der Verteidigung auftraten.²⁴

An dem Text insgesamt fällt der geradezu sarkastische Ton des Ich-Erzählers Vrba auf, der die rassistische Umzingelung durch die vasallentreuen Hlinka-Garden der Slowakei ebenso wenig akzeptierte wie den Schock der Erkenntnis, dass die Deportationen in den Osten unausweichlich in den Tod führten oder bestenfalls ein Vegetieren auf Zeit bedeuten sollten. Unbeugsam durchziehen reale Fluchtversuche wie immer neue Fluchtpläne die Erzählung. Bereits in Majdanek, wo Vrba im Juni 1942 mit der Ankunft die furchtbare Atmosphäre geronnenen Bluts realisierte, war sein fester Wille zu fliehen mit dem Ziel verbunden, Juden zu warnen, nicht in die Deportationszüge gen Osten zu steigen.²⁵ Der Mann hielt an der einfachen wie klaren Logik fest, die ihn selbst am Leben hielt: Das Wissen über den ungeheuren Massenmord würde die Revolte auslösen und dem Terror ein Ende setzen. Dennoch stellte er sich nicht über all jene, die trotz der täglichen zunehmenden Existenzbedrohung in den Deportationszügen und Lagern an der Hoffnung festhielten, dass diesem Alptraum von aussen ein Ende gesetzt werden würde; er hat auch ihnen mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt.

Mit den beiden letzten Kapiteln schliesslich dokumentierte Vrba erstmals ausführlich die Entstehungs- wie auch die Wir-

24 Vrba an Langbein am 7. November 1963: «Es ist vielleicht überflüssig zu sagen, dass ich in diesem Buch ein[e] besondere Aufmerksamkeit dem Duo Uhlenbroo[c]k und Diagnostiker Fries gewidmet habe.» (NL Langbein, ÖStA, E/1797, Ordner 45)

25 Vgl. Kap. 5, S. 119.

kungsgeschichte des Vrba-Wetzler-Berichts. Jetzt veröffentlichte er seine Darstellung der Vorgänge im Frühjahr 1944 und sein persönliches Urteil zu Rudolf Kasztner, der eine fragwürdige Rolle bei der Verbreitung des Dokuments gespielt hatte. Vrba schildert den stellvertretenden Vorsitzenden des zionistischen Hilfs- und Rettungskomitees in Ungarn als den entscheidenden Hoffnungsträger, der im April 1944 die Verbreitung des Berichts in Ungarn in die Hand nehmen sollte. Er war es, dem die Vertreter des slowakischen Judenrats vertrauten. Er würde sich um alles kümmern und die richtigen Massnahmen zur rechten Zeit ergreifen, da er ein Mann mit grosser Erfahrung war. Die gebetsmühlenartigen Vertrauensbekundungen werden im nächsten Satz durch die rollenden Deportationszüge aus Ungarn konterkariert.²⁶ Kasztner hatte in den Augen Vrbas versagt, mehr noch, er hatte sein Volk verraten. Der Vrba-Wetzler-Bericht war bewusst von ihm zurückgehalten worden, da das Schriftstück, das als Initialzündung des Widerstands fungieren sollte, den «mysteriösen» Verhandlungen mit Eichmann um den Freikauf von Juden entgegenstand. Der Darstellung folgt im Epilog sein scharfes Fazit, was die Intentionen Kasztners anbelangt. Unter Bezugnahme auf eine frühe Rede Chaim Weizmanns, der ein Zionist der ersten Stunde war, schreibt er Kasztner indirekt zu, er habe wie Hitler Juden selektiert, und fragt: War Kasztners Ziel eine jüdische Herrenrasse? Auch warf er den slowakischen Judenräten vor, wider besseren Wissens die von den Nationalsozialisten proklamierte Mär von den Umsiedlungsgebieten im Osten unter der jüdischen Bevölkerung verbreitet zu haben, anstatt sie mit der Wahrheit zu konfrontieren.

Mit seiner harschen Kritik an den Judenräten stand Rudolf

²⁶ Vgl. Kap. 16, S. 416 f.

Vrba nicht allein. Auch Hannah Arendt hatte mit der Veröffentlichung ihres Prozessberichts *Eichmann in Jerusalem*, der gleichfalls 1963 erschien, ein bitteres Resümee zur Rolle der jüdischen Funktionäre gezogen: Die Gesamtzahl der jüdischen Opfer hätten die «Endloser» ohne die Kooperation der Judenräte niemals erreicht. Auch sie stellte wie Vrba die schwerwiegende Frage: «Warum habt ihr die Mitarbeit an der Zerstörung eures eignen Volkes und letztlich an eurem eignen Untergang nicht verweigert?»²⁷ Für eine innerjüdische Auseinandersetzung, die auf die Kritik Arendts und Vrbas hätte folgen können, war es in Israel und der jüdischen Community weltweit noch zu früh. Während sich die jüdische Philosophin öffentlich und im engsten Freundeskreis über Jahre heftigen Anwürfen ausgesetzt sah, die in diffamierenden Kampagnen gipfelten, wurde Rudolf Vrbas Publikation in Israel über Jahrzehnte ignoriert.

Kurz nach der Veröffentlichung von *I Cannot Forgive* trat 1964 auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs in der Tschechoslowakei flankierend Alfréd Wetzler alias Jozef Lánik mit einem weiteren Buch in Erscheinung.²⁸ Auch Wetzler thematisierte seine Lagerzeit in Auschwitz, die gemeinsame Flucht mit seinem Kameraden, ferner die Geschichte ihres Augenzeugenberichts, allerdings in Form einer fiktiven Erzählung. Der autobiografische Hintergrund des Romans ebenso wie die wahre Identität des Autors blieben den Lesern also verborgen. Bezeichnend für die Nachkriegserfahrungen Wetzlers ist das düstere Ende der Erzählung: Der Protagonist Karol versinkt in tiefe Depression, als ihm bewusst wird, dass der Schreckensbotschaft aus Auschwitz kein

27 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München: Piper Verlag, 1986, S. 160.

28 Jozef Lánik: *Co Dante nevidel*. Bratislava: Obzor, 1964.

Glauben geschenkt wird, vielmehr den Überbringern Misstrauen entgegen schlägt. In der hoffnungslosen Gewissheit, dass die Faschisten alle Spuren ihres Verbrechens verwischen werden, begeht Karol Selbstmord.²⁹ Das Werk wurde zunächst mit Interesse aufgenommen und fand rasche Verbreitung. In der Tschechoslowakei ging die zweite Auflage bereits im folgenden Jahr in Druck, 1967 kam die deutsche Übersetzung sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR heraus.³⁰ Auch Wetzler war spätestens seit 1963 durch Hermann Langbein informiert, dass die Ermittlungsarbeit in Sachen Auschwitz auf ein gewaltiges Sammelverfahren angewachsen war und die Prozesseröffnung in Frankfurt am Main kurz bevorstand. Es ist daher naheliegend, dass auch sein Roman im Kontext des Prozesses entstanden ist; eine direkte Bezugnahme findet sich in der Publikation allerdings nicht.

Rudolf Vrba hingegen verwies dezidiert im letzten Teil seines Epilogs auf den laufenden Prozess in Frankfurt am Main, den er durch die damalige Rechtsprechungspraxis, insbesondere was die Festsetzung des Strafmaßes anbelangte, gefährdet sah. Tatsächlich glich die Urteilspraxis in NS-Prozessen, die nahezu alle Angeklagten als Gehilfen und nicht als Mittäter qualifizierte und zu milden Strafen verurteilte, in vielen Fällen einer Farce und wirkte auf die Opfer wie eine Verhöhnung. Dass er selbst im Auschwitz-Prozess als Zeuge auftreten würde und durch seine Aussage die Verurteilung des Hauptangeklagten Robert Mulka, der ehemals

29 Vgl. dazu auch Peter Petro: «Zur Holocaust-Problematik in den Werken von Rudolf Vrba und Jozef Lánik», in: Alfrun Kliems (Hrsg.): *Slowakische Kultur und Literatur im Selbst- und Fremdverständnis*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2005, S. 151-165.

30 Jozef Lánik: *Was Dante nicht sah*. Roman. Frankfurt am Main: Röderberg Verlag, 1967 sowie Berlin: Verlag der Nation, 1967.

Rudolf Höss als Adjutant gedient hatte, erheblich beeinflussen sollte, stand zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seines Buches noch nicht fest.³¹ Erst während der laufenden Beweisaufnahme lud die Staatsanwaltschaft erneut eine Reihe von Zeugen vor. So trat auch Rudolf Vrba am 30. November 1964 vor das Frankfurter Schwurgericht. Er war aufgerufen, gegen den Angeklagten Stefan Baretzki auszusagen, der wegen zahlreicher willkürlicher Exzesstaten des Mordes angeklagt war. Ebenso sollte er als so genannter Milieuzeuge den Prozessbeteiligten die Vorgänge an der Rampe vermitteln, da er als Häftling des Kanada-Kommandos die Ankunft von über 200 Transporten erlebt hatte. Seine Aussage ist vollständig erhalten, da fast der gesamte Prozess «zur Stützung des Gedächtnisses des Gerichts» auf Tonband aufgezeichnet wurde. Auf diesem eindrucksvollen Tondokument ist das erstarrte Schweigen im Gerichtssaal förmlich zu spüren, als er detailliert den Ablauf und das erschütternde Szenario auf der so genannten Alten Rampe schilderte, wenn die Transporte eintrafen: Hier, so Vrba, war das «Herz von Auschwitz».³² Im Lauf der ausführli-

31 Rudolf Vrbas Vernehmung durch Untersuchungsrichter Heinz Düx im März 1963 fand im Rahmen der gerichtlichen Voruntersuchung des zweiten Auschwitz-Prozesses statt. Im Lauf der Vernehmung stellte sich heraus, dass Vrba einige der im ersten Verfahren Angeklagten kannte. Daraufhin muss Düx das Protokoll der Vernehmung an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet haben, die am 22. Oktober 1964 sechzehn Zeugen vorlud, darunter Rudolf Vrba (Schriftsatz der Staatsanwaltschaft, 4 Ks 2/63, Protokoll der Hauptverhandlung vom 22.10.1964, Bd. 103, Anlage 2, Fritz Bauer Institut). Siehe auch: Dagi Knellessen: «Momente der Wahrheit. Rudolf Vrba und seine Aussage gegen den Angeklagten Robert Mulka. Chronologie einer Urteilsfindung», in: *Im Labyrinth der Schuld. Täter, Opfer, Ankläger*. Hrsg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Irmtrud Wojak und Susanne Meinel. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2003, S. 95-132.

32 Vgl. Vernehmung Vrbas (30.11.1964), in: *Der Auschwitz-Prozess. Tonbandmitschnitte, Protokolle und Dokumente*, DVD-ROM. Hrsg. vom Fritz Bauer Institut und dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau. 2., durchges. u. verb. Aufl. Berlin 2005, S. 26 376.

chen Befragung durch das Gericht kamen auch die Flucht und der Vrba-Wetzler-Bericht ausführlich zur Sprache. Überraschend war, dass er bei der Gegenüberstellung mit den Angeklagten den Hauptangeklagten Mulka als SS-Führer erkannte, der auf der Rampe Selektionen beaufsichtigt hatte. Der gut situierte Kaufmann aus Hamburg hatte bislang vehement bestritten, die Rampe je betreten zu haben. Nach Vrbas Aussage jedoch stand für das Gericht zweifelsfrei fest, dass der Adjutant von Rudolf Höss auf der Rampe eigene Entscheidungen traf. Mulka, der wie die meisten Schreibtischtäter wegen Beihilfe zum Mord verurteilt wurde, erhielt eine Zuchthausstrafe von 14 Jahren. Mit dem für Beihilfer hohen Strafmass setzten sich die Frankfurter Richter deutlich von der damaligen Gehilfenrechtssprechungspraxis ab, was im Wesentlichen auf die Aussage Vrbas zurückzuführen war.

Der erste Frankfurter Auschwitz-Prozess steht in der Bundesrepublik für einen Wendepunkt im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, was die öffentliche Wahrnehmung angeht und nicht minder die zeitgeschichtliche Forschung. Die Staatsanwaltschaft, die Sachverständigen des Instituts für Zeitgeschichte, die zu Beginn des Prozesses ihre Gutachten vorgetragen hatten, das Urteil des Gerichts und nicht zuletzt die so genannten Opferzeugen trugen eine überwältigende Fülle von historischen Fakten zusammen. 211 Überlebende von Auschwitz aus 18 Ländern waren in diesem Prozess als Zeugen aufgetreten, darunter auch Alfréd Wetzler, Filip Müller und Josef Farber. Ihre individuellen Verfolgungs- und Leidensgeschichten rückten die millionenfache Vernichtung in den Bereich des menschlichen Fassungsvermögens. In der damaligen Bundesrepublik und auch international stießen sie die Entwicklung eines Geschichtsbe-

wusstseins an, das den Holocaust und andere nationalsozialistische Massenmorde als beispiellose Verbrechen anerkannte.

Rudolf Vrba hatte mit seiner Aussage vorgetragen, was er als Teil der historischen Wahrheit über Auschwitz vermitteln konnte. Seiner ersten Aussage in diesem Ns-Prozess sollten noch viele weitere folgen. Die Bestrafung der Täter, die juristische Aufarbeitung des Endlösungsverbrechens und die Vermittlung des Holocaust als historisches Faktum, war und blieb für ihn ein lebenslanges Anliegen.

In England blieb Rudolf Vrba nur noch wenige Jahre. 1967 folgte er dem akademischen Ruf, seine biochemischen Forschungsarbeiten am Medical Research Council of Canada fortzusetzen. Eine persönlich bedeutsame Lebensstation fällt in die Jahre 1973 bis 1975, als Vrba im Rahmen eines Stipendiums an der Harvard Medical School in Boston forschte und lehrte. Hier in Boston begegnete er Robin Lipson, die ihn sein weiteres Leben begleitet hat. Nach der Heirat 1975 liess sich das Ehepaar in Vancouver nieder, wo Vrba von nun an als Professor der Pharmakologie an der medizinischen Fakultät der University of British Columbia lehrte.

I Cannot Forgive wurde in diesen Jahren kaum rezipiert, nicht wieder aufgelegt und drohte in Vergessenheit zu geraten, bis Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre der Vrba-Wetzler-Bericht und die Auschwitz-Protokolle zum Gegenstand der Holocaustforschung wurden. Die britischen Historiker John S. Conway und Martin Gilbert untersuchten die Wirkungsgeschichte der frühen Augenzeugenberichte. Conway, der zunächst auf jüngst veröffentlichte Publikationen von Holocaustleugnern wie David Irving reagierte, die unter anderem die Auschwitz-Protokolle als Greuelpropaganda diffamierten, unterstrich und begründete Vrbas Kritik an den slowakischen und ungarischen Judenräten. Er kennzeichnete ihr Verhalten während der letzten Mordaktion

der Nationalsozialisten an der jüdischen Bevölkerung Ungarns im Frühsommer 1944 als eine «Verschwörung des Schweigens»,³³ da sie aufgrund der bevorstehenden militärischen Niederlage Deutschlands auf Zugeständnisse der nazistischen Mörder gesetzt hätten. Ihr Schweigen rettete die ungarischen Juden nicht, sondern unterstützte, so Conway, letztendlich die Geheimhaltungsstrategie der Nationalsozialisten. Gilbert ging in seiner Studie *Auschwitz und die Alliierten*³⁴ anhand der Wirkungsgeschichte der Protokolle der Frage nach, warum die Alliierten dem Massenmorden in den Todeslagern militärisch kein Ende gesetzt hatten. Seine ernüchternde Erkenntnis lautete: Die Alliierten hatten zu keinem Zeitpunkt ernsthaft erwogen, Auschwitz oder die Bahnlinien dorthin zu bombardieren. Ihr oberstes militärisches Ziel war die bedingungslose Kapitulation Nazi-Deutschlands und nicht die Rettung der europäischen Juden. Die Kontroverse um das Verhalten der Judenräte, die in den 1960er Jahren nach der Veröffentlichung von Vrbas Zeugnisbericht weitgehend ausgeblieben war, setzte sich nun, teils mit heftigen Angriffen versehen, über Jahre fort. Auch Rudolf Vrba schaltete sich mehrfach in Form von ausführlichen Artikeln in die Debatte ein. Ende der 1990er Jahre meldete sich der israelische Historiker Yehuda Bauer zu Wort, der mit seiner Studie *Freikauf von Juden?*³⁵ die Verhandlungen jüdischer Funktionäre mit dem nationalsozialistischen Deutschland eingehend untersucht hatte. Bauer führte vor

33 John S. Conway: «Der Holocaust in Ungarn. Neue Kontroversen und Überlegungen», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 32 (1984), H. 2, S. 192.

34 Martin Gilbert: *Auschwitz und die Alliierten*. Aus dem Engl, von Karl Heinz Silber. München: C.H. Beck, 1982, S. 223 ff.

35 Yehuda Bauer: *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1943*. Aus dem Engl, von Klaus Binder und Jeremy Gaines. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 1996 [engl. Erstausgabe 1994].

allem ins Feld, das gerade die ungarischen Provinzjuden seit geraumer Zeit über die Massenmordaktionen in Polen wie auch in den besetzten Gebieten der Sowjetunion informiert waren. Im antisemitisch-gesellschaftlichen Umfeld Ungarns hatten sie jedoch keinerlei Möglichkeiten, Widerstand zu leisten. Auch Raul Hilberg stellte die geringen Widerstandsmöglichkeiten für die jüdischen Gemeinden insgesamt heraus, die schon vor dem Krieg isoliert und ohne Waffen auf eine Strategie des Sich-Fügens gesetzt hatten.³⁶ Die Wenigen, die die Lager überlebten oder gar Widerstand leisteten, waren jung, gesund und zeichneten sich durch Realismus, Entschlossenheit und zähen Lebenswillen aus, beispielhaft steht dafür in Hilbergs Studie Rudolf Vrba. Er und andere waren nach Hilbergs schmerzlicher und bitterer Erkenntnis seltene Ausnahmen unter den Verfolgten und vom Tode bedrohten Juden.

Durch die international geführte Kontroverse wurde die Aufmerksamkeit erneut auf die Publikation Vrbas gelenkt, was zu weiteren Veröffentlichungen in Frankreich, den Niederlanden, Tschechien, Israel und zu Neueditionen in den USA und Deutschland führte.³⁷ Eine israelische Publikation von *I Cannot Forgive* erschien 35 Jahre nach der Erstveröffentlichung, angeregt durch die Erziehungswissenschaftlerin Ruth Linn.

36 Raul Hilberg: *Täter, Opfer, Zuschauer. Vernichtung der Juden 1933-1945*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1999, S. 198.

37 Rudolf Vrba, Alan Bestic: *Je me suis évadé d'Auschwitz*. Paris: Édition Ramsay, 1988. Rudolf Vrba, Alan Bestic: *44070. The Conspiracy of the Twentieth Century*. Bellingham: Star & Cross Publishing House, 1989. Rudolf Vrba, Alan Bestic: *Ontsnapt uit Auschwitz: 44070*. Kämpen: Kok Voorhoeve, 1996. Rudolf Vrba: *I Escaped from Auschwitz*. Haifa: Haifa University Press, 1998. Rudolf Vrba: *Utekl jsem z Osvetimi*. Prag: Sefer, 1998. Rudolf Vrba: *Ais Kanada in Auschwitz lag. Meine Flucht aus dem Vernichtungslager*. Aus dem Engl., von Werner von Grünau. Mit einem Nachwort von Friedemann Bedürftig. München, Zürich: Piper Verlag, 1999. Rudolf Vrba: *I Escaped from Auschwitz*. Fort Lee, N.J.: Barricade Books, 2002.

Zudem legte Linn 2004 eine geschichts- und erinnerungspolitische Studie vor, die das Verschweigen der Geschichte Rudolf Vrbas in der israelischen Gesellschaft und Historiografie untersuchte. Die nicht existente Rezeption von Vrba ebenso wie von Arendt führte sie auf die bis heute in Israel vorherrschende zionistische Geschichtsinterpretation des Holocaust zurück.

Die Wirkungsgeschichte der Auschwitz-Protokolle ist heute grundlegend erforscht. Bestätigt hat sich, und an diesem Punkt besteht uneingeschränkt Einigkeit unter den Historikern, dass die vier Männer, die mit ungeheurem Mut ihr Leben aufs Spiel setzten, um aus der Todeszone Auschwitz zu fliehen und die Nachricht des bestgeschützten Geheimnisses der Nationalsozialisten zu verbreiten, mit dazu beitrugen, dass das ungarische Staatsoberhaupt Miklós Horthy die Deportationen stoppte, wodurch hunderttausende Budapester Juden gerettet wurden. Umstritten ist bis heute die zutiefst menschliche Frage, ob das Wissen über den bevorstehenden unausweichlichen Tod Menschen antreiben muss, sich zum Widerstand oder zu anderen Formen des Überlebenskampfes zu erheben. Rudolf Vrba hat diese Frage eindeutig mit ja beantwortet, dies war seine Gewissheit und sein Ansporn für die waghalsige und letztlich erfolgreiche Flucht. Er gestand dabei jedem der Verfolgten die Möglichkeit zu, «über das eigene Verhalten angesichts einer tödlichen Gefahr selber zu entscheiden».³⁸ *I Cannot Forgive* ist nicht zuletzt auch ein Ausdruck dieser Überzeugung, und diese tiefe innere Gewissheit hat er sein Leben lang in allen Kontroversen vehement vertreten. So blieb der offene, humorvolle und weltbürgerliche Intellektuelle Rudolf Vrba bis ins hohe Alter ein streitbarer, unbeugsamer und fraglos unbequemer Held; ihm ist dieses Nachwort gewidmet.

38 Rudolf Vrba: «Die missachtete Warnung», S. 17.

Dank

Die Herausgeber sind vielen zu grossem Dank verpflichtet, die mit ihrer Sachkenntnis und mit Materialien zu dieser kommentierten Neuauflage beigetragen haben: Jochen August, Georg Bürger, Lisa Hauff, Barbara Hutzelmann, Halina Jastrzebska, Beate Klarsfeld, Gabriele Knapp, Sabine Loitfellner, Benno Müller-Hill, Michael Okroy, Markus Roth, Katrin Schröder, Viktor Schwarcz, Kazimierz Smolen, Katharina Stengel, Henryk Swiebocki. Ebenso der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte (Wien), dem Österreichischen Staatsarchiv (Wien), dem Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich, dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau (Oświęcim) sowie dem Fritz Bauer Institut (Frankfurt am Main). Den Übersetzerinnen Sigrid Ruschmeier und Brigitte Walitzek danken wir für die überaus produktive Zusammenarbeit. Unser ganz besonderer Dank geht an Robin Vrba, die diese Publikation mit zahlreichen Fotos und wertvollen Hinweisen unterstützt und bereichert hat.

Zeittafel

1924, 11. September	Rudolf Vrba wird als Walter Rosenberg in Topolčany geboren; er wächst in Bratislava auf.
1938, September	Münchener Konferenz: Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland vereinbaren die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an das Deutsche Reich.
1938, 22. November	Die Slowakei erklärt unter Zustimmung des Deutschen Reiches ihre Unabhängigkeit.
1939, 14. März	Proklamation der Slowakischen Republik
1939, 15. März	Deutsche Truppen besetzen die »Rest-Tschechei«; Gründung des »Protektorats Böhmen und Mähren«.
1939, 1. September	Überfall deutscher Truppen auf Polen; Beginn des Zweiten Weltkriegs
1940	Familie Rosenberg wird von Bratislava nach Trnava zwangsumgesiedelt; »Dislokation« von insgesamt 6000 Juden aus Bratislava
1940, April	Deutsche Wehrmacht besetzt Dänemark und Norwegen
1940, Mai	Errichtung des Konzentrationslagers Auschwitz
1940, Mai	Unter Verletzung der Neutralität der Niederlande, Belgiens und Luxemburgs deutscher Angriff auf Frankreich
1940, August	Vrba muss das Gymnasium in Bratislava verlassen; bis zu seiner Flucht nach Ungarn ist er als Hilfsarbeiter tätig.
1940, August	In Auschwitz wird der erste Krematoriumsofen in Betrieb genommen.
1941, Juni	Überfall deutscher Truppen auf die Sowjetunion
1941, September	»Probevergasung« von Häftlingen mit dem Schädlingsbekämpfungsmittel Zyklon B: Die ss-

- Besatzung von Auschwitz hat ein »geeignetes« Mordmittel gefunden.
- 1941, 9. September Die slowakische Regierung erlässt den so genannten »Judenkodex«.
- 1941, Oktober Über 10 000 sowjetische Kriegsgefangene werden nach Auschwitz gebracht; in neun Blöcken richtet die ss das »Russen-Kriegsgefangenen-Arbeitslager« ein.
- 1941, November Baubeginn des Lagers Birkenau
Die ss legt in der Nähe des Lagers Birkenau Massengräber an.
- 1942, Januar Unweit des neuen Lagers Birkenau baut die ss ein Bauernhaus in eine Vernichtungsstätte mit zwei Gaskammern um (Bunker Nr. 1, Rotes Haus); 800 Menschen können in die beiden Gaskammern gepfercht werden; neben der Gaskammeranlage werden zwei Baracken errichtet, in denen sich die Opfer entkleiden müssen; mit auf einem Schmalspurgleis verlaufenden Loren werden die Leichen zu den Massengräbern gefahren.
- 1942, 15. März Das Verfassungsgesetz über die »Aussiedlung« der Juden aus der Slowakei tritt in Kraft.
- 1942, März Beginn der »Umsiedlung« von Juden aus der Slowakei, angeblich zum »Arbeitseinsatz«.
- 1942, März Vrba flieht nach Ungarn und erreicht Budapest; er wird von der ungarischen Gendarmerie aufgegriffen und in die Slowakei abgeschoben.
- 1942, März Das Lager Birkenau, Bauabschnitt BIb, wird mit männlichen Häftlingen belegt.
- 1942, März In den Blöcken 1-10 von Auschwitz (Stammlager) wird ein Frauenkonzentrationslager errichtet; unter anderen werden Tausende Jüdinnen aus der Slowakei in dem Lager untergebracht.
- 1942 Vrba wird in das Durchgangslager Nováky verbracht.
- 1942, April Alfred Wetzler wird vom Durchgangslager Sered' nach Auschwitz deportiert und als Häftling Nr. 29 162 registriert; u. a. ist Wetzler

- »Schreiber« in der Leichenkammer in Birkenau B1b.
- 1942, Mai Die ss beginnt mit dem Bau von Vernichtungsanlagen in Birkenau, die einen Auskleideraum, eine Gaskammer und Verbrennungsöfen haben.
- 1942, Juni Vrba flieht aus dem Lager Nováky, wird aufgegriffen und in das Lager zurückgebracht.
- 1942, Juni Umbau eines weiteren Bauernhauses in eine Mordstätte mit vier Gaskammern (Bunker Nr. 2, Weißes Haus); 100 Menschen können in die drei Gaskammern gepfercht werden.
- 1942, 14. Juni Deportation Vrbas von Nováky in das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek (KL Lublin)
- 1942, 29./30. Juni Vrba meldet sich freiwillig zu einem »Landwirtschaftskommando«; zusammen mit 400 Häftlingen wird er nach Auschwitz I (Stammlager) überstellt und als Häftling Nr. 44 070 registriert.
- 1942, Juli Vrba kommt in das Arbeitskommando ss-Hauptwirtschaftslager; sein Kapo ist Franz Kejmar.
- 1942, 17./18. Juli Reichsführer ss Heinrich Himmler besucht an zwei Tagen Auschwitz-Birkenau und die Werksbaustelle der I. G. Farbenindustrie AG.
- 1942, Juli Vrba kommt in das Arbeitskommando Buna und muss auf der Baustelle der I. G. Farben Schwerarbeit leisten; das Buna-Kommando gilt unter den Häftlingen als Todeskommando.
- 1942, August In Auschwitz I bricht eine Flecktyphus-Epidemie aus; die ss verhängt eine Lagersperre, das Kommando Buna wird Ende August 1942 aufgelöst.
- 1942, 29. August Lagerselektion in Auschwitz I; Hunderte von erkrankten Häftlingen werden für den Gastod selektiert; Vrba entkommt durch die Hilfe eines polnischen Kapos der Selektion für die Gaskammer.
- 1942, August Das Frauenkonzentrationslager wird nach Birkenau, Lagerabschnitt B1a, verlegt.
- 1942, August Vrba wird dem »Aufräumungskommando« zugeteilt; auf der »Alten Rampe« muss er Hab und Gut

- der deportierten Juden verladen; er ist in Block 4 (Stammlager) untergebracht; von Ende August 1942 bis zum 8. Juni 1943 arbeitet Vrba auf der »Alten Rampe«; das Gepäck der deportierten Juden wird in Magazingebäuden, »Effektenlager« oder »Kanada I« genannt, gelagert.
- 1942, August In Auschwitz kommen bis Juni 1943 mindestens 214 Transporte mit ca. 260 000 Juden an; die Todeszüge werden vom ss-Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin angeordnet; der Leiter des »Judenreferats« im RSHA, ss-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, organisiert die Züge der Deutschen Reichsbahn in die Todeslager.
- 1942, September Beginn der Leerung von Massengräbern und der Leichenverbrennung in Gruben.
- 1943, 15. Januar Vrba wird vom Stammlager (Auschwitz I) nach Birkenau in den Lagerabschnitt BIb, Block 16, verlegt; BIb ist von März 1942 bis Juli 1943 Männerlager, danach bis November 1944 Frauenlager.
- 1943, Februar In Birkenau errichtet die ss im Lagerabschnitt BIId das »Zigeunerlager«, über 2000 Sinti und Roma werden nach Auschwitz-Birkenau deportiert.
- 1943, März Fertigstellung und »Inbetriebnahme« der Krematorien II und IV
- 1943, April Fertigstellung und »Inbetriebnahme« von Krematorium V
- 1943, Juni Wetzler wird »Schreiber« in Lagerabschnitt BIId, Block 9.
- 1943, Juni Fertigstellung und »Inbetriebnahme« von Krematorium III
- 1943, 8. Juni Vrba wird vom Männerlager BIb in das neue Männerlager BIId verlegt und wird dort »Hilfsschreiber« in Block 9.
- 1943, Juli Das Männerlager BIb wird aufgelöst; die Häftlinge werden nach BIId verlegt; in BIb wird ein Frauenlager eingerichtet.
- 1943, August In Birkenau richtet die ss das »Quarantänelager« (Bauabschnitt BIId) ein.

- 1943, August Vrba kommt in das Quarantänelager BIIa und wird »Blockschreiber« in Block 15.
- 1943, September In Birkenau, Lagerabschnitt BIIb, richtet die SS das »Theresienstädter Familienlager« ein.
- 1943, Dezember In Birkenau, Bauabschnitt BIIIf, wird das neue Effektenlager fertiggestellt; »Kanada II« besteht aus 30 Baracken, vier Baracken werden als Unterkünfte für die männlichen und weiblichen Häftlinge genutzt.
- 1944, Januar Vrba erfährt von einem Häftling den Plan der Deutschen, die ungarischen Juden nach Auschwitz-Birkenau zu deportieren.
- 1944, 19. März Deutsche Truppen besetzen Ungarn.
- 1944, März Die im September 1943 nach Birkenau deportierten Juden aus dem Ghetto Theresienstadt werden nach sechsmonatiger »Quarantäne« ermordet.
- 1944, März Baubeginn der Lagererweiterung BIII in Birkenau
- 1944, März In Budapest trifft das »Sondereinsatzkommando Eichmann« ein, das mit Hilfe der ungarischen Gendarmerie die Deportation der Juden Ungarn plant und durchführt.
- 1944, 7. April Vrba und Wetzler verstecken sich auf dem Gelände des neuen Lagers BIII, 300 Meter östlich von Krematorium V.
- 1944, 10. April Die Flucht aus dem Gesamtlagerbereich gelingt Vrba und Wetzler.
- 1944, 21. April Vrba und Wetzler überschreiten die polnisch/slowakische Grenze; in der Stadt Žilina erstatten die beiden Flüchtlinge dem Judenrat einen detailgenauen Bericht über den Massenmord in Auschwitz-Birkenau; die von Vrba und Wetzler diktierten Schilderungen werden mitstenografiert und danach maschinenschriftlich zu einem Bericht zusammengefügt; der in Slowakisch abgefasste Bericht wird sogleich ins Deutsche übertragen.
- 1944, 27. April Der Vrba-Wetzler-Bericht ist fertiggestellt und liegt in mehreren Ausfertigungen vor.
- 1944, 28. April Auf einer Konferenz des slowakischen Judenrats

- in Žilina werden Vrba und Wetzler einer strengen Befragung unterzogen.
- 1944, 28. April Vrba sieht in Žilina den ersten Transport mit Juden aus Ungarn.
- 1944, April Vrba und Wetzler erhalten vom Judenrat falsche Papiere; der Jude und Auschwitz-Flüchtling Walter Rosenberg heißt nunmehr Rudolf Vrba und ist – wie Vrba später schreibt – ein »reinrassiger« Slowake.
- 1944, April/Mai Der Bericht gelangt nach Budapest und wird ins Ungarische übersetzt.
- 1944, Ende April Vrba und Wetzler gehen aus Sicherheitsgründen in die Kleinstadt Liptovský Mikuláš.
- 1944, Mai Die »Neue Rampe« ist fertiggestellt.
- 1944, 15. Mai Beginn der Deportation von ungarischen Juden; bis Anfang Juli 1944 werden 437 000 Juden aus Ungarn mit 147 Güterzügen (meist 3000 Juden je Transport) nach Auschwitz-Birkenau transportiert.
- 1944, Mai/Juni Entgegen den Absprachen mit dem Judenrat kommt Vrba nach Bratislava; ein Jugendfreund, Josef Weiss, erhält von ihm den Bericht und verteilt Kopien an junge jüdische Emissäre, die das Dokument nach Ungarn bringen.
- 1944, Juni Der neue Lagerteil von Birkenau, BIII, »Mexiko« genannt, wird mit weiblichen Häftlingen belegt.
- 1944, 4. Juni Rom wird von amerikanischen Truppen befreit.
- 1944, 6. Juni »Operation Overlord«: Invasion der Westalliierten in der Normandie
- 1944, 20. Juni Rudolf Vrba und Czesław Mordowicz haben in einem Kloster nahe Bratislava eine Zusammenkunft mit Mario Martilotti, Mitglied der vatikanischen Nuntiatur in der Schweiz.
- 1944, 22. Juni Beginn der Großoffensive der Roten Armee an der Ostfront, die in kürzester Zeit bis Minsk (Weißrussland) und Wilna (Litauen) vorstößt, um nach der vernichtenden Niederlage der Wehrmacht Richtung Ostpreußen und Warschau weiter vorzurücken.

- 1944, 25. Juni Papst Pius XII. appelliert telegrafisch an Ungarns Staatsoberhaupt Miklos Horthy, er solle die Juden vor weiterem Schmerz und Leiden bewahren.
- 1944, 30. Juni König Gustav V. von Schweden telegraphiert Miklos Horthy, er möge »im Namen der Menschlichkeit« und für den guten Ruf Ungarns die überlebenden ungarischen Juden retten.
- 1944, 30. Juni Nach Verhandlungen zwischen dem stellvertretenden Vorsitzenden des zionistischen Rettungskomitees Rudolf (Rezső) Kasztner mit Adolf Eichmann verlässt ein Zug mit 1684 ungarischen Juden Budapest. Über das KZ Bergen-Belsen erreicht der Zug die Schweiz.
- 1944, Ende Juni Vrba und Mordowicz haben ein Treffen mit Rabbi Michael Beer Weissmandel in Bratislava; Weissmandel leitet in der slowakischen Hauptstadt eine Jeschiwa (Thora-Talmud-Hochschule).
- 1944, Juni/Juli Die Schweizer Presse veröffentlicht in zahlreichen Artikeln die im Vrba-Wetzler-Bericht enthaltenen Informationen über die Verbrechen in Auschwitz.
- 1944, 2. Juli Luftangriffe der Amerikaner auf Budapest, um die Forderungen nach dem Stopp der Deportationen militärisch zu unterstreichen.
- 1944, 5. Juli Die Royal Air Force bombardiert Budapest.
- 1944, 7. Juli Das ungarische Staatsoberhaupt Miklos Horthy verfügt, nach Interventionen des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, des Papstes Pius XII. u. a. den Stopp der Deportationen.
- 1944, 29. August Beginn des slowakischen Nationalaufstands gegen die deutschen Besatzer
- 1944, September Vrba schließt sich slowakischen Partisanen an.
- 1944, Oktober Das Relief Committee for Jewish War Victims (RELICO) veröffentlicht unter dem Titel *Die Juden-
ausrottung in Polen. Augenzeugenberichte, Dritte Serie: Die Vernichtungslager* (Genf) den Vrba-Wetzler-Bericht.
- 1944, Oktober In Ungarn wird das Horthy-Regime gestürzt, der

- faschistische Pfeilkreuzler Ferenc Szalási übernimmt die Macht.
- 1944, November Der Vrba-Wetzler-Bericht wird zusammen mit den Berichten von Arnošt Rosin, Czesław Mordowicz und Jerzy Tabeau (»der polnische Major«) vom War Refugee Board des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt unter dem Titel *German Extermination Camps – Auschwitz and Birkenau* (Washington, D. C.) veröffentlicht.
- 1944, November Die ss stellt die Vergasungen in Birkenau ein.
- 1944, Ende November In Budapest wird ein hermetisch abgeriegeltes Ghetto eingerichtet, an die 70 000 Juden sind dort eingepfercht.
- 1945, Januar Auschwitz und Birkenau sowie die Nebenlager werden aufgelöst; 60 000 Häftlinge zwingt die ss auf Todesmärsche nach Gleiwitz/Gliwice und Loslau/Wodzisław Śląski in Oberschlesien.
- 1945, 13. Februar Budapest wird von der Roten Armee befreit.
- 1945, Mai Vrba wird aus der Armee ehrenvoll entlassen.
- 1945 Vrba lässt seinen »nom de guerre« legalisieren; aus Walter Rosenberg wird amtlich Rudolf Vrba.
- 1945 Beginn des Studiums der Chemie und Biochemie in Prag
- 1949 Eheschließung mit Gerta Sidon
- 1951 Doctor of Technical Science, Technische Universität (Prag)
- 1952 Geburt von Tochter Helena
- 1954 Geburt von Tochter Zuza
- Mitte der 50er Jahre Scheidung der ersten Ehe mit Gerta Sidon
- 1956 Candidate of Science, Akademie der Wissenschaften, Prag
- 1958 Reise nach Österreich; Vrba kehrt nicht in die ČSSR zurück und wandert in Israel ein; Arbeit im israelischen Landwirtschaftministerium. Gerta und die beiden Töchter wandern nach Großbritannien aus.
- 1960 Auswanderung nach Großbritannien, Arbeit beim British Medical Research Council, London

- 1961 Fünfteilige Artikelseerie Rudolf Vrba in der britischen Gewerkschaftszeitung *Daily Herald*
- 1961 Vrba bietet sich der Anklagevertretung im Jerusalemer Eichmann-Prozess als Zeuge an; er übergibt in der israelischen Botschaft in London eine eidesstattliche Erklärung, in der er detailliert die ihm bekannten Opferzahlen von Auschwitz nennt.
- 1963 Das Buch von Rudolf Vrba und Alan Bestic *I Cannot Forgive* erscheint in London.
- 1963, März Vrba wird in Frankfurt am Main von Untersuchungsrichter Heinz Düx (Landgericht Frankfurt am Main) an zwei Tagen richterlich vernommen.
- 1964, 30. November Vrba ist Zeuge im Prozess gegen Mulka u.a. (Auschwitz-Prozess) vor dem Landgericht Frankfurt am Main; er erkennt den Hauptangeklagten Robert Mulka als einen SS-Führer, die auf der «Alten Rampe» bei Selektionen tätig waren.
- 1964/65 Zeuge im Prozess gegen die Eichmann-Mitarbeiter in Budapest, Hermann Krumej und Otto Hunsche, vor dem Landgericht Frankfurt am Main (April 1964-Februar 1965)
- 1966 Der Schweizer Journalist Werner Rings interviewt Vrba für seine vierteilige Fernsehdokumentation «Advokaten des Feindes».
- 1967 Übersiedlung nach Kanada, Arbeit beim Medical Research Council of Canada
- 1968, 27. Dezember Zeuge im Prozess gegen die Eichmann-Mitarbeiter in Budapest, Hermann Krumej und Otto Hunsche, vor dem Landgericht Frankfurt am Main (Juni 1968-August 1969)
- 1972, 30. Mai Vrba ist Zeuge im Prozess vor dem Landesgericht Wien gegen Otto Graf u.a.; das Geschworenengericht spricht Graf frei.
- 1973 Lehrtätigkeit an der Harvard Medical School, Boston/usa
- 1975 Rudolf Vrba heiratet Robin Lipson in Boston.
- 1976 Lehrtätigkeit an der Medizinischen Fakultät der University of British Columbia, Vancouver, B.C.

- 1985 Vrba ist Zeuge im Prozess gegen den Holocaust-Leugner Ernst Zündel in Toronto/Kanada.
- 1985 Der französische Filmautor Claude Lanzmann interviewt Vrba in Vancouver für seine Dokumentation *Shoah*.
- 1989, 14-April Im Auftrag der Staatsanwaltschaft Siegen wird Vrba im Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Toronto in der Strafsache gegen Ernst August König vernommen.
- 1989, Oktober Vrba ist Zuhörer im Prozess gegen den vormaligen SS-Angehörigen von Auschwitz Ernst August König (Landgericht Siegen) und erkennt in dem Zeugen Heinrich Kühnemann den SS-Mann, der ihm unter dem Namen «Hans König» bekannt ist; Vrba erstattet bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main Anzeige gegen Kühnemann; am 12. Oktober 1989 wird Vrba in Sachen Kühnemann in Frankfurt am Main polizeilich vernommen.
- 1991, Mai Vrba ist Zeuge im Prozess gegen Heinrich Kühnemann vor dem Landgericht Duisburg; 1993 wird das Verfahren gegen Kühnemann wegen Verhandlungsunfähigkeit des Angeklagten eingestellt.
- 1993 Die Filmautoren Dietrich Wagner und Rolf Bickel (Hessischer Rundfunk) interviewen Vrba in Vancouver; in der dreiteiligen Fernsehdokumentation «Strafsache 4 Ks 2/63. Auschwitz vor dem Frankfurter Schwurgericht» (Hessischer Rundfunk 1993) ist Vrba einer der Protagonisten.
- 1993, Dezember Teilnahme an dem Kongress «betr. Fritz Bauer und der Auschwitz-Prozess», Frankfurt am Main, Bürgerhaus Gallus
- 1998 Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Haifa
- 2004, März Teilnahme an der Eröffnung der Ausstellung «Auschwitz-Prozess 4 Ks 2/63 Frankfurt am Main», Frankfurt am Main, Frankfurter Römer
- 2006, 27. März Tod Rudolf Vrbas

Bibliografie

Die Auschwitz-Berichte

- Conway, John S.: «Der Auschwitz-Bericht von April 1944», in: *Zeitgeschichte*, Jg. 8 (1981), H. 11/12, S. 413-442.
- Lichtenstein, Heiner: *Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde*. Mit einem Vorwort von Eugen Kogon. Köln: Bund-Verlag, 1980, S. 131-170 (Deutsche Übersetzung des aus dem Ungarischen ins Englische übertragenen Auschwitz-Berichts; oss Field Memorandum 257 (FR-425)).
- Mendelsohn, John (Ed.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. New York, London 1982, Vol. 11, S. 227-278 (Englische Übersetzung einer ungarischen Fassung des Auschwitz-Berichts).
- Silberschein, Adolf (Hrsg.): *Die Judenausrottung in Polen. Augenzeugenberichte. Dritte Serie: Die Vernichtungslager*. Genf 1944, S. 21-32 (Vrba), S. 45-76 (Tabeau), S. 77-82 (Wetzler), S. 83-108 (Vrba-Wetzler).
- Swiebocki, Henryk (Hrsg.): *London wurde informiert ... Berichte von Auschwitz-Flüchtlingen*. Oświęcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, 1997.
- Szenes, Sándor/Baron, Frank: *Von Ungarn nach Auschwitz. Die verschwiegene Warnung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 1994, S. 107-161 (Abdruck des Auschwitz-Berichts und des Berichts von Jerzy Tabeau).
- Wyman, David S. (Ed.): *America and the Holocaust*. Vol. 12: Bombing Auschwitz and the Auschwitz Escapees' Report. New York, London 1990, S. 1-64 (Abdruck des vom War Refugee Board im November 1944 veröffentlichten Auschwitz-Berichts der fünf Flüchtlinge).

Ausgewählte Sekundärliteratur

- Bauer, Yehuda: «Anmerkungen zum ‚Auschwitz-Bericht‘ von Rudolf Vrba», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 45 (1997), H. 2, S. 297-307.
- ders.: «Rettungsversuche – Der Fall der Auschwitz-Protokolle», in: Yehuda Bauer: *Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen*. Aus dem Engl. von Christian Wiese. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 2001, S. 260-292.

- ders.: «Rudolf Vrba und die Auschwitz-Protokolle. Eine Antwort auf John S. Conway», in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, Jg. 54 (2006), H. 4, S. 701-710.
- Conway, John S.: «Frühe Augenzeugenberichte aus Auschwitz. Glaubwürdigkeit und Wirkungsgeschichte», in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, Jg. 27 (1979), H. S. 260-284.
- ders.: «The First Report About Auschwitz», in: *Simon Wiesenthal Center Annual*, Vol. i (1984), S. 133-151.
- ders.: «Der Holocaust in Ungarn. Neue Kontroversen und Überlegungen», in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, Jg. 32 (1984), H. 2, S. 179-212.
- ders.: «The Holocaust in Hungary: Recent Controversies and Reconsiderations», in: Randolph L. Braham (Ed.): *The Tragedy of Hungarian Jewry. Essays, Documents, Depositions*. New York 1986, S. 1-48.
- ders.: «The Significance of the Vrba-Wetzler Report on Auschwitz-Birkenau», in: Rudolf Vrba / Alan Bestic: *440-70. The Conspiracy of the Twentieth Century*. Bellingham, WA 1989, S. 335-369.
- ders.: «Die Flucht aus Auschwitz: Sechzig Jahre danach», in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte*, Jg. 53 (2005), H. 3, S. 461-472.
- Gilbert, Martin: *Auschwitz und die Alliierten*. Aus dem Engl. von Karl Heinz Silber. München: Beck-Verlag, 1982.
- Karny, Miroslav: «Ein Auschwitz-Bericht und das Schicksal des Theresienstädter Familienlagers», in: *Judaica Bohemiae*, Jg. 21 (1985), H. 1, S. 9-28.
- ders.: «History of the Vrba and Wetzler Auschwitz Report», in: *The Tragedy of Slovak Jews*. Proceedings of the International Symposium. Banska Bystrica, 25th to 27th March 1992. Banska Bystrica 1992, S. 175-196.
- ders.: «The Vrba and Wetzler Report», in: Yisrael Gutman / Michael Berenbaum (Ed.): *Anatomy of the Auschwitz Death Camp*. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press, 1994, S. 553-568.
- Kranzler, David H.: «The Swiss Press Campaign that halted Deportations to Auschwitz and the Role of the Vatican, the Swiss and Hungarian Churches», in: *Remembering for the Future*. Working Papers and Addenda. Ed. by Yehuda Bauer et. al. Oxford 1989, Vol. I, S. 156-170.
- Kulka, Erich: «Theresienstadt, eine Tarnung für Auschwitz», in: *Theresienstadt*. Red. Rudolf Iltis, Frantisek Ehrmann, Ota Heitlinger. Wien: Europa Verlag, 1968, S. 201-219.
- ders.: «Five Escapes from Auschwitz», in: Yuri Suhl (Ed.): *They Fought Back. The Story of the Jewish Resistance in Nazi Europe*. New York 1975, S. 196-218.

- ders.: «Escapes of Jewish Prisoners from Auschwitz-Birkenau and their Attempts to Stop the Mass Extermination», in: *The Nazi Concentration Camps. Structure and Aims – The Image of the Prisoner – The Jews in the Camps*. Proceedings of the Fourth Yad Vashem International Historical Conference, Jerusalem, January 1980. Jerusalem 1984, S. 401-416.
- ders.: «Kampf der jüdischen Häftlinge gegen die Endlösung in Auschwitz», in: *Zeitgeschichte*, Jg. 13 (1986), H. 11/12, S. 381-396.
- ders.: «The Efforts of Jewish Fugitives To Stop the Shoah at Auschwitz», in: *The Tragedy of Slovak Jews*. Proceedings of the International Symposium. Banska Bystrica, 25th to 27th March 1992. Banska Bystrica 1992, S. 281-298.
- Lánik, Jozko (Wetzler, Alfréd): *Oswiecim. Hrohka styroch miliónov Pudi. Kratka historia a život v oswiecimskom pekle v rokoch 1942-1945*. Bratislava: Vydalo Poveremctvo SNRpre informácie, 1945.
- Lánik, Jozef (Wetzler, Alfréd): *Escape from Hell. The True Story of the Auschwitz Protocol*. Ed. by Peter Várnai. Oxford et al.: Berghahn, 2007, XII: III, Kt.
- ders.: *Was Dante nicht sah*. Roman. Aus dem Slowak. von Erich Mehnert. Berlin: Verlag der Nation 1967; Frankfurt am Main: Röderberg Verlag, 1967.
- Laqueur, Walter: *Was niemand wissen wollte: Die Unterdrückung der Nachrichten über Hitlers «Endlösung»*. Aus dem Engl. von Otto Weith. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein Verlag, 1981.
- Lichtenstein, Heiner: *Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde*. Mit einem Vorwort von Eugen Kogon. Köln: Bund Verlag, 1980.
- Linn, Ruth: *Escaping Auschwitz. A Culture of Forgetting*. Ithaca, London: Cornell University Press, 2004.
- Schwarcz, Viktor: «Die Flucht des Rudolf Vrba und des Alfréd Wetzler aus Auschwitz», in: Jin Kosta, Jaroslava Milotová, Zlatica Zudová-Lesková (Hrsg.): *Tschechische und slowakische Juden im Widerstand 1938-1945*. Aus dem Tschech. von Marcela Euler. Berlin: Metropol Verlag, 2008, S. 147-163.
- Szenes, Sandor / Baron, Frank: *Von Ungarn nach Auschwitz. Die verschwiegene Warnung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 1994.
- Vrba, Rudolf / Bestic, Alan: *I Cannot Forgive*. London: Sidgwick & Jackson, 1963.
- dies.: *Ich kann nicht vergeben*. Aus dem Engl. von Werner von Grünau. München: Rütten & Loening, 1964.
- dies.: *Je me suis évadé d'Auschwitz*. Paris: Édition Ramsay, 1988.
- dies.: *44070. The Conspiracy of the Twentieth Century*. Bellingham, WA: Star & Cross Publishing House, 1989.

- ders.: *Ontsnaapt uit Auschwitz: 44070*. Kämpen: Kok Voorhoeve, 1996.
- Vrba, Rudolf: «The Role of Holocaust in German Economy and Military Strategy During 1941-1945», in: *Remembering for the Future. Working Papers and Addenda*, Vol. II: The Impact of the Holocaust on the Contemporary World. Ed. by Yehuda Bauer et. al. Oxford et al.: Pergamon Press, 1989, S. 2263-2273.
- ders.: «Personal Memoirs of Actions of S. Doctors of Medicine in Auschwitz I and Auschwitz II (Birkenau)», in: *Medical Science without Compassion. Past and Present*. Fall Meeting, Cologne, September 28-30, 1988. Ed. by Charles Roland et. al. Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, 1992, S. 15-29.
- ders.: «Die missachtete Warnung. Betrachtungen über den Auschwitz-Bericht von 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 44 (1996), H. 1, S. 1-24.
- ders.: «The Preparations for the Holocaust in Hungary. An Eyewitness Account», in: *The Holocaust in Hungary. Fifty Years Later*. Ed. by Randolph L. Braham, Attila Pok. New York: Columbia University Press, 1997, S. 227-282.
- ders.: «Vergebliche Warnung. Bericht über eine Flucht aus Auschwitz», in: *Die Erfahrung des Exils. Exemplarische Reflexionen*. Hrsg. von Wolfgang Benz und Marion Neiss. Berlin: Metropol Verlag, 1997, S. 105-123.
- ders.: *I Escaped from Auschwitz*. Haifa: Haifa University Press, 1998.
- ders.: *Utekljsem z Osvetimi*. Prag: Sefer, 1998.
- ders.: «The Preparations for the Holocaust in Hungary. An Eyewitness Account», in: *The Nazis' Last Victims. The Holocaust in Hungary*. Ed. by Randolph L. Braham with Scott Miller. Detroit: Wayne State University Press, 1998, S. 55-101.
- ders.: *Als Kanada in Auschwitz lag. Meine Flucht aus dem Vernichtungslager*. Aus dem Engl. von Werner von Grünau. Mit einem Nachwort von Friedemann Bedürftig. München, Zürich: Piper Verlag, 1999 (Serie Piper 2694).
- ders.: *I Escaped from Auschwitz*. Fort Lee, N. Y.: Barricade Books, 2002.
- Wetzler, Alfréd: *Was Dante nicht sah*. Roman. Aus dem Slowak. von Erich Mehnert. Überarbeitete Neuauflage. Graz-Wien: Nausner & Nausner Verlag, 2007.
- Wyman, David S.: «Why Auschwitz Was Never Bombed», in: *Commentary*, Vol. 65, No. 5 (1978), S. 37-46.
- ders.: *Das unerwünschte Volk. Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden*. Aus dem Amerikan. von Karl Heinz Silber. Ismaning bei München: Max Hueber Verlag, 1986.

Bildnachweise

Bildteil I

1. Luftaufnahme von Birkenau, 1945
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
2. Alte Rampe, um 1945
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
3. Birkenau, Neue Rampe, 1944
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
4. Birkenau, Neue Rampe, Ortsbesichtigung, Dezember 1964
© Georg Bürger, Frankfurt am Main
5. Birkenau, Neue Rampe, um 1945
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
6. Auschwitz I (Stammlager), Krematorium, Ortsbesichtigung, Dezember 1964 © Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main
7. Verbrennungsofen im Krematorium I (Stammlager), Dezember 1964 © Georg Bürger, Frankfurt am Main
8. Luftaufnahme von Auschwitz I (Stammlager) und der Alten Rampe, 4. April 1944 © Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
9. Luftaufnahme von Auschwitz I (Stammlager), 31. Mai 1944
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
10. Luftaufnahme von Birkenau, 21. Dezember 1944
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim
11. Luftaufnahme des Lagerkomplexes
© Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim

12. Lageplan des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz II (Birkenau), Ausbaustand August 1944
© Max-Hinrich Heldt
13. Der Fluchtweg von Rudolf Vrba und Alfréd Wetzler von Birkenau in die Slowakei im April 1944
© Martin Gilbert. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags C.H. Beck, entnommen aus: Gilbert, Martin: Auschwitz und die Alliierten, 1982.
14. Brief von Rudolf Vrba an den Staatsanwalt, 1. Januar 1963
© Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main
15. Brief von Rudolf Vrba an Landgerichtsrat Heinz Düx, 31. Januar 1963
© Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main
- 16-19. Brief von Rudolf Vrba an Hermann Langbein vom 9. Februar 1963
© Österreichisches Staatsarchiv, Wien, Nachlass Hermann Langbein, E/1797, Ordner 45

Bildteil II

1. Gymnasium Bratislava 1936/1937 © Rudolf Vrba Archives, LLC
2. Rudolf Vrba mit Zummy Sonnenschein, Anfang 1942
© Rudolf Vrba Archives, LLC
3. Rudolf Vrba in der Uniform der slowakischen Partisanen, um 1944/1945
© Rudolf Vrba Archives, LLC
4. Rudolf Vrba vermutlich in Prag, Anfang der 1950er Jahre © Rudolf Vrba Archives, LLC
5. Rudolf Vrba und Arnost Rosin, 1944/1945
© Rudolf Vrba Archives, LLC
6. Arnost Rosin, Rosins Frau und Rudolf Vrba, 1946
© Rudolf Vrba Archives, LLC
7. Rudolf Vrba, nach 1945
© Rudolf Vrba Archives, LLC

8. Rudolf Vrba Anfang der 1950er Jahre in der Tschechoslowakischen Republik © Rudolf Vrba Archives, LLC
9. Rudolf Vrba, 1952 © Rudolf Vrba Archives, LLC
10. Rudolf Vrba mit seiner ersten Ehefrau Dr. Gerta Vrbova und seiner Tochter Helena, um 1953 © Rudolf Vrba Archives, LLC
11. Rudolf Vrba mit Zuza und der Tochter eines Freundes, um 1955
© Rudolf Vrba Archives, LLC
12. Rudolf Vrba, seine Mutter Helena Reichsfeldova, seine Töchter Zuza und Helena, wahrscheinlich in Prag, um 1956 © Rudolf Vrba Archives, LLC
13. Alfréd Wetzler, 1964 © Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main
14. Rudolf Vrba, 1964 © Schindler-Foto-Report
15. Rudolf Vrba während der Dreharbeiten zu Werner Rings Fernsehdokumentation «Advokaten des Feindes», 1966
© Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich (Nachlass Werner Rings)
16. Rudolf Vrba bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Haifa, 1998 © Universität Haifa
17. Rudolf Vrba bei der Eröffnung der Ausstellung «Auschwitz-Prozess 4 Ks 2/63 Frankfurt am Main» im Römer, Frankfurt am Main, 2004 © Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main

In einigen Fällen ist es uns trotz intensiver Nachforschungen nicht gelungen, die heutigen Rechteinhaber zu ermitteln. Wir bitten diese, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.